kelter

Nur DM 3,25

3 Romane

Nr. 82

Ärzte und Patienten



Schweiz **Fr 3,30** Italien **L 3800** Frankreich **F 13,-**
Spanien **ptas 375** Holland **hfl 4,-** Österreich **S 24**

00082
4 394005 703254

Verenas letzter Wunsch

Roman von Ina Andree

In der Chirurgie des Krankenhauses Bergstedt war heute noch niemand zur Ruhe gekommen. Im Operationssaal brannten die Neonleuchten schon den ganzen Tag. Als das Team bereits am Rande der Erschöpfung war, brachte man noch einen Patienten mit einem Magendurchbruch.

Oberarzt Dr. Jäger stand wieder am Operationstisch. Mit sicherer Hand setzte er das Skalpell zu einem Rippenrandschnitt an.

Es wurden keine unnützen Worte gesprochen. Ärzte und Schwestern waren so aufeinander eingespielt, daß es oft nur einer Bewegung bedurfte, um auch einen so schweren Eingriff reibungslos ablaufen zu lassen.

Um so erstaunter waren alle, als sich Dr. Jäger ganz plötzlich aufrichtete und sichtlich ein Stöhnen unterdrückte.

»Verwachsungen«, sagte er. »Sie dürften von alten Entzündungen herrühren.«

Die anderen wußten, daß ihm das die Sicht auf das eigentliche Operationsfeld versperrte und ihm die weitere Arbeit erschwerte.

Schon beugte sich Dr. Jäger wieder über den Patienten und vergrößerte die Öffnung.

»Blutdruck fällt«, meldete die junge Ärztin Dr. Wilma Halmer. Sie hatte bei dieser Operation die Narkose und die Überwachung der Instrumente übernommen. Eine Blutung entstand jetzt. Mit Daumen und Zeigefinger preßte der Oberarzt eine Arterie zusammen. Der Stationsarzt der chirurgischen Abteilung setzte dann noch eine Klemme.

»Blutdruck fällt weiter.« Wilma Halmers sonst so ruhige Stimme klang erregt. »Puls schwächer.«

»Adrenalin!« Dr. Jäger streckte bereits die Hand aus, während die

OP-Schwester noch das Mittel in eine Spritze aufzog.

Die Blutung war zum Stillstand gekommen. Der Oberarzt injizierte das Mittel.

In diesem Augenblick fiel von Wilma Halmer das in einem Operationssaal gefürchtete Wort:

»Herzstillstand.« Sie holte tief Luft, ehe sie hinzufügte: »Kreislauf zusammengebrochen.«

Die Ärzte sahen einander erschrocken an.

»Drei Minuten«, flüsterte Dr. Jäger und beugte sich tief über den Patienten.

Alle wußten, was das hieß. Drei Minuten nur hatte der Chrirurg Zeit, um das Herz wieder in Gang zu bringen. Blieb das Gehirn länger ohne Sauerstoff, dann würde eine Wiederbelebung ihren Sinn verloren haben.

Der Oberarzt hatte den Schock schon überwunden. Durch die Öffnung versuchte er, das Herz zu erreichen. Er begann es zu massieren.

»Strophantin?« fragte ein Assistent.

Dr. Jäger nickte nur. Er ließ sich nicht aus dem Rhythmus des Massierens bringen.

»Wie lange noch?« fragte er.

»Eine Minute«, antwortete jemand.

Zwei Minuten, dachte der Chirurg, zwei Minuten massiere ich erst? Ist es nicht schon eine Ewigkeit? Wie lange dauert es noch, bis Wilma Halmer meldete, das Herz habe seine Tätigkeit wiederaufgenommen?

Aber vielleicht geschah das gar nicht mehr. Möglicherweise hatte der fünfzigjährige Patient schon vorher Schwierigkeiten mit seinem Herzen und dem Kreislauf gehabt.

Dr. Jäger warf einen Blick in das Gesicht des Mannes. Seine Lippen waren blau verfärbt. Aber jetzt öffneten sie sich mit einem zitternden Atemstoß. Die fahle Gesichtshaut schien sich etwas zu beleben.

Und nun fielen auch die erlösenden Worte von Wilma Halmer:

»Herz arbeitet wieder, Blutdruck steigt.«

Der Oberarzt gab die Herzmassage auf. Jetzt galt es, noch schneller zu arbeiten.

Es verging doch noch eine knappe Stunde, bis sich Dr. Jäger aufrichtete und seinen Assistenten bat, die Wunde zu vernähen.

Kappe und Mundschutz des Chirurgen waren feucht. Er begab sich sofort in den Waschraum, ließ sich von einer Schwester die Gummihandschuhe ausziehen und aus dem hellgrünen Kittel helfen. Dann sank er erst auf einen Stuhl, ehe er an das Waschbecken ging.

Als der Patient auf einem fahrbaren Bett zum Lift gebracht wurde, stand der Oberarzt bereits wieder auf dem Flur. Sein Gesicht sah abgespannt aus, aber er lächelte.

»Daß die schwersten Fälle oft erst gegen Abend kommen müssen«, sagte er zu einem Kollegen.

Oberschwester Hanna trat dazu.

»Soll ich Ihnen einen Kaffee zubereiten lassen, Herr Oberarzt?« fragte sie.

Dr. Jäger schüttelte den Kopf. »Nein, danke. Ich nehme an, daß Heidrun Elsner noch da ist und in meinem Zimmer Kaffee bereithält, Schwester Hanna.«

»Da werden Sie wohl recht haben«, sagte die ältere Oberschwester.

In ihrer Stimme lag ein Anflug von Neid. Jeder wußte, wie sehr Dr. Jäger seine fünfundzwanzigjährige Assistentin schätzte.

Kaum hatte Dr. Jäger das Vorzimmer betreten, stand Heidrun Elsner hinter ihrem Schreibtisch.

Sie war klein und zart, hatte kurzgeschnittenes braunes Haar und dunkle Augen. Seit einem halben Jahr war sie dem Oberarzt als Assistentin zugeteilt.

Sie sorgte gern für das Wohl des Oberarzt. Jetzt sagte sie:

»Vor fünf Minuten habe ich die Kaffeemaschine zum x-tenmal angestellt, Herr Oberarzt. Heute sah es ja wieder einmal aus, als wollten Sie im OP übernachten. Gerade heute!«

Dr. Jäger strich sich über die Stirn.

»Wieso sagen Sie gerade heute?« wollte er wissen.

Heidrun seufzte.

»Haben Sie etwa vergessen, daß Sie mit Ihrer Frau nach Hamburg fahren und ins Theater gehen wollten?«

»Ja, das hatte ich völlig vergessen«, antwortete Dr. Jäger etwas schuldbewußt. Er sah auf die Uhr. »Aber das schaffe ich, wenn ich mich beeile. Zuvor muß ich jedoch noch nach dem Frischoperierten sehen.«

Heidrun stellte sich vor die Tür und erwiderte in energischem Ton:

»Zuerst werden Sie eine Tasse Kaffee trinken. Ich bestelle inzwischen Dr. Winter hierher. Er hat heute Nachtdienst. Er kann auch hier von Ihnen all nötigen Instruktionen erhalten. Er ist erfahren und gewissenhaft, Sie dürfen sich voll und ganz auf ihn verlassen.«

»Also gut, ich füge mich.«

Dr. Jäger ging in sein Zimmer und ließ sich in einen Sessel fallen. Auf dem Tisch davor stand die Kaffeemaschine.

Heidrun schenkte ein.

»Trinken Sie eine Tasse mit mir, Heidrun«, bat der Oberarzt. Sie hatte ihm erlaubt, sie so vertraut anzusprechen, immerhin war sie viel jünger als er. »Oder wollen Sie gehen? Sie hätten längst Feierabend.«

»Nein, ich verlasse das Krankenhaus erst, wenn Sie draußen sind, Herr Oberarzt.« Heidrun setzte sich. »Ich habe es nämlich Ihrer Frau versprochen.«

Dr. Jäger lachte.

»Ach, haben Sie wieder einmal ein Geheimabkommen mit meiner Frau? Sie steckten oft mit ihr unter einer Decke.«

»Aber immer nur zu Ihrem Wohl. Ihre Frau hat mich vor einer Stunde angerufen, weil sie fürchtete, daß Sie wieder einmal nicht rechtzeitig nach Hause kommen würden. Sie freut sich ganz besonders auf den Theaterbesuch.«

»Das wundert mich nicht. Ich habe meine Frau in letzter Zeit sehr vernachlässigen müssen. Bitte, rufen Sie jetzt Dr. Winter, Heidrun. Ich muß mich nun wirklich beeilen.«

Als die Assistentin vom Telefon zurückkam, fragte sie:

»Wissen Sie überhaupt, wer heute Ihr letzter Patient war, Herr Oberarzt?«

»Ein Mann von fünfzig Jahren mit einem Magendurchbruch. Den Namen habe ich nicht behalten. Dazu waren wir zu sehr in Eile. Warum fragen Sie?«

»Weil ich weiß, wen Sie operiert haben. Einen Mann, der normalerweise nicht ins Kreiskrankenhaus gekommen wäre, sondern den berühmtesten Professor in der teuersten Klink konsultiert hätte. Ganz so, wie es sich für einen Millionär gehört!«

»Merkwürdig, daß auch das Herz eines Millionärs während der Operatin stillstehen kann«, sagte Dr. Jäger etwas ironisch.

Heidrun machte ein gekränktes Gesicht.

»Daß Sie auch gar nicht neugierig sein können, Herr Oberarzt. Dabei habe ich mich so darauf gefreut, Ihnen diese Neuigkeit mitteilen zu können. Schließlich passiert es wirklich nicht alle Tage, daß wir solch einen vermögenden Mann im Krankenhaus haben. Dieser Patient heißt Friedrich Lüdke. Sagt Ihnen das etwas?«

Dr. Jäger strich sich das graumelierte Haar aus der Stirn und antwortete lächelnd:

»Ehrlich gesagt nein. Ich hatte bisher noch nicht mit Millionären zu tun, kenne mich also in dieser Kategorie Menschen nicht aus. Ist das eine Bildungslücke?«

»Sicher nicht. Friedrich Lüdke ist der bedeutendste Kochtopffabrikant der Bundesrepublik.«

»Na, so was!« Dr. Jäger lachte. »Ich bewundere Sie, Heidrun. Gibt es etwas, das Sie nicht wissen? Und wo lebt dieser Mann? Etwa hier in Bergstadt?«

Man merkte dem Oberarzt an, wie sehr ihn dieses Gespräch amüsierte.

Seine Assistentin hatte ein wunderbares Talent, alles wichtig zu machen. Dabei leuchtete ihr immer der Schalk aus den braunen Augen.

»Nein, er lebt nicht in Bergstedt, sondern in Hannover. Bei uns war er nur zur Erholung. Sie sehen, es gibt Millionäre, die nicht unbedingt auf internationalem Pflaster Urlaub machen, sondern sich in die romantische Harburger Berge zurückziehen.«

Die Unterhaltung wurde unterbrochen. Dr. Winter, der Stationsarzt der Männerabteilung, betrat das Zimmer.

Heidrun zog sich zurück, während die beiden Ärzte noch einmal über den Fall Lüdke sprachen. Sie rief im Haus des Oberarztes an. Seine Frau war am Apparat.

»Klappt es doch nicht, Fräulein Heidrun?« fragte sie sogleich mit enttäuscht klingender Stimme. »Was mache ich jetzt nur? Ich bin schon fix und fertig angezogen.«

»Das ist gut, Frau Jäger. Ihr Mann wird in wenigen Minuten das Krankenhaus verlassen.«

»Danke, Fräulein Heidrun. Sicher hat Sie das wieder viel Mühe gekostet.«

»So schlimm war es nicht. Ich habe Ihren Mann schon widerspenstiger als heute erlebt.«

Heidrun lachte und verabschiedete sich.

Wenig später verließ der Oberarzt das Krankenhaus.

Bald nach ihm ging auch Heidrun Elsner auf den Parkplatz und zu ihrem VW. Jetzt begann für sie ebenfalls der Feierabend. Er wäre nur halb soviel wert gewesen, wenn sie gewußt hätte, daß Gerda Jäger wieder einmal vergeblich auf ihren Mann hätte warten müssen.

*

Noch vor der Visite besuchte der Oberarzt am nächsten Vormittag den Patienten Friedrich Lüdke.

Es ging ihm besser, als man nach der schweren Operation hatte hoffen können. Sofort streckte er Dr. Jäger die Hand entgegen und sagte:

»Dr. Winter hat mir schon berichtet, daß Sie mir das Leben gerettet haben, Herr Oberarzt. Nicht nur wegen des Magendurchbruches, sondern weil mein Herz nicht mehr mittun wollte. Ich hätte Ihnen vorher sagen müssen, daß ich in letzter Zeit Kreislaufbeschwerden hatte. Aber die unheimlichen Schmerzen haben mir jeden klaren Gedanken genommen.«

Arzt und Patient sprachen noch einige Zeit über die Operation, dann erklärte Friedrich Lüdke:

»Ich bin alleinstehend und habe mich nie sonderlich um meine Gesundheit gesorgt. Das Wichtigste war für mich der Aufbau meiner Werke.«

Seine Stimme wurde etwas leiser, und er strich sich über das graumelierte Haar.

»Bis in letzter Zeit. Da beschäftigte mich auch etwas anderes. Aber es war eine große Sorge, die mich wohl viel Kraft gekostet hat. Ich würde gern einmal mit Ihnen darüber sprechen, Herr Oberarzt, doch heute bin ich noch zu schlapp dazu.«

»Ich hätte es Ihnen auch gar nicht gestattet.«

Dr. Jäger sah auf den Infusionsapparat, an den der Patient angeschlossen war und meinte dann:

»In zwei oder drei Tagen werden Sie soweit sein, daß wir uns unterhalten können. Aber was es auch sein mag, das Ihnen Sorgen bereitet, schieben Sie es vorerst von sich. Wenn Sie wieder auf die Beine kommen wollen, müssen Sie selbst am meisten dazu beitragen.«

Friedrich Lüdke nickte, aber seine dunklen Augen in dem sehr sympathischen Gesicht verrieten, daß er noch immer an das dachte, was er eben eine sehr große Sorge genannt hatte. –

Das veranlaßte den Oberarzt, wenig später zu seiner Assistentin zu sagen:

»Auch Millionäre haben Kummer. Anscheinend kann man mit Geld doch nicht alles in Ordnung bringen. Das stellen nur wir uns immer vor, die im Vergleich zu diesen Leuten Habenichtse sind.«

*

Drei Tage später nahm sich Oberarzt Dr. Jäger Zeit für Friedrich Lüdke, bat diesen jedoch:

»Zu lange dürfen Sie das Gespräch mit mir nicht ausdehnen.«

»Ich werde mich so kurz wie möglich fassen, Herr Oberarzt. Ich habe eine Nichte, die schwerkrank ist. Sie ist die Tochter meines verstorbenen Bruders. Mit ihm baute ich die Werke auf. Seine Frau ist ihm sehr früh gestorben. Sie ließ ihn mit zwei Kindern zurück. Mit dem Sohn Jobst und der Tochter Verena. Sie ist jetzt vierundzanzig Jahre, Jobst zweiunddreißig. Die beiden wohnen in Lübeck. Dort arbeitet Jobst als Assistenzarzt in einer Klinik. Er wollte nicht in unser Geschäft einsteigen. Schon vor seinem Abitur hatte er den Wunsch, Arzt zu werden. Das hat einen besonderen Grund. Seine Schwester Verena litt damals bereits an Multiple Sklerose.«

Dr. Jäger sah seinen Patienten erstaunt an.

»Als junges Mädchen schon? Das ist selten.«

»Ja, das sagen alle Ärzte, zu denen wir mit Verena gefahren sind. Keiner konnte ihr helfen.«

Dr. Jäger nickte.

»Leider hat die Wissenschaft noch immer kein Mittel gegen diese furchtbare Krankheit gefunden. Es bleibt nur der eine Trost, daß Menschen, die von Multiple Sklerose befallen werden, sehr alt werden können.«

»Weiß man wirklich noch immer nicht, was die Ursache dieser schrecklichen Krankheit ist?« fragte Friedrich Lüdke. Es war ihm anzusehen, daß er die Antwort kannte.

Trotzdem erwiderte Dr. Jäger.

»Nein, man hat es noch nicht erforscht. Die einen halten die Krankheit für eine Virusinfektion, die anderen sprechen von einer Allergie.«

»Spielt auch die Vererbung eine Rolle, Herr Oberarzt? Ich denke daran, weil Verenas Mutter sehr jung gestorben ist. Man sagte mir damals, sie litt an einem Rückenmarksleiden.«

»Die Vererbung spielt eine untergeordnete Rolle.«

»Es geht Verena in letzter Zeit sehr schlecht. Bis vor kurzem traten die Schübe der Krankheit nur nach längeren Zeiträumen auf. Dann hatte meine Nichte Sehstörungen und litt unter Lähmungen; sie erholte sich aber immer wieder. Inzwischen ist sie jedoch an den Rollstuhl gefesselt. Oft kann sie kaum sprechen. Es ist erschütternd, diesen Verfall zu sehen. Warum kann ihr niemand helfen?«

Das vorher bleiche Gesicht des Patienten hatte sich vor Erregung gerötet. Nur mit Mühe berichtete er weiter:

»Jobst nimmt sich seiner Schwe-

ster ganz besonders an. Er verbringt jede freie Minute bei ihr, aber leider hat er wenig Freizeit. Einige Wochen lag Verena in der Klinik, in der Jobst angestellt ist. Nun hat man sie wieder entlassen.«

Friedrich Lüdke zögerte einige Sekunden, dann fragte er:

»Würde man meine Nichte hier aufnehmen, Herr Doktor?« Er wirkte sehr unsicher.

»Dem stünde nichts im Weg.«

»Ich wollte Sie nicht nur bitten, Verena aufzunehmen, Herr Oberarzt. Solange ich hier liege, stelle ich mir immer wieder vor, welches Glück es für Verena bedeuten könnte, von Ihnen behandelt zu werden – und gleichzeitig ihren Bruder in unmittelbarer Nähe zu haben.«

Friedrich Lüdke griff nach der Hand des Oberarztes und fragte in beschwörendem Ton:

»Haben Sie nicht die Möglichkeit, bei Ihrem Chefarzt ein gutes Worte für meinen Neffen einzulegen, damit er hier als Assistenzarzt eingestellt wird? Vielleicht nur vorübergehend?« Seine Stimme senkte sich. »Das Todesurteil scheint schon über Verena gesprochen zu sein.«

Dr. Jäger runzelte die Stirn.

»Wir können einen Assistensarzt natürlich immer gebrauchen, Herr Lüdke, aber ich vermag es nur zu befürworten, daß er eingestellt wird. Die Entscheidung fällt der Chefarzt – und die Verwaltung unseres Krankenhauses. Bitte, geben Sie mir etwas Zeit, diese Angelegenheit zu überdenken.«

Friedrich Lüdke war in Eifer geraten.

»Vielleicht sollten Sie meine Nichte und meinen Neffen erst kennenlernen. Jobst will mich morgen besuchen.«

»Dann schicken Sie ihn zu mir. Jetzt müssen Sie versuchen, wieder etwas ruhiger zu werden, Herr Lüdke.«

Dr. Jäger verabschiedete sich und verließ das Krankenzimmer.

Er dachte noch lange über dieses Gespräch nach; er sprach auch mit Heidrun Elner darüber.

»Warum sollen Sie das nicht befürworten, Herr Oberarzt?« fragte sie. »Unser Assistenzarzt will ohnehin Urlaub nehmen. Vielleicht könnten Sie auch dieser Verena noch helfen!«

Dr. Jäger machte ein sehr bedrücktes Gesicht.

»Heidrun, auch ich bin nicht in der Lage, Wunder zu vollbringen.«

»Aber vielleicht gelingt es Ihnen, diese schreckliche Krankheit aufzuhalten. Andere Patienten müssen auch nicht so früh daran sterben.«

Es war zu spüren, welches Mitleid Heidrun mit der vierundzwanzigjährigen Verena empfand.

Dr. Jäger lächelte über ihre Hartnäckigkeit.

»Sie sollten Ihrem Oberarzt nicht mehr zutrauen als anderen Ärzten. Meine Kollegen werden schon alles versucht haben. Es fehlt den Lüdkes nicht an Geld, um die bekanntesten Kapazitäten zu Rate zu ziehen. Irgend etwas in mir sträubt sich dagegen, eine Patientin nur aufzuneh-

men, damit sie bei uns sterben kann. Nicht aus dem Grund, weil mir das Leute ankreiden könnten, die an Wunder glauben, sondern wegen der Unruhe, die wir uns hierherholen. Lassen wir Jobst Lüdke hier als Assistentzarzt arbeiten, müssen wir ihn wohl zum größten Teil für die Pflege seiner Schwester freistellen. Ich werde mir das alles gründlich überlegen und erst dann mit dem Chefarzt sprechen.«

»Aber wir sollten Friedrich Lüdke entgegenkommen, Herr Oberarzt. Hat er Ihnen nicht verraten, was er für das Krankenhaus tun will?« Heidruns Augen funkelten vor Erregung.

Dr. Jäger sah sie verständnislos an.

»Ich weiß von nichts.«

»Dann sprechen Sie mit Doktor Winter. Ihn hat Herr Lüdke gefragt, womit er sich für seine Rettung dankbar erweisen könnte. Doktor Winter hat diese Situation gleich genutzt und gesagt, daß wir dringend eine Herz-Lungen-Maschine brauchten.« Heidrun lächelte verschmitzt. »Das hätte ich an seiner Stelle auch getan. Wir wissen doch alle, wie lange Sie schon um eine solche Maschine kämpfen.«

»Ja, und leider vergeblich, weil sie einfach zuviel Geld kostet«, sagte Dr. Jäger resigniert.

»Herr Lüdke besitzt genug Geld. Im übrigen spricht es für ihn, daß er von diesem Geschenk Ihnen gegenüber nichts erwähnt hat, Herr Oberarzt. Er wollte Sie also nicht unter Druck setzen.«

Dr. Jäger lachte. »Dafür tun Sie es jetzt, Heidrun.«

Auch Heidrun lachte.

»Ich darf mir das erlauben, Herr Oberarzt. Aber so groß ist der Druck wohl nicht. Ich sehe Ihnen doch an, daß Sie in Gedanken längst Verena Lüdke als Patientin und ihren Bruder als Assistenzarzt aufgenommen haben.«

»Ein Buch mit sieben Siegeln bin ich also für Sie nicht mehr, Heidrun«, stellte Dr. Jäger lachend fest. »Es ist furchtbar, immer durchschaut zu werden«, fügte er hinzu, ehe er das Zimmer verließ.

*

Verena Lüdke saß im Rollstuhl und sah in den Park hinaus, auf die hohen alten Bäume und das bunte Laub, das der Wind auf den Rasen geweht hatte.

Es war Herbst. Die etwas wehmütige Stimmung drückte auf das Gemüt des Mädchens. Lieber wäre es Verena gewesen, hinaus auf die Terrasse fahren zu können. Aber dazu war es heute zu kühl.

Die Tür wurde geöffnet. Eine weißhaarige alte Frau kam ins Zimmer.

Verena sah sie enttäuscht an.

»Ach, du bist es, Mathilde.«

»Sehr erfreut klingt das gerade nicht, Verena.« Die alte Frau lächelte nachsichtig. »Du wartest natürlich schon wieder auf Jobst.«

Verena legte den Kopf an die Rückenlehne des Rollstuhls und strich sich das lange, kastanienbraune Haar aus der Stirn. Ihre grauen

Augen leuchteten sehnsüchtig, als sie zur Antwort gab:

»Ja, ich warte auf Jobst. Und auf Antje. Sie wollte heute mit zu mir kommen.«

Mathilde lächelte zuversichtlich.

»Sie werden dich sicher nicht unnötig warten lassen, Verena, doch es passiert eben immer wieder, daß Jobst etwas länger in der Klinik bleiben muß.«

»Aber Antje hat Nachtdienst. Sie hätte mich am Nachmittag besuchen können. Wenn sie jetzt noch kommt, wird sie nicht lange bleiben. Ich mag Antje sehr gern.«

Die alte Mathilde nickte zustimmend. »Ja, Jobst hätte keine bessere Wahl treffen können. Sie passen gut zueinander – Antje und Jobst. Mit ihren fünfundzwanzig Jahren ist Antje Langen ein sehr reifes Mädchen. Sie wird Jobst eine gute Kameradin sein. Schwester ist sie obendrein. Eines Tages wird Jobst eine eigene Klinik haben, wie es sein Wunsch ist. Schade, daß dein Vater es nicht mehr hat erleben dürfen. Er wäre sehr stolz auf seinen Sohn gewesen.«

Verenas hübsches Gesicht wurde noch ernster.

»Ja, mein Vater würde sich darüber freuen, daß Jobst seinen Beruf so liebt. Und doch ist es gut, daß sich Vater von seinem Schlaganfall nicht erholt hat.«

»Wie kannst du so etwas sagen, Verena?« fragte Mathilde erschrocken.

Verenas Gesicht rötete sich. Sie war sehr erregt.

»Wünschst du meinem Vater, daß er mein Elend hätte miterleben sollen, Mathilde? Das hätte er nicht ertragen. Obwohl es mir schon so viele Jahre schlecht ging, hat er doch immer noch gehofft, daß mir jemand würde helfen können.« In ihren Augen standen Tränen. »Ihr macht mir ständig Hoffnung, daß ich doch noch gesund werde – aber ich glaube nicht mehr daran.« Sie schlug die Hände vors Gesicht. »Warum muß gerade ich ein unheilbares Leiden haben?«

Mathilde zog Verena die Hände vom Gesicht.

»Wer sagt, daß dein Leiden unheilbar ist? Das redest du dir nur ein. Es wird soviel geforscht, daß wir weiterhin hoffen müssen.«

»Bis man gegen diese schreckliche Krankheit ein Medikament gefunden haben wird, ist es für mich zu spät, Mathilde.«

Verena neigte sich vor.

»Erinnerst du dich, wie das war, als ich noch gehen konnte? Ich kann es mir nicht mehr vorstellen. Mein Zustand hat sich immer mehr verschlechtert. Inzwischen haben mich alle meine Bekannten vergessen, abgeschrieben. Wer besucht mich noch? Nur du, Jobst und seine Verlobte kümmern sich um mich. Und Onkel Friedrich. Aber ihn erschüttert wohl jeder Besuch bei mir zu sehr. All das Geld, das uns Vater hinterlassen hat, kann mir nicht helfen. Das weiß auch Heinz Meißner. Er hat sich zurückgezogen, weil er fürchtete, daß ich nicht mehr gesund werde!«

»Nein, deshalb nicht«, sagte Mathilde sehr betont.

»Warum denn?« Verena sah die Wirtschafterin fragend an.

Mathilde wagte es, offen zu sprechen. Sie hatte nach dem frühen Tod der Mutter Jobst und Verena aufgezogen.

»Doktor Meißner gefällt deinem Bruder nicht. Jobst hat sich dagegen gewehrt, daß der Herr Stationsarzt weiter bei uns ein und aus geht«, verriet sie nun.

Verenas Gesicht wurde rot. »Warum tut mein Bruder so etwas? Weiß er nicht, wie gern ich Heinz habe? Begreift Jobst nicht, daß auch ich mich nach Liebe sehne?«

Mathilde strich beruhigend über Verenas Arm.

»Bitte, rege dich nicht auf! Niemand meinte es so gut mit dir wie dein Bruder. Er arbeitet mit Doktor Meißner an einer Klinik und kennt ihn besser als wir.«

Mathilde schob den Rollstuhl vom Fenster weg und wollte die Gardinen zuziehen. Draußen wurde es dunkel.

»Bitte, tu das noch nicht, Mathilde!« bat Verena. »Ich fühle mich hier zu eingeengt, wenn ich nicht mehr hinaussehen kann. Mir macht es nichts aus, wenn es draußen dunkel ist.«

Mathilde wollte das Zimmer verlassen, um so vermeiden, daß weiter von Heinz Meißner gesprochen wurde.

»Ich bereite jetzt das Abendessen vor, Verena. Nun müssen ja Jobst und Antje wirklich bald kommen«, sagte sie, die Hand schon auf der Türklinke.

»Ja, geh nur, Mathilde. Du brauchst das Licht noch nicht einzuschalten. Ich sitze gern im Halbdunkel. Wenn Jobst kommt, mache ich wieder einen kleinen Spaziergang durch die Wohnung.«

Verena schwieg und schloß sie Augen.

Sie dachte daran, daß sich wieder ein Tag dem Ende zuneigte, der für sie ungenutzt vergangen war. Vielleicht hatte er sie nur dem Tod ein Stückchen näher gebracht.

Diese Gedanken quälten sie, und die Zeit wollte ihr nicht vergehen.

*

Wenig später kam Jobst Lüdke mit seiner Verlobten nach Hause.

Jobst war ein mittelblonder, hochgewachsener Mann mit sehr ernstem Gesicht. Sobald er jedoch das Zimmer seiner Schwester betrat, wirkte er gelöster. Er wollte ihr seine Sorgen um sie nicht zeigen.

Am besten wußte die blonde Schwester Antje, wie sehr er sich anstrengte, Verena ihren wahren Zustand zu verheimlichen.

Antje unterstützte ihren Verlobten dabei. Oft gelang es ihr besser als ihm Verena aus ihrer Apathie zu reißen.

Auch heute war es so. Jobst sah Antje bewundernd an. Er liebte sie sehr. Ohne sie wäre er über den Zustand seiner Schwester noch verzweifelter gewesen.

Antje war es auch, die ihn immer

wieder ermunterte, neue Ärzte aufzusuchen. Auch bei den Versuchen, die er im Labor unternahm, unterstützte sie ihn.

In den letzten Wochen hatte Jobst mit seinem Professor eine Versuchsreihe aufgestellt. Beide waren voller Hoffnung gewesen, diesmal zu einem positiven Ergebnis zu kommen. Aber heute war diese Versuchsreihe zusammengebrochen. Sie befanden sich wieder an dem Punkt, über den auch berühmte Forscher bis jetzt nicht hinausgekommen waren.

In dieser Stimmung fiel es Jobst besonders schwer, sich mit seiner Schwester unverfänglich zu unterhalten.

Als sie gar noch von Heinz Meißner zu sprechen begann, hatte er sich nicht mehr in der Gewalt. Aufgeregt sagte er:

»Ich kenne Heinz Meißner gut, Verena. Er ist sehr leichtsinnig. Ich glaube nicht daran, daß er dich liebt, und bereue die Stunde, in der ich ihn mit in dieses Haus gebracht habe. Er versteht wunderbar, jemandem etwas vorzuflunkern. Davon ist er selbst im Beruf nicht frei.«

»Bist du vielleicht neidisch, weil er schon Stationsarzt geworden ist?« fragte Verena angriffslustig.

Ihr Bruder ließ sich nicht beirren.

»Kollege Meißner ist fünf Jahre älter als ich. Wahrscheinlich werde ich mit siebenunddreißig Jahren auch Stationsarzt sein. Vielleicht sogar schon früher. Nein, Neid spielt bei mir nicht mit, Verena. Das solltest du mir auch nicht unterstellen, weil du mich gut kennst.« Die Stimme des jungen Arztes klang bittend, aber auch beschwörend.

»Dann gönnst du mir nicht, daß mich Heinz Meißner besucht.« Verena hatte sich noch immer nicht beruhigt. »Du möchtest mich von aller Welt abkapseln. Vielleicht, weil du nicht willst, daß mich jemand in diesem kläglichen Zustand sieht.«

Bei Verenas sonst so sanftem Wesen fiel es besonders auf, wie streitlustig sie auf einmal war.

Jobst sah Antje betroffen an. Diese sprang für ihn ein und sagte jetzt:

»Du tust Jobst unrecht, Verena. Er würde sich bestimmt darüber freuen, wenn er wüßte, daß Doktor Meißner dich wirklich liebt.«

»Aber das tut er doch!« Verenas Augen begannen auf einmal zu leuchten. »Ich glaube ihm. Er hat mir gestanden, was ich ihm bedeute. Außerdem ist er der einzige, der mir wirklich glaubhaft beteuert, daß ich nicht immer auf den Rollstuhl angewiesen sein werde. Ihr seid meistens skeptisch, obwohl ihr das nicht verraten wollt.«

Jobst erschrak. Konnte er sich so schlecht beherrschen, daß Verena seine Angst bemerkt hatte?

Er senkte den Kopf.

»Ich werde nichts mehr dagegen sagen, wenn dich Heinz Meißner besuchen will, Verena. Ich werde ihn einladen und mich bei ihm dafür entschuldigen, daß ich ihn so brüsk behandelt habe.«

Er stand auf und küßte seine Schwester auf die Stirn.

»Du weißt, daß ich dir jeden Wunsch erfülle, Verena.«

Das junge Mädchen legte die Arme um seinen Nacken.

»Danke, Jobst. Verzeih, wenn ich manchmal ungerecht bin. Komm, hilf mir auf die Füße! Ich möchte ein wenig üben.« Sie lächelte. »Stelle dir vor, welche Überraschung das für Heinz wäre, wenn ich ihm wenigstens auf den Krücken entgegengehen könnte.«

Jobst nickte nur und hob seine Schwester aus dem Rollstuhl. Er erschrak auch heute darüber, wie leicht sie war. Sie schien in den letzten Tagen weiter abgenommen zu haben. Das allein wäre schon ein Zeichen ihrer schweren Krankheit gewesen. Sie befand sich in einem beängstigenden Stadium. –

Später sprach Jobst mit seiner Verlobten darüber. Er fuhr sie zur Klinik, in der sie Nachtdienst hatte.

»Es wird kein Wunder mehr geschehen, Antje. Der Professor hat es heute auch aufgegeben, noch weiter zu forschen. Dabei hatten wir uns soviel von der neuen Versuchsreihe versprochen. Ich wundere mich nicht darüber, daß er deprimiert ist.«

Antje rückte im Wagen etwas näher zu ihrem Verlobten. »Ich weiß, was du befürchtest, Jobst: daß sich Verena bereits im Endstadium ihrer Krankheit befindet. Wir wollten offen miteinander sprechen.«

Jobst nickte.

»Ja, das fürchte ich, Antje. Was sollen wir tun, wenn Verena immer stärkeren Schmerzen ausgesetzt ist? Du weißt, was den Patienten bevorsteht, wenn diese Krankheit einen galoppierenden Verlauf nimmt. Es gibt Wochen, in denen sie kaum noch leben, aber auch nicht sterben können. Dazwischen geraten sie in nahezu euphorische Stimmungen und beginnen Pläne zu schmieden. Und das alles soll ich tatenlos mit ansehen müssen? Nein, das werde ich nicht ertragen. Warum bin ich Mediziner geworden? Ich kann nicht einmal meiner eigenen Schwester helfen. Wäre ich ein Laie, dann wüßte ich wenigstens nicht, wie sie noch wird leiden müssen.«

Antje versuchte, dieses quälende Gespräch abzubrechen.

»Es war wohl gut, daß du gegen Doktor Meißner heute etwas versöhnlicher gestimmt warst, Jobst. Ich wünsche Verena so sehr, daß sie noch einmal glücklich sein kann.«

Jobst warf Antje einen skeptischen Blick zu.

»Ich habe kein Vertrauen zu Heinz Meißner. Du weißt, wie verantwortungslos er sich in der Klinik benimmt. Ich bin davon überzeugt, daß der Professor dem nicht mehr lange zusehen wird. Ich fürchte, Heinz Meißner denkt nur daran, daß meine Schwester für ihn eine glänzende Partie wäre. Er ist immer in Geldnot. Um da herauszukommen, würde er auch eine todkranke Frau in Kauf nehmen. Er wüßte ja, daß er bald von ihr befreit sein würde.«

Antje schüttelte den Kopf.

»So weit sollte dein Mißtrauen

nicht gehen, Jobst. Doktor Meißner wird nicht wagen, Verena noch zur Frau zu nehmen.«

»Onkel Friedrich denkt ähnlich wie ich. Wie haben schon mehrere Male darüber gesprochen. Sicher wird das auch morgen wieder geschehen, obwohl mein Onkel bestimmt noch sehr mitgenommen ist. Du weißt, ich fahre morgen nach Bergstedt. Ich habe es Verena nicht gesagt, weil es sie sicher wieder schmerzte, Onkel Friedrich nicht besuchen zu können.«

Jobst hielt vor der Klinik und küßte Antje.

»Bis übermorgen, mein Liebes. Die Zeit wird mir sehr lang werden, wenn ich dich nicht einmal sehen kann«, sagte er und lächelte ihr zärtlich zu.

*

Dr. Jobst Lüdke saß am nächsten Tag etwas bestürzt am Krankenbett seines Onkels.

»Verena und ich sollen Lübeck verlassen?« fragte er. »Ich weiß, dein Vorschlag entspringt der Sorge um Verena, aber mir kommt er recht unvorbereitet.«

Friedrich Lüdke hatte vorausgesehen, daß er wegen seines Vorschlags Schwierigkeiten mit seinem Neffen bekommen würde.

»Hast du nicht selbst gesagt, daß du gern einmal an ein Kreiskrankenhaus gehen würdest, Jobst?« erwiderte er. »Du meintest, dort mehr lernen zu können als in der Klinik, in der du jetzt arbeitest.«

»Ja, das stimmt. Ich hätte auch schon gewechselt, wenn mich Verena nicht in Lübeck halten würde«, bekannte Jobst.

»Hier ist eine angenehme Atmosphäre. Sie würde Verena bekommen. Der Oberarzt ist ein tüchtiger Mediziner. Das habe ich nicht nur von anderen zu hören bekommen, sondern am eigenen Leibe erfahren. Wer weiß, ob mich ein anderer Arzt gerettet hätte. Noch etwas hat mich dazu bewogen, mit Doktor Jäger zu sprechen. Ich dachte daran, daß sich dieser Doktor Meißner hier nicht mehr so leicht an Verena heranmachen könnte. Er beunruhigt sie nur. Mit seinem Geschwätz von Liebe macht er ihr etwas vor, das sich nicht erfüllen wird. Verena klammert sich daran. Sie würde sehr enttäuscht werden. Früher oder später läuft ihr dieser Mann doch weg.«

»Das glaube ich nicht, Onkel Friedrich. Doktor Meißner übersieht auch, wie es um Verena steht. Bis zu ihrem Tod würde er schon durchhalten.« Dies hatte Jobst voller Bitterkeit gesagt.

Friedrich Lüdke erschrak.

»Warum sprichst du von Verenas Tod? Ich will das nicht. Jetzt bilde ich mir sogar ein, daß Doktor Jäger und seine Kollegen ihr helfen könnten. Wir wissen, daß Verena nicht mehr ganz gesund wird. Aber was würde es für sie allein schon bedeuten, wieder gehen zu können? Auch Doktor Jäger hat mir bestätigt, daß manche Menschen sehr alt werden, die an Multiple Sklerose leiden.

Freilich treten neue Schübe auf. Aber was wären die im Vergleich zu Verenas jetztigem Zustand? Nein, nein, wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, Jobst.«

»Ich versuche ja, genauso zu denken wie du, Onkel Friedrich. Vielleicht hast du recht mit dem Wunsch, Verena in dieses Krankenhaus zu bringen. Zu Hause wird sie nicht mehr lange bleiben können. Zudem kann ich mich auch zu wenig um sie kümmern. Mein Professor hat erklärt, daß er bei Verena am Ende seines Könnens angelangt ist. Ich werde zu Doktor Jäger gehen. Jetzt wünsche ich mir auch, daß man mich anstellt, so überrascht ich zuerst über deinen Wunsch war.«

*

Wenig später saß Jobst dem Oberarzt des Bergstedter Krankenhauses gegenüber. Sie unterhielten sich lange über Verenas Krankheit.

»Ich würde die Evers-Diät anordnen, von der man gute Erfolge berichtet«, sagte Dr. Jäger schließlich. »Sie wissen, daß man die Wirkung abwarten muß. Manchmal hilft diese Behandlung auch noch in diesem Stadium der Krankheit. Ihrem Onkel geht es vor allem darum, daß Sie in der Nähe Ihrer Schwester bleiben, Kollege Lüdke. Ich habe mich bereits darum bemüht, daß Sie eingestellt werden. Es würde genehmigt werden. Allerdings nur unter der Voraussetzung, daß Sie sich überall dort zur Verfügung stellen, wo im Krankenhaus jemand gebraucht wird. Das heißt also, Sie müssen sich in unseren Arbeitsplan einordnen. Trotzdem bliebe Ihnen mehr Zeit für Ihre Schwester, als Sie jetzt zur Verfügung haben. Niemand würde Sie daran hindern, sie immer wieder zu besuchen. Öfter als andere Patienten. Aber würden Sie Ihr Arbeitsverhältnis so schnell lösen können, wie es wohl nötig wäre?«

»Mein Professor würde mir bestimmt entgegenkommen. Er ist sehr betroffen darüber, daß er meiner Schwester nicht zu helfen vermochte. Dazu kommt, daß ihn diese Krankheit seit Jahren besonders beschäftigt und er jetzt kapitulieren mußte. Vielleicht wäre es eine Erleichterung für ihn, durch mich nicht täglich an seine Mißerfolge erinnert zu werden. Er wird voraussichtlich nur von mir verlangen, noch so lange zu bleiben, bis er Ersatz für mich gefunden hat. Ich kann also mit der Gewißheit nach Lübeck zurückfahren, daß Sie meine Schwester aufnehmen und daß ich als Assistenzarzt hier arbeiten darf?«

Dr. Jäger stand auf. Er reichte Jobst die Hand und sagte:

»Ja, das dürfen Sie, Kollege Lüdke. Ich freue mich auf unsere Zusammenarbeit. Nachher bringe ich Sie noch zu unserem Chefarzt. Auch wenn er mich berechtigt hat, mit Ihnen zu verhandeln, soll er Sie doch gleich kennenlernen.«

*

Dieser Tag verging für Dr. Lüdke doch nicht, ohne daß er seine Verlobte sah. Er besuchte sie in der Klinik, obwohl ihr Nachtdienst schon begonnen hatte, ehe er wieder in Lübeck war.

»Was ist passiert?« fragte Schwester Antje. Ihre Gedanken waren jetzt nur bei Verena.

»Ich muß mit dir über eine wichtige Entscheidung sprechen, noch ehe ich mich mit Verena darüber unterhalte.« Jobst erzählte ihr von dem Vorschlag seines Onkels.

Dann sagte er sehr bedrückt:

»Das hieße aber, daß wir uns seltener sehen würden, Antje. Ich konnte im Bergstedter Krankenhaus schlecht fragen, ob man auch dich noch einstellen wird.«

Antje war zwar erschrocken, aber sie zeigte sich wieder mutig und erklärte:

»Ich will ja auch hier in der Klinik bleiben, Jobst. Mach dir um mich keine Sorgen. Ich werde an allen freien Tagen zu dir und Verena kommen. Der Weg von Lübeck nach Bergstedt ist glücklicherweise nicht allzuweit. Nein, jetzt müssen wir nur an Verena denken. Ich finde die Lösung gut, sie in ein Krankenhaus zu bringen, in dem du arbeiten kannst. Sprich mit dem Professor. Er wird dir deinen Wunsch sicher nicht abschlagen.«

Jobst zog Antjes Hände an die Lippen und küßte sie.

»Gibt es überhaupt eine Situation, in der du mir nicht entgegenkommen würdest? Danke für dein Verständnis«, sagte er leise.

Antje machte jetzt ein trauriges Gesicht.

»Ich wünsche, etwas tun zu können, womit ich Verena entscheidend helfe. Und auch dir, Jobst. Ich mache mir große Sorgen um dich.«

Jobst strich ihr zärtlich über die Wange.

»Das darfst du nicht, Antje. Wir tragen doch alles miteinander. Wie sollte es da zu schwer für mich werden? Außerdem bin ich heute in einer merkwürdigen Stimmung. Obwohl ich weiß, wie tückisch Verenas Krankheit ist, beginne ich auf einmal wieder zu hoffen. Vielleicht baue ich so stark auf diesen Doktor Jäger. Eines steht auf jeden Fall fest: daß Verena bei ihm in den besten Händen ist. Diesem Arzt muß man vertrauen. Er strömt viel Ruhe und Zuversicht aus. Ich wünschte mir, daß meine Patienten das auch einmal von mir sagen können.«

»Sie werden das sicher tun, Jobst.« Schwester Antje gab ihm einen Kuß. »Aber jetzt mußt du gehen. Ich werde Verena am Nachmittag besuchen. Wenn du dann aus der Klinik nach Hause kommst, treffen wir uns bei ihr. Bis morgen dann!«

Jobst war einverstanden. Etwas zuversichtlicher verließ er das geliebte Mädchen.

*

Als Jobst nach Hause kam, meinte er, seine Schwester schlafe schon. Aber er hörte sie aus ihrem Zimmer rufen und ging zu ihr.

»Ich konnte leider nicht früher wieder bei dir sein«, sagte er, als er sich über sie neigte und ihr einen Kuß auf die Wange drückte.

Verena lachte, so unbeschwert, daß es ihm sofort auffiel.

»Stelle dir vor, Jobst, heute habe ich dich nicht einmal vermißt, Heinz war hier.«

Sie hob die Arme und legte sie um den Hals des Bruders.

»Ich bin glücklich, Jobst. Endlich hat Heinz wieder den Mut gefunden, auch ohne deine Erlaubnis zu mir zu kommen. Aber er hat sich ganz besonders darüber gefreut, daß du nun etwas freundlicher zu ihm sein willst. Das wird auch nötig sein. Ich will nämlich nicht mehr auf Heinz' Besuche verzichten. Er liebt mich, und ich liebe ihn!«

Jobst streifte die Arme seiner Schwester ab.

»Bist du dessen ganz sicher?« fragte er mit belegter Stimme.

Verena lachte froh.

»Ganz sicher. Ich habe wieder Lebensmut, Jobst. Heinz ist doch auch Arzt. Wenn er sagt, daß es mir nur vorübergehend so schlecht geht, glaube ich ihm.«

Jobst sah sie unsicher an.

»Wenn du so zuversichtlich bist, werde ich wohl mit meinem Plan nicht bei dir ankommen, Verena.«

»Mit welchem Plan?« fragte das Mädchen.

Stockend erzählte Jobst, was er sich vorgenommen hatte.

Verena sah ihn entsetzt an.

»Nach Bergstedt ins Krankenhaus? Was ist das für eine verrückte Idee, Jobst! Onkel Friedrich hat dies ausgeheckt? Er meint es sicher gut mit mir, doch ich will Lübeck jetzt nicht verlassen.«

»Oberarzt Jäger schlägt eine Rohkost-Behandlung vor, Verena.«

»Dazu könnte ich doch hier in die Klinik gehen. Was will ich mehr, als daß du dort arbeitest und auch Heinz? Aber zunächst möchte ich in unserem Haus bleiben. Hier kann mich Heinz ungestört besuchen. Wenn ich mich jeden Tag so wohl fühle wie heute, brauchst du dir in Zukunft weniger Sorgen um mich zu machen.«

Jobst erschrak vor der euphorischen Stimmung, in der sich seine Schwester befand.

Auch das war ein Zeichen ihrer Krankheit. Sie dachte heute nicht mehr daran, daß sie gestern vom Tod gesprochen hatte. Das war nicht nur dem Besuch Meißners zuzuschreiben. Er mochte mit den Hoffnungen, die er Verena gemacht hatte, nur der auslösende Faktor gewesen sein.

Aber sollte ich ihm nicht wenigstens darüber dankbar sein? fragte sich Jobst.

Er fand sich in dem Wirrwarr seiner Gedanken nicht mehr zurecht und gab es auf, Verena für seinen Plan gewinnen zu wollen.

*

In den nächsten Tagen wagte Jobst auch nicht, etwas für den Plan zu tun, mit Verena nach Bergstedt zu fahren. Er wußte, sie hätte das brüsker als zuvor abgelehnt.

Dr. Heinz Meißner ging wieder im Haus ein und aus. Er nahm sich mehr Freizeit als Jobst. Wenn dieser noch in der Klinik arbeitete, war der Stationsarzt Heinz Meißner meistens schon bei Verena. Niemand konnte sich erklären, wie er es immer wieder schaffte, sich vor der Arbeit zu drücken.

Verena fragte nicht danach. Sie war glücklich über die vielen Besuche des geliebten Mannes. Zu lange war sie mit der alten Mathilde allein gewesen. Nun hatte sie die liebste Gesellschaft, die sie sich wünschen konnte.

Heinz Meißner fiel es nicht schwer, Verena ganz für sich zu gewinnen. Sie hatte immer nur von der großen Liebe träumen dürfen und andere Mädchen glühend beneidet, die sich mit einem Mann eine gemeinsame Zukunft aufbauen konnten.

Von einer gemeinsamen Zukunft sprach Heinz Meißner immer öfter.

Er wollte, daß Verena seine Frau wurde.

Er war kein besonders gut aussehender Mann. Er hatte hellblondes Haar und ein fahles Gesicht. Die hellblauen Augen wirkten ausdruckslos.

Aber das alles sah Verena nicht. Er war der einzige Mann, der sich um ihre Liebe bemüht hatte. Und nach Liebe hatte sich ihr Herz verzehrt.

Nun brauchte sie nicht mehr zurückzustehen!

Heinz Meißner legte die besten Manieren an den Tag, wenn er bei Verena war. Sie wußte nicht, wie arrogant er sich anderen gegenüber benahm.

Wenn ihr Jobst davon erzählt hatte, war sie ärgerlich geworden. Jetzt wagte er nicht mehr, davon zu sprechen. Er hätte Verena unglücklich gemacht und ihren Widerstand herausgefordert.

Daß dieser Mann viele Liebschaften zur gleichen Zeit hatte, das wußte Jobst auch nicht. Trotzdem war ihm nicht wohl dabei, als er zusehen mußte, wie seine Schwester immer mehr in den Bann dieses Mannes geriet.

Schon sprach Verena offen darüber, ihn bald zu heiraten.

Zu dieser Zeit träumte Heinz Meißner bereits davon wie sehr er einmal Verenas Erbe genießen würde. Er wollte dafür sorgen, daß es ihm als ihrem Mann zufiel. Wozu brauchte ihr Bruder auch noch dieses Vermögen? Jobst besaß selbst genug.

Heinz Meißner kannte Verenas wahren Zustand. Er wußte, daß ihm nicht mehr viel Zeit blieb, um sein Ziel zu erreichen.

Skrupellos heuchelte er dem armen Mädchen Liebe. Jedesmal kam er mit Blumen und kleinen Geschenken. Er machte Verena Komplimente, die sie noch nie gehört hatte.

Oft wiederholte Verena, was Heinz Meißner gesagt hatte. Ihrem Bruder gegenüber tat sie das sehr gern. Sie wollte ihn davon überzeugen, wie ehrlich es ihrer Meinung nach Heinz mit ihr meinte.

Jobst aber wurde dadurch wieder nur hellhörig. Als er keine Möglichkeit mehr sah, Verena ihre Heiratspläne auszureden, entschloß er sich, mit Heinz Meißner zu sprechen.

Das tat er absichtlich in der Klinik. Er brauchte diesen neutralen Rahmen.

Für Dr. Meißner war es nicht schwer zu erraten, daß ihm ein schwieriges Gespräch bevorstand. Er wappnete sich dagegen und setzte sich herausfordernd in seinen Sessel, die Beine weit ausgestreckt, in den hellen Augen Spott.

»Können Sie das verantworten, was Sie mit meiner Schwester treiben?« ging Jobst gleich auf sein Ziel los.

Heinz Meißner steckte sich eine Zigarette an, ehe er hochmütig erwiderte:

»Ihre Ausdrucksweise kommt mir ein wenig vulgär vor, Herr Kollege. Was sollte ich mit Ihrer Schwester treiben? Ich liebe sie.«

Jobst stieg schon die Röte der Erregung ins Gesicht.

»Nein, Sie lieben Verena nicht. Ich traue Ihnen überhaupt nicht zu, daß Sie einen Menschen von ganzem Herzen lieben können. Eher denken Sie immer an Ihre Vorteile. Es wird Ihnen nicht entgangen sein, daß meine Schwester vermögend ist. Wegen Geldes aber sollten Sie nicht mit dem Herzen einer Schwerkranken spielen.«

Heinz Meißner lehnte sich zurück. Dann strich er sich sehr bedächtig über das Haar, als käme es ihm gerade jetzt darauf an, daß jede Strähne ordentlich lag.

Nun seufzte er. »Es ist furchtbar, sich mit Leuten auseinandersetzen zu müssen, die nur ans Geld denken.«

Als er sah, daß Jobst aufbrausen wollte, hob er beschwichtigend die Hand und sagte:

»So offen muß ich leider sprechen, Kollege Lüdke. Sie sind der Sohn eines reichen Vaters, meine Eltern sind arm. Natürlich gerate ich sofort in den Verdacht, reich heiraten zu wollen. Aber so ist es nicht. Ich sagte schon, daß ich Verena liebe. Und sie liebt mich. Das dürfte Ihnen nicht entgangen sein. Außerdem muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß Ihre Schwester mündig ist und Ihre Einwilligung zu einer Heirat nicht braucht.«

»Darauf bauen Sie.«

Jobst ging erregt im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor Heinz Meißner stehen.

»Ich kenne Sie von Ihrer Arbeit her. Auch wenn ich nur ein kleiner Assistenzarzt bin, traue ich mir das Urteil zu: Sie sind leichtfertig! Sie haben selbst lautstark gesagt, daß Sie nur aus finanziellen Gründen Arzt wurden. Ihnen mangelt es an Pflichtbewußtsein! Wie Sie sich im Dienst benehmen, so handeln Sie auch meiner Schwester gegenüber!«

Heinz Meißner lächelte noch immer ironisch.

»Was tue ich Ihrer Schwester an? Sie ist glücklich. Es scheint mir bald so, als gönnten Sie Verena kein

Glück. Können Sie sich vorstellen, was aus ihr wird, wenn ich mich von ihr trenne, wie Sie das anscheinend so gern wollen?«

Jobst senkte den Kopf. Als er nach einiger Zeit wieder aufsah, war sein Gesicht bleich.

»Sie haben eine starke Waffe in der Hand, Herr Kollege. Ich muß Ihnen recht geben. Es wäre der schwerste Schlag für meine Schwester, wenn Sie sich von ihr trennen würden.«

Heinz Meißner stand auf. Er streckte die Hände tief in die Taschen seines weißen Kittels. Sein Gesicht drückte Genugtuung aus.

»Endlich sind Sie einsichtig. Ich glaube, damit ist unsere Unterhaltung beendet.«

»Nein, noch nicht.« Jobst verstellte dem Stationsarzt den Weg. »Ich kann es nicht riskieren, meiner Schwester die Augen zu öffnen. Nur deswegen dürfen Sie Ihr weiter Liebe heucheln. Aber müssen Sie auch noch die Heirat betreiben? Sie wissen genausogut wie ich, daß Verena nicht mehr zu retten ist.«

Jobst wandte sich ab und ging ans Fenster. Plötzlich drückte er die Stirn gegen die kühle Scheiben. Erst nach einigen Sekunden drehte er sich wieder um. Er wollte etwas sagen, aber Heinz Meißner kam ihm zuvor.

»Wenn Verena wirklich sterben muß, dann werde ich ihr bis zu ihrem letzten Tag ein Glück schenken, wie sie es sich erträumt. Als ihr Ehemann! Ich denke nicht daran, mir von Ihnen diese Heirat ausreden zu lassen. Verena und ich sind uns einige. Wir werden uns bald in aller Stille trauen lassen.«

»Damit Sie nach Verenas Tod in den Genuß ihres Erbes kommen.« Das sagte Jobst mehr resigniert als kampfbereit.

Heinz Meißner lächelte zynisch.

»Auch Sie wollen nur Verenas Geld. Also haben wir uns nichts vorzuwerfen. Sie möchten nur die Heirat verhindern, damit Ihnen das bleibt, was Verena einmal hinterläßt.«

Er verließ schnell das Zimmer.

Als er den Korridor entlangging, pfiff er leise, aber sehr vergnügt vor sich hin.

*

An diesem Abend fuhr Jobst Lüdke nach Bergstedt. Er besuchte seinen Onkel und Oberarzt Dr. Jäger.

Beiden mußte er sagen, daß Verena nicht bereit war, in das Bergstedter Krankenhaus zu kommen. Von der geplanten Heirat sprach er nicht, um seinem Onkel Aufregungen zu ersparen.

Allein Schwester Antje erfuhr, wie hilflos sich Jobst fühlte. Diesmal sah es aus, als falle auch sie ihm in den Rücken. Sie sagte:

»Ich weiß, daß es dir weh tut, wenn das Geld deines Vaters einem Mann wie Doktor Meißner zufällt, aber das ist der Preis für Verenas letztes Glück. So mußt du das sehen.«

Jobst wirkte vergrämt. »Viel-

leicht hätten wir in Bergstedt doch eine Chance gehabt, daß sich Verena noch einmal erholt, Antje. Wie oft habe ich sie jetzt schon dazu zu überreden versucht, wenigstens für einige Zeit ins Bergstedter Krankenhaus zu gehen. Nicht einmal die Aussicht, daß ich auch dort tätig sein würde, kann sie umstimmen. Ich bedeute ihr jetzt nichts mehr, seitdem sie meint, von Heinz Meißner geliebt zu werden. Er redet ihr immer wieder aus, sich noch einmal in Behandlung zu begeben. Es ist skrupellos, daß er damit ein schnelles Ende für Verena heraufbeschwört. Warum sind mir die Hände gebunden?«

Antje hatte es schwer, ihren Verlobten etwas zu beruhigen.

Auch sie beobachtete in der Klinik, in welchem Hochgefühl sich Dr. Meißner befand. Es schien ih nichts auszumachen, daß ihn die verächtlich ansahen, die wußten, welches üble Spiel er mit der schwerkranken Verena trieb.

*

Heinz Meißner glaubte sich auf dem Weg zu seinem größten Sieg. Doch seine Rechnung ging nicht auf. Plötzlich schien das Schicksal gegen ihn zu sein.

Verena ging es schlechter. Es passierte immer öfter, daß sie ihren Besucher frühzeitig wegschickte, weil sie keine Kraft mehr hatte, mit ihm zu sprechen.

Jetzt brauchte sie wieder den Trost der alte Mathilde und ihres Bruders. Alle Hoffnungen sanken mit den Schmerzen zusammen, unter denen sie immer stärker zu leiden hatte.

Sie bot einen erbarmungswürdigen Anblick. Ihr ohnehin schmales Gesicht war eingefallen, und sie saß zusammengesunken in ihrem Rollstuhl. Selbst wenn Heinz Meißner zu Besuch kam, schaffte sie es nur für wenige Minuten aufrecht zu sitzen.

Auf einmal war es Verena, die die Eheschließung hinausschob.

Heinz Meißner geriet in Panik. Er mußte das Gesicht wahren und Verena weiterhin Liebe heucheln. Dabei fiel es ihm immer schwerer, sie auch nur zu besuchen. Er wußte viele Plätze, an denen er sich seine Freizeit hätte sehr amüsanter vertreiben können. Es gab genug gesunde Mädchen, die auf ihn warteten.

Aber noch hielt er nicht alles für verloren.

Als er bei Verena wieder einmal darauf drängte, daß sie sich bald trauen lassen sollten, schüttelte sie den Kopf und sagte:

»Das war ein wunderschöner Traum, Heinz. Nein, wir werden nicht mehr heiraten. Es wäre ein Opfer für dich, das ich nicht annehmen darf. Du sollst nicht als Witwer zurückbleiben. Ich habe mich entschlossen, nun doch nach Bergstedt ins Krankenhaus zu gehen.«

»Hast du den Verstand verloren?« Heinz Meißner konnte sich nicht länger beherrschen. Alle Felle schienen ihm davonzuschwimmen.

Sofort mäßigte er sich jedoch und meinte: »Ich bin Arzt, dein Bruder ist Arzt. Zu unserem Professor kannst du in die Klinik kommen – aber du willst nach Bergstedt in ein allgemeines Krankenhaus gehen!«

»Ja, das will ich!«

Verenas Stimme klang auf einmal eigensinnig.

»Jobst hat mir immer gut geraten. Er hat großes Vertrauen zu Doktor Jäger. Auch Onkel Friedrich schwört auf ihn. Warum soll ich nicht alles versuchen?«

Plötzlich begann sie zu weinen.

»Ich will doch nicht sterben. In der letzten Zeit ist nichts gegen meine Krankheit getan worden. Du rietest davon ab, und ich selbst habe mich über meinen wahren Zustand belogen. Du müßtest doch dankbar sein, daß sich ein Arzt findet, der mich behandeln will und sich Erfolg verspricht.«

»Dieser Doktor Jäger scheint ein Scharlatan zu sein, wenn...«

Heinz Meißner brach erschrocken ab.

Verena sah ihn aus großen Augen traurig an.

»Das sagst du, Heinz? Hast du mir nicht immer wieder Hoffnung gemacht? Doktor Jäger hat das nicht getan. Er glaubt nur, meine Krankheit aufhalten zu können. Damit wäre mir jetzt schon geholfen. Ja, ich wäre zufrieden, wenn ich nicht so entsetzlich unter Schmerzen zu leiden brauchte. An meinem Entschluß ändert sich nichts mehr. Sobald es Jobst möglich ist, die Klinik zu verlassen, werden wir nach Bergstedt fahren.«

Verena holte tief Atem, ehe die fortfuhr:

»Es ist mir auch recht, wenn du mich in diesem furchtbaren Zustand nicht mehr siehst, Heinz. Ich habe heute in den Spiegel geschaut und erschrak vor mir selbst. Wie kannst du mich überhaupt noch lieben?«

»Ich liebe dich aber.« Das sagte Heinz Meißner sehr überzeugend und hartnäckig, vor allem, um sich selbst stark zu machen.

Es durfte für ihn noch nicht alles verloren sein. Sollte er seine kostbare Zeit umsonst geopfert haben? Es mußte einen Weg geben, damit er sein Ziel erreichte. Also spielte er den Verständnisvollen und Nachgiebigen.

»Gut, dann lasse dich nach Bergstedt fahren, wenn du dir davon etwas versprichst. Ich werde dich dort oft besuchen«, erklärte er seufzend.

Jetzt lächelte Verena wieder. »Wirst du das wirklich tun, Heinz? Es wäre mein größtes Glück.«

»Aber natürlich«, versicherte er eifrig. »Eine lange Zeit der Trennung von dir würde ich doch gar nicht ertragen, mein Liebling.«

*

Schon in der folgenden Woche brachte Dr. Lüdke seine Schwester ins Bergstedter Krankenhaus und trat dort seine neue Stelle an.

Er lebte sich in wenigen Tagen ein. Alle kamen ihm sehr entgegen.

Am meisten der Oberarzt. Eines aber konnte er vor Jobst nicht verbergen, daß es sehr schlecht um seinen Schwester stand.

»Jetzt verspreche ich mir auch von dieser Evers-Diät kaum noch eine Besserung«, sagte Dr. Jäger. »Und Cortison wurde ihr schon viel zuviel verabreicht – meines Erachtens.«

Jobst wußte, was das bedeutete. Er war also mit Verena nur hierhergefahren, damit sie noch einmal das Gefühl hatte, daß alles für sie getan wurde. Vielleicht gab ihr das etwas neue Zuversicht. Nichts wünschte er sich mehr.

Es fiel ihm jeden Tag schwerer, in ihre wissenden Augen zu sehen. Oft konnte er nicht begreifen, daß Verena noch kurze Zeit vorher daran geglaubt hatte, wieder gesund zu werden.

Heinz Meißner hielt sein Versprechen. Er kam öfters am späten Nachmittag, um Verena zu besuchen. Es war ihm anzumerken, daß er dann wie auf glühenden Kohlen saß. Für ihn, der leben und genießen wollte, war es nahezu unerträglich, Verenas Elend mit anzusehen.

Aber noch hatte er die Hoffnung nicht aufgegeben, sein Ziel zu erreichen.

Doch sobald er davon sprach, sich in aller Stille mit Verena trauen zu lassen, schüttelte sie den Kopf.

Um so schwerer fiel es dem berechnenden Mann, immer wieder nach Bergstedt zu fahren.

Nur um den Schein einer Liebe aufrechtzuerhalten, hätte er das nicht getan. Es wäre auch ihm gleichgültig gewesen, wenn Verena vor ihrem Tod noch hätte erfahren müssen, daß er sie nie geliebt hatte. Aber da blieb die Illusion, in kurzer Zeit ein reicher Mann zu sein...

Heinz Meißner konnte sich keinen leichteren Weg in eine goldene Zukunft vorstellen als den über Verena...

*

Friedrich Lüdke hatte kurz vor seiner Entlassung offen mit Dr. Jäger gesprochen und ihm erzählt, welches Ziel Dr. Meißner allem Anschein nach Erfolge.

Dr. Jäger unterhielt sich mit seiner Assistentin darüber – wie so oft, wenn ihn etwas bedrückte, was er mit anderen nicht besprechen wollte.

Heidrun Elsner war entsetzt.

»So etwas gibt es?« fragte sie. »Aber kann denn ein Mann derart heucheln? Das muß Verena doch merken!«

Dr. Jäger schüttelte den Kopf.

»Sie ist schwerkrank. Läßt dich nicht manches gesunde Mädchen täuschen? Ich könnte Herrn Meißner die Besuche bei Verena verbieten, aber ich bin in der gleichen Situation wie ihr Bruder. Wir dürfen nichts tun, was die Patientin noch unglücklicher werden ließe. Ich rechne jeden Tag damit, daß sie sich doch noch wird trauen lassen wollen. Auch dann werde ich nichts unternehmen. Schließlich geht es nur

um Geld, das Jobst Lüdke nicht erben würde. Ich weiß, wie er selbst dazu steht. Es ist ihm nicht um das Erbe gegangen, als er sich gegen Heinz Meißner wehrte, sondern darum, daß seine Schwester belogen und betrogen wird. Aber wenn sie das nicht mehr zu spüren bekommt, muß ihm alles recht sein.«

»Also sollen wir alle hier zusehen, wie dieser Mann es weiterhin darauf anlegen wird, in den Genuß von Verenas Erbe zu kommen?« fragte Heidrun.

Dr. Jäger nickte.

»Ja, das müssen wir im Interesse der Patientin dulden.«

»Ein Glück, daß ich nicht reich bin.«

Dies war alles, was Heidrun noch dazu sagen konnte. Welcher Ingrimm gegen Heinz Meißner sie beherrschte, war nur aus ihrer Stimme zu hören.

*

Nur wenige Tage nach diesem Gespräch saß im Wartezimmer des Oberarztes eine ältere Ordensschwester. Sie hatte den Arm um ein blondes, auffallend zartes Mädchen gelegt und sagte leise:

»Wenn wir jetzt an die Reihe kommen, Petra, dann gehe ich zuerst allein in das Sprechzimmer.«

»Aber warum denn, Schwester Innocentia?« fragte das Mädchen. »Ich kann doch gleich mitgehen.«

»Nein, ich möchte erst einmal dem Herrn Oberarzt allein erzählen, was dir fehlt. Ärzte haben es lieber, wenn sie zuerst mit Erwachsenen sprechen können.«

Petras blaue Augen sahen sie Schwester prüfend an.

»Bin ich sehr krank?« wollte das Mädchen dann wissen.

Schwester Innocentia lächelte. Es kostete sie einige Anstrengung, nun zu antworten:

»Fühlst du dich vielleicht so? Du springst doch im Waisenhaus mit den anderen ganz munter herum.«

Das Mädchen sah traurig aus.

»Ja, aber ich bin doch so oft umgeknickt und gefallen. Und schreiben konnte ich neulich auch nicht in der Schule.«

Schwester Innocentia brauchte darauf nicht mehr einzugehen. Eine Sprechstundenhilfe rief den nächsten Patienten auf.

Der Oberarzt begrüßte die Ordensschwester sehr freundlich. Er kannte sie und wußte, daß sie seit vielen Jahren den Kindern im Waisenhaus Bergstedts mütterlich zur Seite stand.

»Wollten Sie mir nicht eine kleine Patientin bringen?« fragte er.

»Ja, sie sitzt im Wartezimmer, Herr Oberarzt. Ich möchte zuerst mit Ihnen sprechen. Petra soll das alles nicht hören. Ihr Schicksal liegt uns allen besonders am Herzen. Sie wurde im Alter von einem Jahr zu uns gebracht. Damals verlor sie Vater und Mutter durch eine Gasexplosion in einem Wohnhaus. Petra kam wie durch ein Wunder mit leichten Verletzungen davon. Sie hat keine näheren Verwandten, die sie hätten aufnehmen können.«

»Wie alt ist Petra jetzt?« Dr. Jäger schob Schwester Innocentia einen Stuhl zu.

»Zehn Jahre. Sie war immer gesund, obwohl sie sehr zart ist. Auch in der Schule kam sie gut mit. Seit einigen Wochen hat sich das alles verändert. Plötzlich knickte sie beim Laufen um und vermochte sich kaum auf den Füßen zu halten. Dann klagte sie über Schmerzen in den Armen. Oft konnte sie in der Schule kaum schreiben. Sehstörungen erwähnte sie auch. Sie wissen, daß Doktor Kühnel unsere Kinder im Waisenhaus betreut. Er hat eine vorläufige Diagnose gestellt, die uns alle sehr erschütterte.«

Es war Schwester Innocentia anzumerken, daß sie die zwei furchtbaren Worte kaum auszusprechen wagte. Kaum hörbar sagte sie:

»Multiple Sklerose.«

»Bei einem zehnjährigen Kind?« Dr. Jäger, der sich ebenfalls gesetzt hatte, stand wieder auf. Er dachte jetzt an Verena Lüdke.

Das tat auch Schwester Innocentia.

»In der Stadt erzählt man sich, daß Sie ein schwerkrankes Mädchen mit Multiple Sklerose im Krankenhaus haben, Herr Oberarzt, und hoffen, es heilen zu können.«

»Um Himmels willen!« Dr. Jäger erschrak. »Wer das sagt, kennt diese furchtbare Krankheit nicht. Wir haben noch immer kein Mittel gefunden, um die Krankheit vollkommen bekämpfen zu können. Es ist schlimm in dieser kleinen Stadt, daß man mir mehr zutraut, als möglich ist.«

Schwester Innocentia sah den Oberarzt verständnisvoll an. Zu gut wußte sie, welche Hoffnungen stets in ihn gesetzt wurden, wie schnell man ihn aber auch schon aus Unkenntnis verurteilt hatte, wenn er nicht imstanden gewesen war, einen Patienten zu retten.

»Ich glaube nicht ganz an Doktor Kühnels Diagnose«, sagte Dr. Jäger jetzt, »obwohl ich ihn und seine Kenntnisse sehr schätze. Aber Anzeichen, die auf Multiple Sklerose deuten, gelten auch für andere Krankheiten. Es wird nicht damit getan sein, daß ich Petra nur untersuche. Am besten wäre es, wenn sie zur Beobachtung einige Zeit im Krankenhaus beiben könnte. Ich würde dann auch einen Neurologen zu Rate ziehen. Fürchten Sie Schwierigkeiten, wenn Petra bei uns bleiben soll?«

Die Schwester lächelte. Ihr Gesicht drückte Liebe und Güte aus.

»Nein, Herr Oberarzt. Petra ist ein sehr braves Mädchen, das sich in alles fügt, wenn man es ihr auseinandersetzt. Soll ich sie holen?«

»Ja, bitte.«

Dr. Jäger ging mit an die Tür zum Wartezimmer.

Er begrüßte Petra so herzlich, daß sie ihn ohne Scheu ansah. Sie mußte ihm noch einmal erklären, welche Beschwerden sie hatte. Sie tat das in ihrer kindlichen Art, ohne besonders zu klagen.

»Was hältst du davon, wenn du dich ein paar Tage bei uns im Kran-

kenhaus einquartierst?« fragte der Oberarzt.

»Dann kann ich doch nicht in die Schule gehen!« Petra sah von Dr. Jäger zu Schwester Innocentia.

Diese strich ihr liebevoll über den Arm. »Das macht nichts, Petra. Das Pensum holst du später dafür um so leichter nach. Wir gehen jetzt zurück, packen deine Sachen, und ich bringe dich wieder hierher.«

Jetzt war Petra doch erschrocken. »Aber hier kenne ich doch niemanden!«

Dr. Jäger beruhigte sie:

»Du kommst auf die Kinderstation, Petra.Da wird es dir sicher gefallen. Erstens haben wir eine liebe junge Ärztin dort, zweitens warten immer kleinere Kinder darauf, von den größeren etwas betreut zu werden. Du kannst doch herumlaufen, während viele Kinder den ganzen Tag im Bett liegen müssen.«

Nun war Petra beruhigt. Sie verabschiedete sich und ging mit Schwester Innocentia.

Eine Stunde später kamen beide zurück. Die Stationsärztin der Kinderabteilung übernahm Petra und brachte sie in ein Zimmer mit drei Betten, von denen zwei schon belegt waren.

Petra freute sich darüber, daß beide Mädchen kleiner waren als sie. Sofort unterhielt sie sich mit ihnen. Wer sie dabei beobachtete, hätte nicht vermutet, daß ihr etwas fehlte.

Das machte sich jedoch in den nächsten Tagen bemerkbar. Mehrere Male taumelte Petra und mußte sich stützen, um nicht zusammenzubrechen. Jedesmal sah sie sich dann mit großen Augen ängstlich um.

In einem der Untersuchungsräume lernte sie Verena Lüdke kennen. Als Petra in ihr Zimmer zurückkam, fragte sie die Schwester:

»Ist Fräulein Verena sehr krank?«

Die Schwester nickte.

»Kann sie gar nicht mehr gehen? Die Schwestern haben sie immer getragen.«

Petra sah ängstlich drein. Sie war sehr mitfühlend.

»Nein, sie kann nicht mehr gehen. Aber vielleicht lernt sie das wieder.«

Das sagte die junge Schwester wider besseres Wissen. Sie wollte Petra etwas beruhigen. Anscheinend hatte diese Verenas Schicksal sehr beeindruckt.

»Muß ich immer auf der Kinderstation bleiben?« fragte Petra jetzt.

Die Schwester lachte.

»Warum fragst du das, Petra? Willst du uns ausreißen?«

»Nein, aber Fräulein Verena hat gesagt, ich soll sie einmal besuchen. Ich würde das so gern tun. Wenn sie nicht gehen kann, hat sie sicher große Langeweile.«

»Sprich mit unserer Frau Doktor. Vielleicht erlaubt sie dir, auf die Frauenabteilung zu gehen«, riet die Schwester.

Bei der ersten Gelegenheit brachte Petra ihren Wunsch vor.

Die Stationsärztin erlaubte ihr den Besuch bei Verena gern. Sie hatte keine Sorge, daß die Patientin-

nen über Multiple Sklerose sprechen könnten.

Petra kannte diese Bezeichnung der Krankheit nicht, und Verena wußte nicht, daß man fürchtete, das kleine Mädchen sei eine Leidensgenossin von ihr.

Verena war sehr erfreut, als Petra das erste Mal zu ihr kam. Dieses hübsche blonde Mädchen wirkte wie ein Sonnenstrahl im Zimmer.

Dazu konnte Petra noch lustige Dinge aus dem Waisenhaus erzählen. Das tat sie gern, und dafür kramte sie in ihren Erinnerungen, weil sie sah, daß alle Streiche Verena besondes erfreuten, als hätte sie diese selbst ausgeheckt.

Es blieb nicht bei dem einen Besuch. Als Jobst Lüdke feststellte, wie sehr die kleine Petra seine Schwester ablenkte, bat er den Oberarzt, diese Besuche öfters zu erlauben.

Mit Jobst Lüdke sprach Dr. Jäger auch über die Sorge, daß Petra ebenfalls Multiple Sklerose haben könnte. Bis jetzt war er zu keiner anderen Diagnose gekommen als sein Kollege Dr. Kühnel.

Jobst erschrak darüber. Er dachte an die vielen Jahre, die er mit seiner kranken Schwester erlebt hatte. Sollte die jetzt noch so muntere Petra Verenas Schicksal teilen? Allein dieser Gedanken war unvorstellbar und tat weh.

Vergeblich versuchten alle, vor Verena zu verheimlichen, warum Petra im Krankenhaus war. Das kleine Mädchen erzählte natürlich in Verenas Zimmer von seinen Beschwerden. Obwohl es oft dazu sagte:

»Aber ich bin nicht so krank wie du, Verena«, wurde die Schwerkranke hellhörig und schließlich unruhig.

Sie hatte Petra liebgewonnen und ihr das Du angeboten. Nun wartete sie jeden Tag sehnsüchtig gerade auf ihre Besuche.

Als Dr. Jäger eines Abends eine Spritze zur Bekämpfung ihrer großen Schmerzen gegeben hatte, fragte Verena:

»Was fehlt Petra, Herr Oberarzt?«

»Wir sind uns noch nicht ganz sicher«, wich Dr. Jäger aus.

»Das glaube ich nicht.« Verena griff nach seiner Hand. »Ich muß dauernd an etwas Furchtbares denken. Meine ersten Beschwerden waren genauso wie die Petras. Ich erinnere mich noch deutlich daran, daß ich einmal durch den Garten tobte und umknickte. Niemand nahm das ernst. Am wenigsten ich. Dann hatte ich in der Schule Schwierigkeiten. Erst meine Lehrerin machte meinen Vater darauf aufmerksam. Er brachte mich zum Arzt. Es dauerte lange, bis erkannt wurde, was mir fehlte.«

Ihr Atem ging schwer. Das Sprechen schien ihr Mühe zu bereiten, als sie fortfuhr:

»Aber als die Diagnose dann gestellt wurde, war sie mein Todesurteil – auch wenn es über Jahre hinaus nicht vollstreckt wurde. Jetzt wird es bald soweit sein. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß

es der kleinen Petra einmal genauso ergehen wird wie mir.«

Es war für Dr. Jäger sehr schwer, Verena Rede und Antwort zu stehen. Er versuchte zunächst, sie etwas zu beruhigen.

»Von einem Todesurteil wollen wir nicht sprechen, Verena. Sie sind zu uns gekommen, um sich wieder zu erholen«, erwiderte er.

Um Verenas Mund lag ein gequältes Lächeln. »Das wollen Sie mir erzählen, Herr Oberarzt? Auch mein Bruder tut das. Aber glauben Sie wirklich, daß ich nicht weiß, wie es um mich steht? Meine Schmerzen werden immer unerträglicher. Nein, ich gehöre nicht zu jenen Menschen, die diese Krankheit zwar nicht loswerden, aber mit ihr doch weiterleben können. Warum gehe ich auf den Wunsch des Mannes nicht ein, den ich liebe? Weil eine Heirat jeden Sinn verloren hat. Sie sollten mich nicht auch noch belügen. Seitdem ich mich entschlossen habe, hierherzukommen, zweifle ich daran, daß ich mein Elternhaus wiedersehen werde. Wenn nun Petra mit zehn Jahren schon die gleichen Beschwerden hat wie ich in dem Alter, dann muß ich fürchten, daß sie auch erkrankt ist.«

»Wir sind uns noch nicht sicher, Verena. Die Anzeichen können auch für eine andere Krankheit sprechen. Für eine harmlosere. Bitte, glauben Sie mir das!«

Dr. Jäger beugte sich über Verena. Es war auch für ihn erschütternd, in ihr abgezehrtes Gesicht sehen zu müssen.

In diesen Minuten wußte er deutlicher als je zuvor, daß sie nicht mehr lange leben würde.

Als er in sein Zimmer zurückging, zog er die Tür hinter sich zu. Das tat er selten. Wenn es geschah, war es für seine Assistentin das Zeichen, daß er allein sein wollte.

Als er eine Viertelstunde später am Telefon verlangt wurde, öffnete sie leise die Tür.

Er saß am Schreibtisch, die Hände in den Kopf gestützt. Als er aufsah, wirkte sein Gesicht sehr vergrämt.

»Telefon, Herr Oberarzt«, sagte Heidrun Elsner. Sie kam sich in diesem Augenblick barbarisch vor. Durfte sich nicht auch der Oberarzt einmal gehenlassen?

Er griff nach dem Telefonhörer und führte ein kurzes Gespräch. Dann kam er in das Vorzimmer und sagte:

»Habe ich Sie eigentlich schon oft gefragt, Heidrun, warum die Hilfe eines Mediziners so begrenzt ist?«

»Ja, Herr Oberarzt, das haben Sie mich schon öfters gefragt.«

Die sonst so heitere Heidrun machte ein trauriges Gesicht.

»Ich konnte Ihnen darauf nie eine Antwort geben.«

Dr. Jäger sah durch das Fenster ins Freie.

»Keiner vermag sie mir zu geben. Und das macht diesen Beruf oft unerträglich, so sehr man ihn zeitweise auch liebt. Bei jungen Menschen trifft es einen am härtesten, nicht helfen zu können.«

»Sprechen Sie von Verena, Herr Oberarzt?« fragte die Assistentin.

Dr. Jäger nickte.

»Ja. Nun ist es eingetreten, was ich damals gefürchtet habe, als mich ihr Onkel bat, sie hier aufzunehmen. Sie ist nur zum Sterben zu uns gekommen.« Seine Stimme war kaum noch zu verstehen. »Zu einem qualvollen Sterben. Wenn es ihr wenigstens leichtgemacht würde. Aber das ist nicht zu hoffen. Die letzte Zeit wird für sie furchtbar werden. Und diese Zeit ist ganz nahe gerückt.«

»Weiß das Doktor Lüdke?« fragte Heidrun.

»Er will es nur nicht wissen. Ich verstehe es, daß er jede Frage vermeidet. E ahnt, was ich ihm antworten müßte.«

»Aber Doktor Meißner scheint noch immer zu hoffen, an sein Ziel zu gelangen«, sagte Heidrun verbittert. »Er kommt immer wieder zu Besuch.«

»Er wird dieses Ziel nicht mehr erreichen, Heidrun. Aber ist das jetzt wichtig?«

Dr. Jäger ging langsam in sein Zimmer zurück.

»Nein, es ist nicht wichtig, Herr Oberarzt«, bestätigte Heidrun bekümmert.

*

Die kleine Petra war wieder einmal auf dem Weg zu Verena. Diesmal ohne Erlaubnis. Eine Schwester hatte dem Mädchen gesagt, es solle auf der Station bleiben. Der Neurologe wurde erwartet, der Petra untersuchen sollte.

Petra aber hatte es auf der Kinderstation nicht ausgehalten. Als sie gestern nachmittag bei Verena gewesen war, hatten sie kaum miteinander sprechen können.

Petra wußte nicht, daß Verena durch Spritzen gegen ihre unerträglichen Schmerzen in einem Trancezustand gewesen war; Petra hatte nur Angst.

Als das kleine Mädchen jetzt den Flur entlangging, auf dem Verenas Zimmer lag, standen zwei Schwestern vor einer Tür.

Schnell huschte Petra in eine Fensternische, um sich zu verbergen. Von diesem Platz aus konnte sie hören, was die Schwestern miteinander sprachen.

»Ich ertrage es kaum noch, mit ansehen zu müssen, wie die Patientin in Zimmer elf leiden muß«, sagte die eine.

Petra horchte auf. In Zimmer Nummer elf lag Verena.

»Es wird wohl die längste Zeit gedauert haben«, meinte die andere Schwester. »Ihr Bruder macht jetzt kaum noch Dienst. Das ist ein untrügliches Zeichen dafür, daß der Oberarzt der Patientin keine Chancen mehr gibt. Es ist wohl nur noch die Frage, wie lange ihr Herz durchhält. Ich glaube, daß sie noch in dieser Woche sterben wird.«

Petras Mund öffnete sich, als wollte sie schreien. Aber es kam kein Laut über ihre Lippen. Sie stürzte aus der Fensternische hervor. Neben den Schwestern taumelte sie und suchte mit den Händen Halt.

Eine Schwester hielt sie fest.

»Woher kommst du denn?« fragte sie und strich ihr über das Haar.

»Ich will zu Verena. Sie soll nicht sterben! Sie darf nicht sterben! Ich habe sie doch lieb!« Petra weinte.

»Komm, ich bringe dich auf die Station zurück. Kannst du gehen?«

Die Schwester umfaßte Petras Schultern und sah ihr besorgt in die Augen.

»Ja. Mir war nur auf einmal so schwindelig. Nein, ich will nicht auf die Station zurück. Verena wartet doch auf mich.«

Petra riß sich los.

Schon war sie im Zimmer Nummer elf verschwunden.

Die Schwestern sahen einander betroffen an. Was sollten sie tun? Sie wußte, wie sehr Verena auf das kleine Mädchen wartete. Aber würde sie die Kranke jetzt nicht beunruhigen?

Das tat Petra nicht. Obwohl sie von dem gequält wurde, was sie eben gehört hatte, sprach sie nicht darüber. Sie setzte sich auf die Bettkante und strich über die Wangen der Schwerkranken.

»Ich bin weggelaufen, Verena, weil ich bei dir sein wollte. Brauchst du mich?« sagte sie leise.

Verena strich dem Mädchen mit zitternder Hand über das Haar. »Ja, ich freue mich, wenn du bei mir bist, Petra. Es geht mir heute nicht gut. Aber vielleicht ist das morgen schon vorbei. Dann erzählst du mir wieder lustige Geschichten, und ich werde darüber lachen.«

Petra sah in das schmerzverzerrte Gesicht. Nein, sie konnte sich nicht vorstellen, daß ihre geliebte Verena wieder lachen würde.

Auf einmal brach all der Schmerz aus Petra, den sie eben noch bekämpft hatte. Sie legte den Kopf auf Verenas Brust und schluchzte:

»Du darfst nicht sterben, Verena. Du hast mir doch versprochen, daß du mich im Waisenhaus besuchen willst und daß ich auch zu dir kommen darf.«

Sie hob den Kopf und sah in Verenas Augen.

»Zu mir ist noch nie jemand ins Waisenhaus gekommen, und es hat mich auch nie einer abgeholt.«

»Aber du hast doch gesagt, daß die Schwestern sehr lieb zu dir sind, Petra.« Verena fiel das Sprechen schwer, doch sie strengte sich mehr an als sonst.

»Ja, das sind sie.«

Petra nickte. Um ihren Mund zuckte es.

»Aber ich hatte noch nie jemanden so lieb wie dich, Verena. Und ich möchte so gern einmal in dein Haus kommen. Sicher hat es kleine Zimmer und nicht nur Säle wie unser Waisenhaus.« Petras Augen begannen zu glänzen. »Bestimmt hast du ein ganz schönes Zimmer. Schläfst du dort allein?«

»Ja, Petra.«

»Und alles gehört dir, was in dem Zimmer ist?«

Diese Frage klang ungläubig. Das Waisenkind vermochte sich nicht vorzustellen, daß es jemals ein Zimmer haben könnte, das ihm mit al-

lem, was sich darin befand, allein gehörte.

»Ich habe auch noch Puppen und Stofftiere, Petra.« Auf einmal klang Verenas Stimme weniger mühsam. »Weißt du, als ich krank wurde, war ich ja noch ein kleines Mädchen.«

»Ist das schon sehr lange her, Verena?«

Die Patientin schloß die Augen. »Es ist unendlich lange her. Damals dachte ich nicht, daß ich so lange krank sein würde.« Sie öffnete die Augen wieder. »Ich habe alle Spielsachen aufgehoben. Du wirst viel Freude daran haben.«

Ihr Blick ging an Petra vorbei und schien sich in der Ferne zu verlieren.

»Willst du mir deine Spielsachen schenken, Verena?« fragte Petra aufgeregt.

»Ja, Petra.«

»Auch die Puppen und die Stofftiere?«

»Ja.« Verena hob die Hand. Sie strich über Petras Wangen.

»Verena, ich habe nur eine Holzpuppe. Ihr Gesicht habe ich selbst angemalt. Und ein Kleid haben ihr die großen Mädchen im Waisenhaus genäht. Ich glaube, jetzt kann ich das bald selbst. Haben deine Puppen Kleider?« Petra hatte sich schon ablenken lassen.

»Ja, viele und schöne Kleider. Sie werden dir alle gefallen.«

Petra zögerte mit der nächsten Frage, obwohl sie ihr auf der Zunge brannte. Sie dachte wieder daran, daß die Schwestern gesagt hatte, Verena müsse sterben.

»Wirst du mir deine Spielsachen in deinem Haus schenken, Verena? Wenn ich dich besuchen darf?« Bang hing Petras Blick nun an der Kranken.

»Ja, Petra.« Die beiden Worte klangen wie ein Hauch.

Aber für das kleine Mädchen waren sie laut und deutlich gewesen. Sie galten ihm mehr als das, was die Schwestern gesagt hatten.

Auf einmal umarmte Petra Verena, legte den Kopf auf ihre Schultern und sagte:

»Ja, ich werde zu dir kommen, Verena, wenn du wieder gesund bist. Alle werden mich beneiden, weil ich eine so liebe Verena habe. Aber wenn du mir wirklich alle deine Puppen schenken willst, darf ich doch eine mit ins Waisenhaus nehmen, ja? Vielleicht noch ein Stofftier? Die anderen Kindrn würden sich auch sehr darüber freuen.«

»Ja, das darfst du alles tun, Petra. Aber jetzt mußt du wohl auf deine Station zurückgehen. Vielleicht kannst du mich später noch einmal besuchen. Ich bin jetzt sehr müde und heute bekommen ich noch Besuch.« Verenas Stimme war kaum noch zu verstehen.

Petra stand auf. »Kommt Herr Doktor Meißner?« fragte sie.

»Nein, ich glaube nicht.«

»Das ist gut. Er mag mich nicht, Verena.« Petra machte ein trotziges Gesicht. »Aber ich mag ihn auch nicht. Er hat dich nicht so lieb wie ich. Wer besucht dich denn?«

»Schwester Antje. Du kennst sie doch.«

Petras Gesicht hellte sich wieder auf. »Ja, die ist lieb. Sie wird ja auch die Frau von deinem Bruder. Ich komme heute bestimmt noch einmal zu dir, Verena.«

Das kleine Mädchen lief aus dem Zimmer.

Als Petra auf dem Flur einer der beiden Schwestern begegnete, dennen sie vorhin zugehört hatte, machte sie ein böses Gesicht. Warum hatten die zwei nur so etwas Schlimmes erzählt? Verena würde nicht sterben.

Davon war Petra jetzt fest überzeugt.

*

Schon am frühen Nachmittag kam Antje zu Besuch. Jedesmal wurde es ihr schwerer, nach Bergstedt zu fahren, obwohl sie hier doch Jobst wiedersah.

Er saß am Bett seiner Schwester. Sein Gesicht war blaß und angespannt. Doch sobald Antje bei ihm war, wurde ihm etwas leichter zumute.

»Mathilde kommt morgen, Verena. Wir haben uns das so eingeteilt, damit du jeden Tag einen Besuch hast. Es wird dir doch nicht zuviel?« sagte Antje und neigte sich über die Kranke.

»Wie könnte es mir zuviel werden, wenn ich jeden Tag eure Liebe spüre?« Verena versuchte zu lächeln. »Mathilde wird sich sehr einsam fühlen. Aber jetzt wäre es mir nicht mehr möglich im Haus zu sein. Auch dann nicht, wenn Jobst den ganzen Tag bei mir bliebe. Ich brauche soviel Hilfe...« Sie drückte die Hand ihres Bruders. »Onkel Friedrich hat etwas sehr Gutes für mich getan, als er dafür sorgte, daß ich in diesem Krankenhaus sein kann. An keinem anderen Platz hätte ich die kleine Petra kennengelernt. Sie bringt mir jeden Tag Freude ins Zimmer. Wenn ich nur nicht die Angst hätte, daß es ihr einmal so ergeht wie mir.«

»Daran sollst du nicht denken, Verena«, bat Jobst. »Heute ist Petra von einem Neurologen untersucht worden. Er teilt Doktor Jägers Zweifel, daß Petra an Multiple Sklerose leidet.«

»Ist das wahr?«

Für Sekunden leuchteten Verenas Augen auf. Sie preßte die Hände auf die Brust.

»Wenn ich das noch mit Gewißheit erfahren dürfte, daß es Petra einmal nicht so ergehen wird wie mir! Das wäre ein Trost in diesen schrecklichen Tagen!«

Plötzlich versuchte sie, sich aufzusetzen. Antje mußte sie im Rücken stützen, sonst hätte sie es nicht geschafft.

»Ich muß etwas Wichtiges mit euch besprechen.« Verena sah von ihrem Bruder zu seiner Verlobten. »Ich habe Petra versprochen, daß sie alle meine Puppen und Stofftiere bekommt. Überhaupt meine Spielsachen, die ich aufgehoben habe. Schenkt ihr auch meine Bücher. Nein, alles, was ich besitze.«

Sie sprach immer schneller, als hätte sie Angst, die Kraft dazu zu verlieren.

»Ich möchte noch mehr.« Sie lehnte sich fest in Antjes Arm. »Ihr wollt bald heiraten und werdet in unserem Haus wohnen. Bitte, nehmt Petra auf! Gebt ihr einen festen Platz, Geborgenheit. Das wäre mein Wunsch. Petra würde es euch gewiß danken.« Verena wurde von einem Zittern befallen.

Antje ließ sie in die Kissen zurückgleiten. »Das war zuviel für dich, Verena.«

»Aber ich mußte darüber sprechen. Jetzt seid ihr beide hier. Werdet ihr meinen Wunsch erfüllen? Ihr würdet Petra liebgewinnen, und sie wäre euch sehr dankbar. Ich habe ihr versprochen, daß sie mich zu Hause besuchen darf. Dabei habe ich sogar mit dem Gedanken gespielt, sie ganz bei mir zu behalten. Aber das alles kann nicht mehr sein!«

Antje und Jobst wußten, daß die Zeit vorbei war, in der sie hatten sagen können:

»Sprich nicht von später, du wirst doch wieder gesund werden.«

Eine solche Lüge hätte Verena nur aufgeregt.

Antje wischte ihr die Schweißtropfen von der Stirn.

»Wir werden dir jeden Wunsch erfüllen, Verena.« Ihre Stimme zitterte, und sie wünschte sich jetzt, nicht hiersein zu müssen.

Verena schloß die Augen. Die mußte gegen Atemnot kämpfen. Wie so oft in den letzten Tagen, konnte sie nun nur mehr abgehackt sprechen.

»Dann wird – Petra ein glückliches Kind – werden und eine – Heimat haben.«

Mit keinem Wort erwähnte sie diesmal Antje und Jobst gegenüber den Mann, den sie liebte: Heinz Meißner.

Ihre Liebe hatte keine Zukunft mehr. Es schien, als habe sie nun auch mit dieser letzten Hoffnung ihres Lebens abgeschlossen.

*

Dr. Meißner kam zwei Tage später. Zu einer Zeit, als Verena gegen furchtbare Schmerzen kämpfte.

Heinz Meißner vermochte seinen Schreck nicht zu verbergen, als er Verena sah. Nun wurde ihm endgültig bewußt, daß er sein Ziel nicht mehr erreichen würde.

Am liebsten wäre er gleich wieder umgekehrt.

Aber Verena hielt seine Hand fest. »Es ist gut, daß du gekommen bist, Heinz. Bitte, hilf mir! Erlöse mich von meinen Schmerzen«, bat sie mit kaum hörbarer Stimme und flehenden Augen.

Heinz Meißner sah sie entsetzt an.

»Wie soll ich das tun, Verena? Ich bin hier nicht der behandelnde Arzt. Du hast deinem Bruder mehr vertraut als mir, sonst wärest du zu uns in die Klinik gekommen.«

»Euer Professor hatte keine Hoffnung mehr, mir noch helfen zu können, Heinz.«

»Hat dieser Doktor Jäger es gekonnt? Nein, du leidest mehr als zuvor. Dein Bruder hat dich doch nur

nach Bergstedt gebracht, damit wir uns nicht so oft sehen!«

Heinz Meißner war wütend und vermochte das selbst in dieser Stunde nicht zu verbergen.

»Das ist nicht wahr, Heinz. Es war Onkel Friedrichs Wunsch, daß ich in dieses Krankenhaus gehe. Ihm hat Doktor Jäger geholfen. Aber er kann keine Wunder vollbringen.«

»Endlich siehst du das ein.«

Die Tür wurde vorsichtig geöffnet. Petra steckte den Kopf durch den Spalt und wollte schnell wieder verschwinden, als sie Dr. Meißner an Verenas Bett sitzen sah.

Aber da hatte die Schwerkranke sie schon entdeckt.

»Komm doch herein, Petra!« rief sie.

Zaghaft trat das Kind näher. Es blieb unschlüssig vor Dr. Meißner stehen, als wisse es nicht, ob es ihm die Hand geben sollte.

Doch darauf legte Heinz Meißner gar keinen Wert.

»Befaßt du dich noch immer mit diesem Waisenkind?« fragte er. »Allmählich müßte dir das doch zuviel werden.«

Verena streckte die Hand aus, bis sie Petra erreichte und zu sich ziehen konnte.

»Wir beide haben einander doch lieb«, sagte sie mit zärtlichem Ton in der Stimme. Jetzt schien sie für einige Minuten Herr über ihre Schmerzen zu werden.

Heinz Meißner zuckte die Schultern.

»Was soll ich dagegen sagen? Vielleicht muß ich dafür Verständnis haben, daß du an diesem Kind hängst, weil du weißt, daß es ihm einmal genauso ergehen wird wie dir.«

Verena stieß einen unterdrückten Schrei aus.

Petra sah aus, als hätte sie noch nicht ganz begriffen, was der Besucher gemeint hatte. Doch dann fragte sie:

»Werde ich auch einmal so krank sein wie Verena?«

»Natürlich. Aber das sollte man dir wohl jetzt noch nicht sagen«, antwortete Heinz Meißner, stand auf und ging ans Fenster.

Er dachte jetzt nur darüber nach, mit welcher Ausrede er sich schnell verabschieden könnte.

»Es ist nicht wahr, was er gesagt hat, Petra.« Verena zog das Kind an sich. »Du darfst keine Angst haben. Bitte, denke nicht mehr darüber nach! Du hast nicht die gleiche Krankheit wie ich. Bestimmt wirst du bald entlassen.«

Petra riß sich von Verena los und sagte:

»Ich komme wieder, wenn du allein bist.«

Schon lief sie aus dem Zimmer.

Verena drückte auf den Klingelknopf.

Als eine Schwester erschien, bat sie mit kaum hörbarer Stimme:

»Bitte, eine Injektion. Ich ertrage diese Schmerzen nicht mehr.«

Die Schwester setzte sich zu ihr. »Ich darf Ihnen jetzt keine Spritzen mehr geben, Verena. Erst am Abend wieder.«

»Aber warum denn nicht? Wer will, daß ich mich so quäle?« Über Verenas Gesicht liefen Tränen.

»Niemand, Verena. Aber noch mehr würde Ihr Herz nicht aushalten.« Die Schwester sah sich hilflos um.

Am Fenster stand noch immer Dr. Meißner. Jetzt kam er zu dem Bett zurück.

»Sie können gehen, Schwester. Ich werde der Patientin beibringen, daß Sie ihr nicht helfen dürfen.«

Die Schwester verließ das Zimmer. Von der Tür aus blickte sie zurück. Als sie das Gesicht des Mannes sah, konnte sie sich nicht vorstellen, daß er die Kranke eher beruhigen würde als sie.

»Warum hast du kein Medikament mitgebracht?« fragte Verena. Sie schien nicht mehr Herr ihrer selbst zu sein. »Ich habe dich schon einmal darum gebeten.«

»Warum bittest du nicht deinen Bruder?« Das klang so streitlustig, als finde dieses Gespräch mit einer gesunden Frau statt.

»Er kann mir nicht mehr geben als der Oberarzt erlaubt.«

»Das ist Jobsts ganze Liebe zu dir?« fragte Heinz Meißner spöttisch. »Große Worte und nichts dahinter!«

Verena hob mühsam den Kopf. »Und deine Liebe, Heinz? Bitte, hilf mir! Ich flehe dich an, erlöse mich von diesen Schmerzen! Für immer.«

»Hast du den Verstand verloren, Verena?« Nun war Heinz Meißner doch erschrocken.

»Vielleicht. Ich will nicht länger leiden. Wenn du mich wirklich liebst, willst du das auch nicht mehr sehen. Niemand würde erfahren, daß du mir eine Injektion gegeben hast. Eine zu den anderen, die hier erlaubt sind. Vielleicht wäre es die letzte.«

Jetzt erschrak Heinz Meißner noch mehr. Mit solch einem Ansinnen hatte er nicht gerechnet.

Er beugte sich über Verena. Ihr Haar war strähnig und dünn geworden, ihre Wangen waren schmal, unter den Augen lagen tiefe Schatten. In der letzten Zeit war sie so schnell verfallen, daß er sich kaum noch vorstellen konnte, wie sie ausgesehen hatte, als er zum erstenmal in ihrem Haus gewesen war.

Als Verena merkte, daß er ihr keine Antwort geben wollte, drängte sie wieder:

»Bitte, erfüllte meinen Wunsch, Heinz! Wenn du mich liebst, mußt du es tun. Jeder weiß, daß ich nicht mehr gesund werden kann. Auch du. Warum soll ich so elend sterben müssen?«

Plötzlich fand sie die Kraft, sich im Bett aufzurichten. Sie stieß verzweifelt hervor:

»Wie lange noch? Wie lange?« Dann sank sie wimmernd in die Kissen zurück.

In diesen Minuten war auch Heinz Meißner sehr erregt.

»Das darf ich nicht tun, Verena«, redete er auf sie ein. »So etwa kannst du nicht von mir verlangen.«

Verena zitterte am ganzen Kör-

per. »Doch, das kann ich. Du bist Arzt und jederzeit in der Lage, dir alles zu verschaffen. Niemand wird dich fragen, wozu du es brauchst. Bitte, gib mir eine so starke Dosis, daß ich einschlafe und nicht mehr aufwache!«

Heinz Meißner lehnte sich zurück.

»Das würde mich meine Approbation kosten, Verena. Jetzt bist du rücksichtslos.«

»Aber es erfährt doch niemand etwas davon. Selbst wenn man feststellen würde, daß du mich erlöst hast, was könnte dir schon passieren?«

Heinz Meißner hatte sich etwas gefangen. »Das habe ich bereits gesagt. Im übrigen denke ich daran, daß du auf meine Wünsche auch nicht eingegangen bist.«

»Auf welche Wünsche?« fragte Verena.

Alles, was sie jemals mit diesem Mann geplant hatte, war jetzt für sie vergessen. Sie krümmte sich nur unter ihren Schmerzen.

»Ich wünschte, daß wir uns trauen ließen. Du wolltest das auch. Aber plötzlich lehntest du ab – weil man es dir ausgeredet hatte! Dein Bruder war stärker als ich. Also laß dir jetzt auch von ihm helfen.«

»Später hat mir niemand die Heirat ausgeredet. Ich wollte sie selbst nicht. Weil ich wußte, daß ich sterben muß. Sehr bald schon. Wie kannst du jetzt an diese Dinge denken?«

Heinz Meißner stand auf. »Weil mich dein Nein getroffen hat.« Wieder einmal dachte er nur an sich und nicht an das Mädchen, das sie so quälte.

»Aber ich habe dich doch geliebt, Heinz.«

»Ach, ist das jetzt schon Vergangenheit?« Das klang sehr herausfordernd.

Verena griff nach einem Taschentuch und wischte sich das Gesicht ab. Es war von Schweiß und Tränen naß.

»Jetzt gibt es nur noch diese furchtbaren Schmerzen. Für alles andere ist kein Platz mehr. Das solltest du verstehen. Bitte, Heinz, erfülle meinen Wunsch!«

Heinz Meißner preßte die Hände an den Kopf. »Nicht heute. Nein, ich kann es nicht. Vielleicht werde ich wiederkommen. Ich muß mir alles überlegen. Aber sprich mit deinem Bruder. Er ist Arzt wie ich. Ihr steht euch näher. Er wird dir helfen.«

Fluchtartig rannte Heinz Meißner aus dem Zimmer und verließ gleich darauf das Krankenhaus.

*

Zwei Tage später saß Jobst am frühen Nachmittag am Bett seiner Schwester. Er hatte jetzt nur einem Wunsch: daß Antje oder die alte Mathilde bei ihm sein könnte. Einer der Menschen, die Verena auch liebten und die seine Not mit ihm teilen würden.

Bis vor wenigen Minuten war die Kranke etwas ruhiger gewesen; doch jetzt klagte sie wieder über furchtbare Schmerzen.

»Wann bekomme ich die nächste Injektion?« fragte sie.

»Gegen Abend. Das weißt du doch, Verena«, Jobst streichelte sie.

»So lange kann ich nicht warten.« Sie wälzte sich hin und her. »Was gäbe ich dafür, wenn ich wenigstens noch in meinem Rollstuhl sitzen könnte! Warum war ich damals so undankbar? Es war doch schön, am Fenster zu sitzen und hinaus in den Garten zu sehen. Jetzt sehe ich kaum noch das Stückchen blauen Himmel durch das Fenster, weil ich vor Schmerzen blind bin.«

Jobst strich seiner Schwester beruhigend über die Stirn. Er wußte nicht mehr, was er ihr noch zum Trost hätte sagen können. Sie stand an der Schwelle des Todes und wollte sich nicht länger quälen.

Als errate Verena seine Gedanken, fragte sie:

»Warum läßt auch du mich so leiden, Jobst? Du weißt doch, daß das Ende bald kommt.«

»Ich möchte dir helfen, Verena, nur helfen.« Jobsts Stimme klang heiser vor Erregung.

»Jobst, ich habe Heinz gebeten, mich zu erlösen. Er ist weggelaufen. Aber vielleicht kommt er wieder. Er muß mir doch helfen, wenn er mich liebt. Immer hat er mir seine Liebe beteuert. Sicher wird Heinz zurückkommen und mich erlösen.«

Jobst sah seine Schwester entsetzt an. »Das darf er nicht, Verena. Wie konntest du Heinz um so etwas bitten?«

»Aber es wäre doch Liebe, wenn er mir jetzt helfen würde.« Verenas Hand tastete sich über die Bettdecke, bis sie die Hand ihres Bruders erreicht hatte. »Es wäre auch von dir Liebe, wenn du es tätest. Heinz hat gesagt, du solltest es machen.«

Sie atmete schwer. Heute konnte sie nicht mehr so kämpfen wie bei Heinz. Ihre Augen flehten den Bruder an.

»Ich darf das auch nicht, Verena.« Jobst wich ihren Blicken aus.

»Hast du mich nicht lieb, Jobst?«

Jobst stand auf. Er schwankte und mußte sich auf der Stuhllehne stützen.

»Ich habe dich lieb, Verena. Alles hätte ich auf mich genommen, wenn es darum gegangen wäre, dich zu einem gesunden Menschen zu machen.«

Verenas Blick war noch immer flehend auf ihn gerichtet. »Niemand konnte mich retten. Aber erlösen kannst du mich.«

Jobst ging zur Tür. Es sah wie Flucht aus.

»Ich gehe zu Doktor Jäger«, erklärte er.

»Wirst du mit ihm sprechen, ob du mich erlösen darfst?«

»Ich werde ihn fragen, ob du jetzt schon die nächste Injektion bekommen kannst. Bitte, gedulde dich ein Weilchen. Ich werde mich beeilen.« Jobst lief aus dem Zimmer.

Im Flur lehnte er sich gegen die Wand. Nun war die Stunde gekommen, die er gefürchtet hatte. Verena bat ihn, ihr eine Erlösungsspritze zu

geben. Er hatte das vorausgesehen, als ihre Schmerzen immer stärker geworden waren. Mit Antje hatte er darüber gesprochen. Sie dienten beide kranken Menschen und hatten viele auch schon sterben sehen; einige davon ebenfalls unter so großen Schmerzen wie Verena.

»Ich darf es nicht tun«, murmelte Jobst vor sich hin, als er den Flur entlangging. »Kein Arzt darf so etwas tun.«

Er traf den Oberarzt in seinem Zimmer an.

»Meine Schwester erträgt die Schmerzen nicht mehr«, sagte Jobst. »Kann ich ihr noch eine kleine Dosis geben?«

»Eine kleine Dosis, Herr Kollege? Ja! Aber die würde Ihre Schwester kaum von den Schmerzen befreien.« Dr. Jäger wirkte zermürbt und müde.

»Und eine größere Dosis?« Jobsts Blick ließ den Oberarzt nicht los.

»Eine größere Dosis würde sie töten.«

Jetzt stützte sich Jobst mit den Händen auf den Schreibtisch und neigte sich zu Dr. Jäger.

»Aber sie muß doch sterben. Wir alle wissen, daß sie sterben muß. Warum erst dann, wenn die Schmerzen sie in den Wahnsinn getrieben haben?«

Dr. Jäger stand auf. Er legte seinem jungen Kollegen die Hand auf die Schulter und sagte:

»Ich weiß, woran Sie denken: an die Erlösungsspritze. Das ist kein Weg, den wir gehen dürfen.«

Jobst brach der Schweiß aus. »Das können Sie nur so ruhig sagen, weil es nicht Ihre Schwester ist, die so furchtbar leiden muß, Herr Oberarzt.«

Dr. Jäger schüttelte den Kopf. »Nein, ich müßte das auch sagen, wenn es meine Schwester wäre. Glauben Sie wirklich, daß ich mich mit diesem großen Problem noch nicht herumgeschlagen hätte? Ich habe damals rebelliert, daß man vom Tod Gezeichnete so leiden läßt. Als ich so jung war wie Sie, war meine Auflehnung am stärksten. Aber ich habe dazugelernt.«

»Was, Herr Oberarzt? Daß man es nicht tun darf?«

Dr. Jäger nickte. »Wir haben einen Eid geleistet, Leben zu erhalten.«

»Auch für Tage, für Stunden vielleicht nur?«

»Ja, weil sich sonst die Grenzen verwischen würden. Wann wollen Sie zur Erlösungsspritze greifen?«

»Wenn man selbst nicht mehr an ein Wunder glaubt, und der Patient es wünscht. Heute ist man in der Medizin so weit, um zu wissen, wann ein Mensch nicht mehr gerettet werden kann, Herr Oberarzt.«

»Trotzdem dürfen wir ihn nicht erlösen. Bei aller Liebe zu ihm nicht.«

Dr. Jäger ging ans Fenster und öffnete es. Während er Jobst den Rücken zukehrte, fragte er:

»Glauben Sie mir, daß auch ich schon in die Versuchung kam? Ich wage kaum noch, das Zimmer Ihrer Schwester zu betreten.« Er drehte

sich um. »Kollege Lüdke, Ihre Schwester wird nicht mehr lange zu leiden haben. Mehr kann ich Ihnen leider nicht sagen.«

Jobst ging zu Verena zurück.

Als er ihr Zimmer betrat, hob sie den Kopf.

»Du hast nichts mitgebracht«, sagte sie, ließ sich in die Kissen zurücksinken und krallte die Hände in die Bettdecke.

Jobst stand mit hängenden Schultern vor dem Bett.

»Der Oberarzt sagt auch, wir dürfen es nicht tun.«

Plötzlich sank er auf die Knie, legte den Kopf auf die Bettdecke und weinte.

Verena schob die Hand unter sein Kinn. »Ich quäle dich, Jobst. Warum bin ich nicht stärker? Aber siehst du nicht, wie elend ich sterben muß?«

Jobst hob den Kopf. »Ich habe dich so gern, Verena. Warum will uns das Schicksal trennen? Ich bin Arzt geworden, weil ich mir einbildete, dir helfen zu können. Ich habe das nicht geschafft. Was ich auch versuchte, ich kam nicht weiter als andere. Auch nicht mit der Hilfe eines berühmten Professors. Bis vor kurzem noch habe ich gehofft...«

»Nach mir wird man andere retten, Jobst. Sei nicht so verzweifelt. Mir kannst du nur mehr eine Liebe tun – meinen letzten Wunsch erfüllen.« Verenas Augen baten und flehten. Sie waren jetzt unatürlich weit geöffnet. »Petra! Sie wollte mich doch besuchen. Kümmere dich um Petra, Jobst und hilf mir!«

Jobst erhob sich. Noch einige Sekunden sah er in das qualvoll verzerrte Gesicht seiner Schwester. Er erkannte, daß in ihren Augen die Hoffnung aufstieg, er werde sie doch von ihren Schmerzen erlösen.

Da verließ er das Zimmer und ging so schnell den Flur entlang, daß ihm eine Schwester verwundert nachsah.

Niemand war im Arzneimittelzimmer, als er eine Ampulle an sich nahm und eine Injektionsspritze aufzog.

Er lief auf den Flur zurück.

Als er Verenas Zimmer betrat, hatte sich ihr Gesicht entspannt. Er bemerkte nicht, daß er die Tür hinter sich offenstehen ließ.

Mit zitternden Händen ging Jobst zu seiner Schwester. Ihr Blick irrte umher, blieb dann auf ihm haften.

Er wußte nicht, ob sie die Injektionsspritze in seiner Hand gesehen hatte; aber sie flüsterte:

»Du wirst mich erlösen. Jobst, ich danke dir. Nicht wahr, du...«

Die Injektionsspritze fiel dem jungen Arzt aus der Hand.

Er merkte, daß Verenas Atem flacher wurde. Ihr Mund öffnete sich ein wenig, als wollte sie noch etwas sagen, doch sie blieb stumm.

Er legte die Hand auf ihre Stirn.

»Ich bin bei dir, Verena«, flüsterte er.

Hatte sie das gehört? Ihr Gesicht wirkte mit einemmal sehr ruhig. Kein Zug verriet mehr, daß sie vor kurzem noch qualvolle Schmerzen gehabt hatte.

Ein letzter Atemzug hob ihre Brust.

»Jetzt bist du erlöst, Verena.« Das sagte Jobst mit Tränen in den Augen. Er sah auf die noch immer gefüllte Spritze und schob sie mit dem Fuß zur Seite.

Dann drückte er seiner Schwester die Augen zu und starrte in ihr friedliches Gesicht.

Er hatte ihren Appell an seine Liebe nicht zu erfüllen brauchen. Aber er war bis zur letzten Sekunde ihres Lebens bei ihr gewesen. Er hatte gesehen, wie die Schmerzen vor dem Tod geflohen waren.

Jobst wollte das Zimmer verlassen. Jetzt erst fiel ihm auf, daß er die Tür hatte offenstehen lassen.

Auf der Schwelle stand Heinz Meißner.

»Was wollen Sie hier?« fragte Jobst.

»Ich will Verena besuchen. Ist das so neu?«

»Verena ist eben gestorben.«

Heinz Meißner blickte zu der Toten hin und dann auf die Injektionsspritze.

»Und wie ist sie gestorben?« erkundigte er sich.

»Friedlich.« Jobst erkannte den Sinn der anzüglichen Frage nicht.

»Ich möchte Verena noch einmal sehen«, sagte Heinz Meißner und ging in das Zimmer.

Jobst eilte weiter. Er wollte dem Oberarzt mitteilen, daß Verena eben gestorben war, und danach Antje anrufen.

Als ihm eine Krankenpflegerin entgegenkam, sagte er:

»Meine Schwester ist eben für immer eingeschlafen.«

Die junge Frau sah ihm nach ud begab sich dann in ihr Zimmer.

In diesem Augenblick kam Petra den Flur entlanggelaufen. Verwundert stellte sie fest, daß die Tür zu Verenas Zimmer offenstand. Als sie den Mann vor dem Bett erkannte, wollte sie sich zurückziehen. Da sah sie, daß er sich nach einer Injektionsspritze bückte, damit ans Fenster ging, sich hinausbeugte und sie entleerte.

Als er sich wieder umdrehte, entdeckte er Petra.

»Verschwinde!« rief er aufgeregt. »Du brauchst nicht mehr zu Verena zu kommen. Sie ist gestorben. Ja, sie ist tot. Merkst du das nicht?«

Petra ergriff die Flucht. An der Zwischentür zur Kinderstation brach sie zusammen. Noch kannte niemand den Grund. Sie verschwieg, was Dr. Meißner ihr so brutal zugerufen hatte.

Als man den Oberarzt zu ihr holte, fragte sie nur:

»Ist Verena wirklich gestorben?«

Dr. Jäger streichelte sie. »Ja, Petra, Verena ist gestorben. Sie hat nun keine Schmerzen mehr.«

Er redete noch lange auf das Kind ein; doch dieses sagte kein Wort mehr.

*

Dr. Lüdke wollte seine Schwester nach Lübeck überführen lassen. Dort sollte sie bei ihren Eltern in der Familiengruft ihre letzte Ruhe finden.

Als man Verena eingesargt hatte, kam ein Kriminalkommissar ins Krankenhaus. Er verlangte den Oberarzt zu sprechen.

Heidrun Elsner rief ihn von einer Station in sein Dienstzimmer zurück und flüsterte ihm zu:

»Kriminalkommissar Steiner wartet in Ihrem Zimmer, Herr Oberarzt.«

»Was will er von mir?« fragte Dr. Jäger verwundert.

Heidrun zuckte die Schultern. Wenig später hörte sie durch die nur angelehnte Tür die beiden Männern sprechen.

»Ich habe hier eine Anzeige gegen den Assistenzarzt Doktor Lüdke, Herr Oberarzt.«

»Gegen Doktor Lüdke? Das muß ein Mißverständnis sein, Herr Kommissar.«

»Das nehme ich nicht an. Doktor Lüdke soll seiner Schwester eine Überdosis verabreicht haben, an der sie heute gestorben ist.«

Dr. Jäger konnte sein Erschrecken kaum verbergen. Er dachte sofort an sein letztes Gespräch mit Jobst Lüdke.

Trotzdem stellte er sich vor ihn. »Verena Lüdke war vom Tod gezeichnet. Niemand konnte ihr helfen. Wir wußten seit Tagen, daß sie bald erlöst werden würde.«

»Aber auf natürliche Weise. Nicht durch eine Erlösungsspritze. Sie wissen, daß das strafbar ist. Ich habe einen Haftbefehl gegen Doktor Lüdke. Immerhin besteht Fluchtgefahr.«

Dr. Jäger sprang auf. Er, der sonst so gelassen war, sagte mit überlauter Stimme:

»Das ist Wahnsinn! Von wem stammt die Anzeige?«

»Das muß ich nicht sagen, aber ich brauche es auch nicht zu verheimlichen. Doktor Heinz Meißner ist Zeuge der Tötung gewesen. Er konnte sie nicht mehr verhindern. Ich nehme an, daß Doktor Lüdke geständig sein wird. Immerhin war es anscheinend eine Tötung auf Verlangen. Auch an Doktor Meißner hat die jetzt Verstorbene das Ansinnen gestellt, sie von ihrem Leiden zu erlösen. Ich ersuche Sie, Doktor Lüdke zu holen. Übrigens – die leere Spritze ist in unserem Besitz.«

Dr. Jäger blieb nichts anders übrig, als Jobst Lüdke rufen zu lassen. Vorher allein mit ihm zu sprechen, dazu gab im Kommissar Steiner jedoch keine Gelegenheit.

Als Jobst das Zimmer des Oberarztes betrat, trug er keinen weißen Kittel. Er war eben aus der Stadt zurückgekehrt.

Alle Wege, die mit der Beerdigung seiner Schwester zusammenhingen, mußte er übernehmen. Sein Onkel hatte ihm am Telefon erklärt, außerstande zu sein, nach Bergstedt zu kommen.

Dr. Jäger machte den Kommissar mit Jobst Lüdke bekannt und fügte schnell hinzu:

»Versuchen Sie ruhig zu bleiben, Kollege Lüdke, wenn der Kommissar eine Beschuldigung gegen Sie vorbringt. Ich stehe selbstverständlich voll hinter Ihnen.«

Kommissar Steiner warf einen

vorwurfsvollen Blick auf den Oberarzt. Dann wiederholte er Heinz Meißners Anzeige. Jobst war stehengeblieben. Er sah fassungslos von einem zum anderen. In seiner Erregung belastete er sich selbst; so, wie es Dr. Jäger befürchtet hatte.

»Ja, es stimmt. Meine Schwester hat mich angefleht, sie zu erlösen. Ich war fast bereit, es zu tun – nicht sofort, aber als sie dann so sehr litt... Es wurde mir unerträglich, ihre Qualen länger mit anzusehen. Doch ich habe es nicht getan.«

»Das soll ich Ihnen glauben?« fragte der Kommissar. Er wickelte die Injektionsspritze aus einem Tuch.

Jobst senkte den Kopf. Zu gut spürte er, was sich über ihm, angestiftet von Heinz Meißner, zusammenbraute. Nun rächte sich dieser Mann dafür, daß er sein Ziel nicht erreicht hatte, Verenas Erbe antreten zu können.

»Die Spritze lag auf dem Fußboden, als meine Schwester starb. Sie war mir aus den Händen gefallen, und ich habe sie dann mit dem Fuß achtlos zur Seite geschoben. Konnte ich wissen, daß sie mir zum Verhängnis werden sollte?« Jetzt sah Jobst den Kommissar an. »Glauben Sie nicht auch, daß ich die Spritze sehr leicht hätte verschwinden lassen können? Niemand hätte sie in der Tasche meines Kittels bemerkt.«

Kommissar Steiner ließ sich nicht beirren. Er war fest von der Schuld des jungen Arztes überzeugt.

»Aber Sie geben zu, die Spritze aufgezogen zu haben?« fragte er.

»Ja, das gebe ich zu. Ich war im Arzneimittelzimmer.« Jetzt sah Jobst schuldbewußt zu Dr. Jäger hin. »Ich konnte nicht anders handeln, Herr Oberarzt, obwohl Sie mich gewarnt hatten.«

»So, es ist also ganz offen über eine Tötung auf Verlangen gesprochen worden?« fragte Kommissar Steiner.

Dr. Jäger stand wie auf glühenden Kohlen. Warum sprach Jobst Lüdke darüber? Auch das mußte ihn wieder belasten!

Jetzt sagte er: »Ja, ich hatte kurze Zeit vorher mit meinem Oberarzt darüber gesprochen. Hier in diesem Zimmer. Doktor Jäger war gegen die Erlösungsspritze.«

»Trotzdem haben Sie danach gegriffen.« Der Kommissar legte den Haftbefehl auf den Tisch.

»Ja, weil ich dieses Elend nicht länger mit anzusehen vermochte!« stieß Jobst hervor. »Kann sich denn niemand in meine Lage versetzen? Ich habe jahrelang darum gekämpft, daß meine Schwester gesund wurde. Gegen all meine medizinischen Kenntnisse habe ich immer wieder zu hoffen begonnen, daß Verena noch gerettet werden würde. Jetzt mußte sie unter qualvollen Schmerzen sterben. Es gab keine Hoffnung mehr. Die einzige Liebe, die ich ihr hätte noch erweisen können, wäre die Erlösungsspritze gewesen.«

Er fiel auf einen Stuhl und wischte sich die Schweißtropfen von der Stirn.

»Ein gnädiges Geschick hat mich

davor bewahrt, meinen Eid zu brechen«, sagte er dann leise.

»Das werden Sie vor Gericht kaum weismachen können, Herr Doktor. Auch der Untersuchungsrichter wird Ihnen das nicht abnehmen. Sie geben zu, die Injektionsspritze aufgezogen zu haben. Und sie ist leer.« Der Kommissar hob die Spritze gegen das Licht.

Jobst schüttelte den Kopf. »Das ist unmöglich. Dann muß – dann muß sie ein anderer entleert haben.« Er lehnte sich zurück. »Heinz Meißner?« fragte er. Als reue ihn diese Beschuldigung schon, setzte er hinzu:

»Es ist das Einfachste von der Welt eine Injektionsspritze zu entleeren. Das kann jeder Laie.«

»Eben bezichtigen Sie Doktor Meißner«, sagte der Kommissar. »Welchen Grund sollte er dazu gehabt haben?«

»Darüber möchte ich nicht sprechen. Aber Doktor Meißner könnte gesehen haben, daß mir die Spritze aus der Hand gefallen ist. Ich hatte ihn nicht bemerkt. Erst als ich aus dem Krankenzimmer gehen wollte, sah ich ihn auf der Schwelle stehen.

»Sie leugnen als nicht, daß Doktor Meißner Zeuge des Todes Ihrer Schwester wurde?«

»Nein, das leugne ich nicht. Aber ich habe meine Schwester nicht von ihren Leiden erlöst.«

»Den Vorsatz haben Sie jedoch bereits zugegeben. Den Vorsatz zum Mord, Herr Doktor Lüdke«, sagte der Kommissar in strengem Ton. »Nach unserem geltenden Gesetz ist auch die Erlösung Mord.« Er sah den Oberarzt prüfend an. »Würde eine Obduktion der Leiche die Verabreichung einer neuen Dosis erkennen lassen?« fragte er unvermittelt.

»Das kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Verena Lüdke hatte wenige Stunden zuvor die letzte Dosis bekommen. Wir sind bis an die Höchstgrenze des zu Verantwortenden gegangen, damit sie nicht so sehr zu leiden brauchte.«

Jobst sprang auf. Sein Gesicht sah entstellt aus.

»Ich will nicht, daß meine Schwester zur Obduktion freigegeben wird! Sie soll so beerdigt werden, wie sie jetzt ist. Ich bin ihr nächster Verwandter. Nein, ich werde niemals meine Einwilligung geben!«

Kommissar Steiner streckte die Hand aus. »Im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie, Herr Doktor Lüdke. Kommen Sie mit mir.«

Dr. Jäger legte den Arm um Jobsts Schultern. »Gehen Sie mit, Kollege Lüdke. Vielleicht wird sich schon vor dem Untersuchungsrichten klären lassen, was wirklich geschehen ist.«

Noch einmal sah Jobst den Oberarzt beschwörend an. »Ich habe es nicht getan, Herr Oberarzt. Bitte, glauben Sie mir! Ich würde dazu stehen, wenn ich Verena erlöst hätte.«

»Ich glaube Ihnen«, erwiderte Dr. Jäger. Er verharrte mitten im Zimmer, als Jobst mit dem Kommissar hinausging.

Heidrun Elsner hatte – zitternd vor Erregung – an ihrem Schreibtisch gestanden. Jetzt eilte sie zu Dr. Jäger und sagte:

»Er wird es getan haben, Herr Oberarzt, weil er seine Schwester so sehr liebte. Er hat unter ihrem Ende mehr gelitten als alle anderen.«

»Nein, er hat es nicht getan«, widersprach Dr. Jäger mit fester Stimme.

»Wie können Sie davon so überzeugt sein? Er wollte es doch! Das hat er selbst zugegeben.«

»Ja, er wollte es. Das würde er nicht zugeben, wenn er noch dazu gekommen wäre. Heidrun, ich fürchte, daß sich in unserem Krankenhaus eine Tragödie abgespielt hat. Geboren aus einen Intrige, die Doktor Lüdke seine Approbation kosten kann.«

»Sie denken an Doktor Meißner?«

»Ja. Weshalb ist er gleich zur Polizei gelaufen? Er hätte zuerst zu mir kommen sollen, aber er will Jobst Lüdke vernichten. Das ist die Rachsucht eines charakterlosen Menschen, der es nicht verwindet, daß er sein Ziel nicht erreicht hat. Wär er etwas früher in Verenas Leben getreten zu einer Zeit, da sie noch mehr Kraft hatte, wäre er heute Witwer. Ein Witwer, der gewiß dafür gesorgt hätte, daß ihm ein Testament seiner Frau das gesamte Erbe sichern würde.«

»So schnell sind Sie sonst nie bereit, einen Menschen zu verurteilen, Herr Oberarzt.«

»Ich irre mich sicherlich nicht. Aber wie soll die Wahrheit an den Tag kommen? Wir alle werden Doktor Lüdke kaum helfen können.«

Dr. Jäger und seine Assistentin wurden unterbrochen, da Dr. Fischer das Zimmer betrat. Er war jener Neurologe, der die kleine Petra untersucht hatte. Man sah ihm an, daß er erregt war.

»Ich habe die Röntgenaufnahmen ausgewertet, Kollege Jäger«, berichtete er.

»Haben Sie mehr entdeckt als wir?« Der Oberarzt war in angespannter Erwartung.

»Ja. Einen kaum sichtbaren Schatten an der oberen Wirbelsäule des Kindes. Bitte, kommen Sie mit! Wir brauchen Spezialbeleuchtung, um diesen Schatten feststellen zu können. Mit bloßem Auge ist er kaum zu sehen. Ich habe mich einer starken Vergrößerung bedient.«

Während Dr. Jäger mit dem Neurologen über den Flur ging, fragte er:

»Würde das heißen, daß die Diagnose Multiple Sklerose doch nicht zutreffend ist?«

»Genau das. Das Ergebnis der Lumbalpunktion ergab ja auch keinen Hinweis. Es wäre nicht das erstemal, daß Rückenmarksgeschwülste die Ursache derselben Symptome sind, wie sie bei Multiple Sklerose auftreten. Auch anerkannten Kollegen ist es schon passiert, daß sie dadurch versäumten, zu operieren, oder die Operation verzögerten, bis sie zu schwierig wurde.« –

Wenig später überzeugte sich Dr.

Jäger von der Diagnose seines Kollegen – aber auch davon, wie schwer sie zu stellen war.

Sie gingen zu Petra. An ihrem Bett saß Schwester Innocentia. Die Stationsärztin der Kinderabteilung hatte sie gerufen, weil Petra noch immer nicht bereit war, ein Wort zu sprechen.

Schwester Innocentia stand auf und kam den beiden Ärzten entgegen. In ihren Augen standen Tränen, als sie sagte:

»Petra leidet so sehr unter Verena Lüdkes Tod. Wie soll so ein Kind das auch begreifen? Selbst Verena hat ihr immer wieder versichert, daß sie gesund werden wird.«

Auf einmal setzte sich Petra im Bett auf. Ihr blondes Haar war zerzaust, über ihre Wangen rollten dicke Tränen.

»Ja, Verena hat gesagt, daß ich in ihr Haus kommen darf. Sie wollte mir ihre Puppen und ihre Stofftiere schenken.«

Dr. Jäger ging zu ihr und legte den Arm fest um ihre Schultern.«

»Petra, wir können dir alle nicht helfen. Mit diesem Schmerz mußt du selbst fertig werden. Aber tröstet es dich nicht ein bißchen, zu wissen, daß Verena nun gar keine Schmerzen mehr hat? Wenn sie dich in den letzten Tagen wegschickte, dann wollte sie dir gewiß nicht zeigen, daß sie es vor Schmerzen kaum noch aushielt. Sie litt unter seiner sehr schweren Krankheit, von der sie nicht mehr geheilt werden konnte.«

Petra sah Dr. Jäger ununterbrochen an. Mit dem Ärmel ihres Nachthemdes wischte sie sich die Tränen ab. Doch das half nicht viel.

Sie weinte wieder. »Dann werde ich auch sterben«, flüsterte sie.

»Aber wie kommst du auf so einen Unsinn?« fragte der Oberarzt.

»Doktor Meißner hat das doch gesagt. Ja, ganz bestimmt. Er hat es vor Verena gesagt, daß ich dieselbe Krankheit habe wie sie.« Das kleine Mädchen zitterte und sah sich ängstlich um.

»Nein, das ist nicht wahr, Petra.« Dr. Fischer trat an das Kinderbett. »Kannst du aufstehen und mit uns kommen? Wir müssen dich noch einmal untersuchen. Du wist sehen, wir werden dir helfen.«

Petra warf sich zur Seite. »Ich will nicht mehr hier im Krankenhaus bleiben, wenn Verena nicht mehr da ist.«

Schwester Innocentia strich ihr über das Haar und bat:

»Sei lieb, Petra! Geh mit! Ich warte auf dich, bis du zurückkommst.«

Eine Schwester half Petra, Hausschuhe und den Bademantel anzuziehen. Dann verließ die Kleine mit Dr. Fischer das Zimmer.

Der Oberarzt blieb absichtlich zurück. Er teilte Schwester Innocentia mir, was Dr. Fischer entdeckt hatte.

Die ältere Schwester blickte ängstlich drein. »Nicht Multiple Sklerose, Herr Oberarzt, aber eine Geschwulst am Rückenmark? Vielleicht eine bösartige Geschwulst? Ist das nicht genauso schlimm?«

»Kollege Fischer und ich glauben nicht an eine bösartige Geschwulst. Sie sitzt glücklicherweise so, daß wir sie operativ entfernen können. Haben Sie Mut, Schwester Innocentia. Wir brauchen Menschen, die daran glauben, daß wir Petra helfen werden. Ich wünschte, wir hätten das Verena noch sagen können. Sie hat sich so sehr um das kleinen Mädchen gesorgt.«

»Der Herrgott wird uns helfen«, flüsterte Schwester Innocentia und faltete die Hände.

*

Als Schwester Antje das Haus dke betrat, kam ihr die alte Ma-e weinend entgegengelaufen. Darüber wunderte sich Antje nächst nicht. Sie wußte, welchen Schmerz Mathilde durchstand, weil Verena gestorben war.

Jetzt aber erklärte Mathilde:

»Auch dieses furchtbare Unglück noch! Das werde ich nicht überleben. Ich habe immer gesagt, dieser Mann hätte unser Haus nie betreten dürfen.«

»Von wem sprechen Sie, Mathilde?« fragte Antje erschrocken. »Von was? Ist Jobst noch nicht aus Bergstedt zurück? Wir wollten uns hier treffen.«

»Er wird nicht kommen.« Mathilde ließ sich in einen Sessel fallen. »Doktor Jäger hat mich vorhin angerufen. Es ist etwas Entsetzliches geschehen, Antje. Ich wage kaum, es zu sagen. Jobst wurde verhaftet.«

Antje sah sich um, als finde sie sich plötzlich nicht mehr zurecht. »Verhaftet? Was reden Sie, Mathilde? Warum sollte Jobst verhaftet worden sein?«

»Weil dieser Doktor Meißner behauptet, Jobst habe unserer Verena eine Erlösungsspritze gegeben.«

Antje preßte beide Hände auf die Brust. »Wenn das aber stimmt, Mathilde? Ich habe mit ihm darüber gesprochen.«

»Er sagt, daß er es nicht getan hat. Jobst würde sich dazu bekennen, wenn er Verena erlöst hätte.«

Mathilde erzählte nun, was sie vom Oberarzt erfahren hatte.

»Wo ist Jobst jetzt?« fragte Antje.

»Im Untersuchungsgefängnis in Hamburg. Doktor Jäger sagte, man habe Jobst gleich dortin gebracht.« Mathilde schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte. Antje sah auf die Uhr. »Es ist zu spät. Jetzt läßt mich bestimmt niemand mehr zu Jobst. Um Himmels willen, wir wird er diese Nacht überstehen? Warum hat man ihn gleich verhaftet? Richtige Gangster läßt man oft laufen! Das muß doch alles ein Irrtum sein. Was sollen wir tun, Mathilde?«

Die Alte resignierte. »Wir können nichts tun. Bleiben Sie bitte heute nacht bei mir! Ich halte es allein nicht aus. »Vielleicht kommt Jobst doch nach Hause. Ich kann nicht glauben, daß man ihn im Untersuchungsgefängnis behält.«

»Ich rufe Doktor Jäger an«, beschloß Antje nach kurzem Überlegen und ging an den Telefonapparat.

Mathilde zuckte die Schultern.

»Er wird Ihnen auch nicht mehr berichten können als mir, Antje. Wenn das unsere Verena wüßte, was ihr Tod heraufbeschworen hat! Aber ich sage Ihnen, das hat nur dieser Doktor Meißner auf dem Gewissen.«

»Morgen werde ich ihn wieder in unserer Klinik sehen müssen.« Antje schüttelte den Kopf. »Ist er denn über Verenas Tod nicht mehr erschüttert, daß er jetzt etwas so Schreckliches anzetteln kann?«

»Dieser Mann hat kein Gefühl. Verena jedoch erkannte das nicht mehr.«

Mathilde schwieg und hörte zu, wie Antje mit Dr. Jäger sprach und immer wieder Fragen stellte.

Als sie den Hörer auflegte, war sie vollkommen entmutigt.

»Jobst hat sich auch noch selbst belastet.« Daß ihr Dr. Jäger gesagt hatte, man habe Verena ins Gerichtsmedizinische Institut gebracht, erzählte sie der alten Mathilde nicht.

Bis spät in die Nacht hinein warteten die beiden Frauen auf Jobsts Rückkehr. Erst als ihnen vor Müdigkeit die Augen zufielen, gingen sie zu Bett.

*

Am nächsten Morgen ließ sich Antje in der Klinik freigeben. Sie fuhr nach Hamburg zum Untersuchungsgefängnis.

Aber sie bekam weder eine Genehmigung, mit ihrem Verlobten zu sprechen, noch traf sie den Untersuchungsrichter an, der Jobsts Fall übernommen hatte.

Daraufhin fuhr sie nach Bergstedt, obwohl sie lange Zeit überlegt hatte, ob sie mit Heinz Meißner sprechen sollte. Sie wußte, daß er heute morgen zum Dienst erschienen war.

Doch noch erhoffte sie sich Hilfe von Dr. Jäger. Sie vertraute ihm. Sicher würde er alles tun, damit gegen Jobst keine Anklage erhoben wurde und man ihn wieder auf freien Fuß setzte.

Obwohl Dr. Jäger auch an diesem Tag sehr beschäftigt war, nahm er sich Zeit für Antje.

Ihre erste Frage war:

»Glauben Sie, daß Jobst das tan hat, Herr Oberarzt?«

»Nein, ich glaube es nicht. Ab Sie sollten mich fragen, ob ich eine solche Tat für ein Verbrechen halten würde, wie es der Staatsanwalt zweifellos tut.«

»Wie könnten Sie so etwas für ein Verbrechen halten, Herr Oberarzt, da Sie so oft sehen, wie Menschen sich quälen, um sterben zu können?«

»Aber ich mußte Ihrem Verlobten sagen, daß wir nicht zur Erlösungsspritze greifen dürfen, Schwester Antje.«

»Er hat also mit Ihnen darüber gesprochen?« fragte Antje sehr erschrocken.

»Ja. Er war verzweifelt. Ich habe ihn verstanden. Wir alle wissen, daß es oft menschlicher wäre, einen todkranken Menschen zu erlösen,

als ihn mit allen Mitteln der modernen Medizin am Leben zu erhalten. Ich verurteile Ärzte nicht, die Sterbehilfe leisten. Erst recht nicht, wenn sie jemandem helfen, der ihnen so nahesteht wie Verena Ihrem Verlobten. Aber Richter werden sich meine Meinung nicht zu eigen machen. Sie sind Knechte ihrer Paragraphen.«

»Wenn Jobst nicht auf ihren Rat gehört hat, Herr Oberarzt, dann wird er seine Approbation verlieren. Wie soll er weiterleben, ohne Arzt sein zu dürfen?« Antjes Augen verrieten Sorge und Angst.

Dr. Jäger versuchte sie etwas zu ruhigen. Immer wieder betonte ihrem Verlobten mehr zu glauals den Indizien, die gegen ihn chen.

Trotzdem mußte er sich von Antje verabschieden, ohne ihr Mut gemacht zu haben.

»Fahren Sie nach Lübeck zurück?« fragte er.

»Ja, doch vorher möchte ich die kleine Petra besuchen. Jobst und ich haben Verenas letzten Wunsch zu erfüllen.«

Dr. Jäger horchte auf.

»Hängt dieser letzte Wunsch mit Petra zusammen?«

»Ja.« Flüchtig leuchteten Antjes Augen auf. »Sobald Jobst und ich geheiratet haben, werden wir Petra zu uns nehmen. Das war Verenas Wunsch. Sie wollte, daß das Waisenkind bei uns Geborgenheit findet.«

Dr. Jäger konnte seine Erschütterung nicht verbergen. »Da soll man nicht an ein Schicksal glauben. Mußte Friedrich Lüdke hier operiert werden, damit er seiner Nichte raten konnte, zu uns zu kommen? Mußte die kleine Petra gerade zu dieser Zeit bei uns eingeliefert werden, um so Verena kennenzulernen? Nein, mit kühlem Verstand ist oft nicht zu begreifen, wie das Schicksal spielt. Ich freue mich sehr für Petra, daß sie eine Heimat finden soll. Ich glaube auch, Ihnen eine gute Nachricht geben zu können. Wir haben festgestellt, daß Petra nicht an Multiple Sklerose leidet. Wir werden sie in den nächsten Tagen operieren. Es bedarf noch einiger Vorbereitungen. Das ist mir recht, den jetzt ist Petra von Verenas Tod sehr mitgenommen. Wir waren in großer Sorge um das Mädchen.«

»Ist es eine gefährliche Operation, Herr Oberarzt?« fragte Antje.

»Wir hoffen, daß alles gutgeht, Schwester Antje.«

Antje wußte, was diese Antwort des Chirurgen bedeutete. Sie wurde unsicher.

»Sollte ich Petra doch nicht besuchen? Vielleicht regt es sie zu sehr auf, mit mir zu sprechen. Sie würde zu stark an Verena erinnert. Wenn ich Petra heute sage, daß sie zu Jobst und mir kommen kann, dann freute sie sich vielleicht gar nicht darüber.«

»Ja, der Zeitraum nach Verenas Tod ist noch zu kurz. Wir haben auch dafür gesorgt, daß Petra nichts von dem erfährt, was man Ihrem Verlobten vorwirft. Sie ist noch zu klein, um es zu begreifen.«

Antje entschloß sich, den Besuch bei Petra zu verschieben. Weder sie noch der Oberarzt ahnten, daß allein das kleine Mädchen Jobst von dem Verdacht hätte befreien können, der auf ihm lastete.

Petra hatte ja gesehen, wie Heinz Meißner die Injektionsspritze geleert hatte…

Doch alle vermieden es, über Verenas Tod und über die geheimnisvollen Umstände, die dazu geführt haben sollten, mit dem kleinen Mädchen zu sprechen.

*

Am nächsten Vormittag bekam Schwester Antje eine Besuchserlaubnis. Sie durfte zu ihrem Verlobten. Am Fenster des Besucherzimmers stand ein Wärter.

Jobst sah sehr mitgenommen aus. Er umarmte Antje.

»Glaubst du wenigstens, daß ich nicht lüge?« fragte er.

Antje strich ihm über die Wangen.

»Das glauben auch andere, nicht nur ich, Jobst. Aber wie erklärst du dir diesen Verdacht?«

»Je mehr Zeit vergeht, um so fester bin ich überzeugt, daß ich einem Racheakt von Heinz Meißner zum Opfer gefallen bin. Ich habe ihm die Waffe dazu geliefert – die gefüllte Injektionsspritze.«

»Weißt du schon, was Verenas Obduktion ergeben hat, Jobst?«

Jobsts Hände ballten sich zu Fäusten. »Ich habe mich gegen diese Obduktion gewehrt. Verena sollte wenigsten im Tod Ruhe haben. Aber ich war machtlos. Ich machte mich mit einer Ablehnung nur noch verdächtiger. Mit allem, was ich tue und sage, erhärtet sich der Verdacht gegen mich.« Seine Stimme war voller Bitterkeit.

»Der Gerichtsarzt ist unsicher, Jobst. Ich habe mit ihm gesprochen, ehe ich zu dir kam. Verena hatte in den letzten Wochen viel Morphium bekommen. Kurze Zeit vor ihrem Tod auch wieder. Es wird sich schwer feststellen lassen, ob sie eines natürlichen Todes gestorben ist. Warst du wirklich in Versuchung, sie zu erlösen?«

Jobst nickte. »Ja, Antje. Aber i brauchte es nicht mehr zu tun. V rena schlief für immer ein. Ich da te: Sie war sehr rücksichtsvoll gegenüber; sie hat mir nun erspa aus meinem Zwiespalt heraus ihrem Wunsch nachzugeben. In jenen Minuten war ich dem Schicksal beinahe dankbar, denn ich wußte, was mich erwartet hätte, wenn ich zur Spritze gegriffen hätte. Nun kommt das alles doch auf mich zu. Ich werde Berufsverbot erhalten. Das kann nicht ausbleiben, selbst wenn dsa Gericht ein mildes Urteil fällen sollte. Was wird nun aus uns beiden, Antje?« fragte Jobst verzweifelt. »Wir wollten heiraten!«

»Warum sollten wir das nicht tun? Verenas Tod hindert uns nicht daran. Im Gegenteil, sie würde von uns erwarten, daß wir bald heiraten. Du kennst ihren letzten Wunsch. Wir wollen ihn erfüllen.«

Antje erzählte jetzt etwas über-

stürzt, wie es um Petras Krankheit bestellt war.

Für kurze Zeit ließ sich Jobst ablenken, dann fragte er:

»Willst du einen Mann haben, der am Leben keine Freude mehr hat, den ehemaligen Assistenzarzt Doktor Lüdke?«

»Sei nicht so verbittert, Jobst. Ich liebe dich und werde immer zu dir stehen, was auch kommen mag.«

Antje sagte das ohne Pathos.

»Ich bin auch davon überzeugt, daß sich Heinz Meißner an dir rächen will. Er wollte mit Verena noch getraut werden, um sie zu beerben. Daß ihm das nicht gelungen war, kann er nicht verwinden. Er muß weiterhin arbeiten.«

»Er darf arbeiten«, sagte Jobst. »Was für dich ein Glück wäre, ist für ihn alles andere als Glück. Ich verstehe nicht, wie man diesem Mann glaubt.«

»Das tut man aber, Antje. Als Motiv dafür, daß ich es sehr eilig hatte, Verena aus der Welt zu schaffen, gibt er etwas an, das dem Untersuchungsrichter sehr glaubhaft erscheint. Heinz Meißner behauptet, ich hätte nur verhindern wollen, daß er sich noch mit Verena trauen lassen konnte. Nun operiert er mit dem Erbe, das es ihm angetan hatte. Er dreht also den Spieß um und sagt, ich hätte Verena des Erbes willen getötet.«

Antje und Jobst sprachen noch eine Viertelstunde miteinander. Sie drehten sich mit ihren Vermutungen und Reden im Kreis.

Beim Abschied wurde es Antje sehr schwer ums Herz. Es quälte sie nur die eine Frage: warum sie Jobst nicht helfen konnte.

Ihr nächster Weg führte zu einem Anwalt.

*

Am folgenden Morgen wurde Jobst Lüdke aus der Haft entlassen. Das hatte der Anwalt erreicht.

Von der Ärztekammer wurde dem jungen Arzt verboten, seinen Beruf zunächst wieder auszuüben. Erst nach dem Prozeß sollte die endgültige Entscheidung fallen.

Eines konnte Jobst noch tun: seine Schwester auf ihrem letzten Weg begleiten.

Er stand mit Antje und der alten Mathilde am blumengeschmückten offenen Grab. Sein Gesicht war maskenhaft starr. Er wagte kaum, sich umzusehen. In seinem Rücken fühlte er die vielen neugierigen Blicke der Trauergäste.

Friedrich Lüdke hatte nicht zur Beerdigung kommen können. Es wäre über seine Kräfte gegangen.

Einen Tag nach Verenas Beerdigung wurde im Krankenhaus von Bergstedt die Herz-Lungen-Maschine aufgestellt. Das Geschenk Friedrich Lüdkes.

Ein großer Wunsch der Ärzteschaft hatte sich damit erfüllt. In Zukunft würde man bei besonders schwierigen Operationen Herz und Lunge vorübergehend aus dem Blutkreislauf ausschalten können. Die neue Maschine war imstande, beide Organe zu ersetzen. Mit ihrer

Hilfe würden auch Operationen an der defekten Herzscheidewand möglich sein.

Das alles war für das Kreiskrankenhaus Bergstedt ein großer Fortschritt. Doch der Oberarzt konnte sich nicht so darüber freuen, wie er es sich immer vorgestellt hatte. Zuviel belastete in dieser Zeit auch ihn. Besonders lag ihm Jobst Lüdkes Schicksal am Herzen. Aber er hatte keine Möglichkeit, ihm zu helfen.

Dr. Jäger wußte genauso wie Antje, daß Jobst mit dem Leben nicht mehr zurechtkommen würde, wenn er seinen Beruf nicht ausüben durfte.

Er hatte nicht nur seine geliebte Schwester verloren, sondern auch seine Existenz. Sein Vorsatz, vielen anderen zu helfen, wenn ihm schon die Hilfe bei Verena verwehrt worden war, ließ sich für ihn jetzt nicht in die Tat umsetzen.

*

Antje hatte sich an Verenas Grab geschworen, nicht eher zu ruhen, bis sie das Geheimnis Dr. Meißners gelüftet hatte.

Schon am nächsten Tag wollte sie mit ihm in der Klinik sprechen.

Doch sie erfuhr, daß er sich hatte beurlauben lassen. Der Professor sollte es ihm nahegelegt haben. Alle rechneten in der Klinik damit, daß dieser Beurlaubung bald die Kündigung folgen würde.

Antje hatte ihren Dienst wieder aufgenommen. Sie brauchte die Arbeit, um sich abzulenken. Im Büro der Klinik erkundigte sie sich nach Heinz Meißners Privatadresse. Er wohnte in der Sybillenstraße, im Herzen der Stadt.

Am frühen Abend fuhr Antje zu dieser Wohnung. Doch sie traf Dr. Meißner nicht an.

So erging es ihr auch an drei weiteren Tagen. Dann sagte ein Wohnungsnachbar:

»Nein, der Doktor ist nicht verreist. Ich habe ihn schon zweimal am frühen Morgen nach Hause kommen hören. Vollkommen betrunken war er und kehrte trotzdem mit dem Wagen zurück. Aber das ist nichts Neues. Und so ei[n] Mensch will Arzt sein. Dem fehlt doch an Verantwortungsbewu[ßt]sein.«

»Wissen Sie, wo sich Doktor Meißner aufhält, wenn er die ganze Nacht wegbleibt?« fragte Antje. »Ich müßte dringend mit ihm sprechen.«

Der Mann sah sie forschend an. »Gehören Sie etwa auch zu den Mädchen, denen er das Blaue vom Himmel verspricht? Das täte mir leid. Man soll sich zwar nicht in die Angelegenheiten anderer Menschen einmischen, aber was ich hier schon erlebt habe, ist wirklich zuviel. Vor kurzem hat er ein Mädchen die Treppe hinuntergeworfen. Wahrscheinlich, weil er es los sein wollte. Ich habe diesem Mädchen wieder auf die Beine geholfen. Dann habe ich von dem Mädchen Dinge gehört, daß mir die Haare zu Berg standen. Doktor

Meißner soll bis über den Kopf verschuldet sein und sich auch nicht schämen, von Frauen Geld anzunehmen. Sein Spleen ist es ja, reicht zu heiraten.«

»Ja, das kenne ich«, sagte Antje. »Haben Sie nicht wenigstens eine Vermutung, wo sich Doktor Meißner aufhalten könnte?«

»Mir hat er einmal erzählt, daß er am liebsten in die ›Kolibri-Bar‹ geht. Das ist nicht gerade ein feines Lokal für einen Arzt. Aber fein will es wohl Doktor Meißner auch nicht um sich haben. Die ›Kolobri-Bar‹ ist in der Stiftgasse.«

»Danke.«

Antje verabschiedete sich hnell. Auf dem Weg zu ihrer Woh-ng rief sie Jobst von einer Tele-zelle aus an und teilte ihm mit, ß sie heute abend nicht zu ihm und Mathilde kommen könnte.

Antje nahm die Ausrede zu Hilfe, Nachtdienst für eine Kollegin übernehmen zu müssen. Sie wollte Jobst nicht sagen, daß sie in die »Kolibri-Bar« gehen würde.

*

Als sie dann gegen zehn Uhr diese Bar betrat, fühlte sie sich ziemlich unbehaglich. Sicher fiel es hier besonders auf, wenn ein Mädchen allein das Lokal betrat.

Antje war erstaunt, wie ruhig es in dem von rotem Licht schwach erleuchteten Raum zuging. Vielleicht war selbst zehn Uhr noch zu früh, um hier Trubel zu erleben?

Antje suchte sich einen Platz, von dem aus sie den Eingang des Lokals sehen konnte. Sie wartete bis Mitternacht. Die Zeit wurde ihr zur Ewigkeit. Aber niemand schien sich daran zu stören, daß sie sich nicht von ihrem Platz rührte.

An der Theke ging es inzwischen lebhaft zu. Plötzlich hörte sie ein Mädchen sagen:

»Kommt denn heute unser Doktor nicht?«

Der Barkeeper sah auf die Uhr und meinte:

»Jetzt müßte er bald auftauchen. Um diese Zeit hat er schon drei Lokale hinter sich. Bei uns bleibt er dann sitzen, bis wir Schluß machen.«

Antje, die gerade in Versuchung gewesen war, das Warten aufzugeben und auf die Straße hinauszulaufen, blieb noch sitzen. Sie hoffte, daß eben von Heinz Meißner die Rede gewesen war.

Sie wurde für ihr Ausharren belohnt. Eine halbe Stunde später betrat er mit einem ungefähr gleichaltrigen Mann die Bar.

Antje meinte, ihren Augen nicht trauen zu dürfen. In Heinz Meißners Begleiter erkannte sie einen Pfleger aus der Klinik. Er hieß Benno Ohlsen.

Die beiden gingen an die Theke, ohne sich umzuschauen. Dann setzten sie sich in eine Nische und nahmen sich die Getränke gleich mit.

Es dauerte längere Zeit, bis Antje den Mut hatte, aufzustehen. Inzwischen ging es in der Bar sehr lebhaft zu. Dadurch gelang es ihr, in die Nische zu schlüpfen, die neben der

von Heinz Meißner und seinem Begleiter lag.

Warum bin ich nicht gleich in die Nebennische gegangen? warf sich Antje im stillen vor. Ich will doch mit Heinz Meißner sprechen.

Aber schon wußte sie, daß sie hier nicht den Mut dazu aufbringen würdem. Jetzt nahm sie sich vor, darauf zu warten, daß Heinz Meißner die Bar verließ. Auf der Straße würde es leichter sein, ihn anzusprechen.

Doch die beiden Männer nebenan benahmen sich, als wollten sie bis zum Morgen bleiben. Immer wieder ließen sie sich Whisky bringen.

Der Alkohol tat bei Heinz Meißner längst seine Wirkung. Seine Stimme wurde lauter. Ab und zu zog er ein Mädchen in die Nische und prahlte damit, daß er sich einen neuen Sportwagen kaufen wolle. Nach kurzer Zeit sagte er:

»Geh wieder. Du bist nicht die Richtige für mich. Was will ich mit so einem armen Ding schon anfangen?«

Antje lehnte sich an die Zwischenwand. Heinz Meißners Stimme stieß sie ab. Immer weniger konnte sie sich vorstellen, daß er sich mit ihr auf ein Gespräch einlassen würde. Und wie ernst wollte sie die Worte eines Angetrunkenen nehmen?

Jetzt hörte sie den Pfleger gerade sagen:

»Ja, ja, Heinz. Seltsam ist das vom Schicksal eingerichtet. Da mußt du gerade dazukommen, als Doktor Lüdke seiner Schwester hinüberhalf. Ein paar Minuten später hättest du nichts mehr mitgekriegt.«

Heinz Meißner lachte laut.

»Ja, aber ich sage mir immer; Glück muß der Mensch haben. Ich habe es stets gespürt, daß ich es diesem Jobst Lüdke einmal alles heimzahlen kann.«

Auf einmal schien seine Stimmung umzuschlagen. Er sprach etwas leiser und beinahe weinerlich weiter:

»Aber hatte ich wirklich Glück? Glück ist doch etwas ganz anderes! Das habe ich versäumt. Ein Pechvogel war ich. Doch daran ist nur Jobst Lüdke schuld. Er hat mic nicht zum Zug kommen lassen. V rena hatte ich ja schon ein wickelt. Ich wäre heute ein gema ter Mann und brauchte nicht u meine Stellung im Krankenhaus zu zittern. Aber dieser Erbschleicher hat es nicht zugelassen, daß ich seine Schwester heiratete. Mensch, Benno, kannst du dir überhaupt vorstellen, was mir entgangen ist?«

»Das kann ich mir schon vorstellen. Jeder weiß, wie reich die Lüdkes sind. Jetzt fällt alles Doktor Lüdke zu. Dem macht es doch gar nichts aus, wenn er Berufsverbot erhält. Er kann wie ein Fürst leben, ohne zu arbeiten. Ja, Doktor Lüdke hat es eben besser als du, Heinz!«

Für Antje hörte sich die Stimme des Pflegers nüchterner an als die von Heinz Meißner!

»Dabei weiß dieser dumme Mensch mit Geld gar nichts anzufangen. Ich wette, der weint seiner

Approbation nach«, sagte Heinz Meißner jetzt. »Statt sich mit dem vielen schönen Geld ein lustiges Leben zu machen, will er Kranke kurieren. So etwas soll es geben, Benno. Ich kann das nicht begreifen. Aber ich habe mich an ihm gerächt. Er hat es schon zu spüren bekommen, was es heißt, sich mit mir anzulegen.«

Antjes Herz klopfte immer stärker. Sie war so aufgeregt, daß sie nur undeutlich verstand, was der Pfleger nun erwiderte.

Aber danach vernahm sie wieder die laute Stimme des Arztes:

»Ich sage dir, dieser Jobst Lüdke ein Dummkopf. Der größte ummkopf, den ich je kennengent habe. Da läßt dieser Mensch Spritze auf den Boden fallen l denkt nicht daran, sie aufzuhen. Ich glaube, er hat sie auch spänicht vermißt.« Er lachte schalnd. »Die gefüllte Spritze! Verena ntschlief, ehe er sie erlöste.«

Antje sprang auf. Jetzt war es ihr gleichgültig, ob sie hier Aufsehen erregte oder nicht.

Sie lief nach nebenan in die Nische.

Heinz Meißner starrte Antje verblüfft an. Dann schrie er wütend:

»Scheren Sie sich zum Teufel! Was wollen Sie überhaupt hier? Ist das ein Ort, an dem die Verlobte des feinen Doktor Lüdke verkehrt?«

Er schnellte hoch und hielt Antje fest, obwohl er sie gerade hate verjagen wollen.

Seine Augen drohten aus den Höhlen zu quellen. Er sah in seinem berunkenen Zustand und in der großen Erregung erschreckend aus.

»Was haben Sie gehört?« fragte er in drohendem Ton.

»Alles«, sagte Antje.

Sie befreite sich und rannte auf den Ausgang der Bar zu. An der Tür bemerkte sie, daß ihr Heinz Meißner folgte.

Daß der Pfleger Benno Ohlsen immer wieder versuchte, ihn festzuhalten, konnte sie nicht sehen. Sie fürchtete sich jetzt nur vor dem Mann, der Jobst ins Unglück gestürzt hatte. Er wußte, wie leichtsinnig er eben gewesen war, so laut zu sprechen. Das würde er selbst in seinem Zustand noch begreifen.

Antje lief über den Bürgersteig hinaus. Ein Mann wollte sie festhalten. Er hatte nichts mit Heinz Meißner zu tun; doch sie riß sich voller Angst los und hastete weiter über die Fahrbahn.

Bremsen quietschten, zwei Passanten schrien laut auf und starrten auf die Mitte der Straße.

Dort lag Antje. Ein Wagen hatte sie gestreift und auf das Pflaster geschleudert.

Bei den Helfern, die sich jetzt um sie bemühten, war der Pfleger Benno Ohlsen. Er sorgte dafür, daß Antje in die Klinik gebracht wurde, in der er und sie sonst arbeiteten, ja er begleitete sogar den Krankentransport.

Benno Ohlsen rief auch Jobst an. Das glaubte er ihm schuldig zu sein.

*

Jobst hatte noch nicht geschlafen. Er war nicht zur Ruhe gekommen, seit er versucht hatte, Antje in der Klinik zu erreichen.

Sie hatte ihn beschwindelt. Niemand wußte etwas davon, daß sie eine Kollegin hatte vertreten sollen.

Nun war er ans Telefon gerufen worden. Der Hörer zitterte in seiner Hand.

»Antje ist schwerverletzt?« fragte er. »Aber wie soll ich mir das erklären?«

»Ein Unfall, Herr Doktor«, antwortete der Pfleger. »Bitte, kommen Sie gleich! Der Herr Professor ist gestern in Urlaub gefahren. Wen soll ich rufen?«

»Warten Sie, bis ich in der Klinik bin. Das dauert nur einige Minuten.«

Jobst legte auf und verließ eiligst das Haus. In halsbrecherischem Tempo fuhr er zur Klinik.

Antje war inzwischen wieder zu Bewußtsein gekommen.

»Bitte, laß mich nach Bergstedt bringen. Zu Doktor Jäger«, bat sie.

»Aber dabei verlieren wir kostbare Zeit, Antje.« Jobst beugte sich über sie und streichelte ihre Wangen.

»Ich will nach Bergstedt«, beharrte Antje. »Du wirst doch auf der Fahrt bei mir sein.«

»Ich rufe den Krankenwagen.« Jobst lief schon hinaus. –

Wenige Minuten später fuhr der Krankenwagen vor. Noch einmal zögerte Jobst, als er sah, daß sich Antje vor Schmerzen krümmte.

Aber da bat sie schon wieder:

»Ich will nach Bergstedt.«

Jobst half, sie auf eine Trage zu betten. Er nahm sich keine Zeit, in Bergstedt anzurufen. Eine Schwester versprach ihm, das sofort zu tun.

Nur in Bruchstücken erfuhr Jobst auf der Fahrt, wo Antje gewesen war und was sie gehört hatte.

Jetzt war es für ihn beinahe ohne Bedeutung.

»Wenn du nur wieder gesund wirst, Antje«, sagte er voller Sorge und drückte sanft ihre Hand. »Ich habe Angst um dich. Warum hast du dich für mich in so große Gefahr begeben?«

»Weil ich dich liebhabe, Jobst flüsterte Antje und schloß die A gen.

*

Als der Wagen vor dem Bergste ter Krankenhaus hielt, stand de Oberarzt vor dem Portal. In diese Minuten ahnte er noch nicht, daß er Antje würde operieren müssen.

Die Untersuchungen ergaben dann, daß sie schwer verletzt war. Sie hatte eine Quetschung der Milz erlitten. Es gab keine andere Möglichkeit, als dieses Organ zu entfernen.

Jobst Lüdke sah Dr. Jäger entsetzt an.

»Auch daran bin ich schuld. Nun wird Antje immer unter den Folgen des Unfalls leiden müssen…«

Der Oberarzt legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Nein, so wird es nicht sein, Kol-

lege Lüdke. Ihre zukünftige Frau sollte sich anfangs etwas schonen, doch ohne Milz kann der Mensch ganz normal leben, das wissen Sie doch auch selbst! Wichtig ist allein, daß sie die Operation gut übersteht. Ich habe bereits einem Kollegen Bescheid geben lassen. Wollen Sie die Narkose übernehmen?«

Jobst erschrak. »Ich habe Berufsverbot, Herr Oberarzt. Zumindest bis zur Klärung meines Falles.«

»Darum kann ich mich jetzt nicht kümmern. Ich brauche einen Narkosearzt. Bereiten Sie sich vor. Im Waschraum finden Sie alles, was sie brauchen.«

Dr. Jäger wollte schon weiterge-n, da hielt Jobst ihn zurück und gte:

»Mein Fall ist wahrscheinlich von tje geklärt worden.«

Kurz berichtete er nun, was seine rlobte in der »Kolibri-Bar« ehört hatte.

»Ich hoffe, daß der Pfleger Benno Ohlsen mein Zeuge wird. Er kann nur durch Zufall in die Gesellschaft Heinz Meißners geraten sein«, meinte er zum Schluß.

Dr. Jäger nickte. »Ich wünsche Ihnen, daß Sie bald rehabilitiert werden, Kollege Lüdke. Aber jetzt ist es wichtiger, daß Ihrer Verlobten schnell geholfen wird. Seit dem Unfall ist viel zuviel Zeit vergangen. Übrigens wollte ich morgen mit dem Kollegen Fischer die kleine Petra operieren. Nun werde wir es um einen Tag verschieben, weil ich heute wahrscheinlich nicht mehr ins Bett komme.«

Jobst begab sich in den Waschraum. Noch immer kam es ihm wie ein böser Traum vor, daß Antje so schwer verletzt war.

Schon im grünen Kittel, mit Kappe und Mundschutz, ging er kurz darauf in den Operationssaal.

Antje lag noch auf einer fahrbaren Trage.

Jobst neigte sich über sie und sagte:

»Ich werde bei dir sein, Antje. Du darfst keine Angst haben.«

»Du auch nicht, Jobst.« Antje lächelte. »Doktor Jobst Lüdke im Dienst.«

»Ich übernehme die Narkose, Antje.«

Jobst zog mit ruhiger Hand eine Evipan-Spritze auf und stach sie ihr vorsichtig in die Armvene.

»Ich liebe dich, Antje«, flüsterte er hinter dem Mundschutz.

Er wußte nicht, ob sie das noch gehört hatte. Ihr Gesicht war entspannt, die Augen fielen ihr zu.

Oberarzt Dr. Jäger hätte sich keinen konzentrierteren Narkosearzt wünschen könne, als es Jobst war. Niemand sah ihm an, wie sehr er um Antje bangte, mit welche Sorge er seine Instrumente beobachtete.

Nach der Operation ging er als letzter in den Waschraum.

»Darf ich bei Antje Wache halten?« fragte er den Oberarzt.

»Darüber werden sich unsere Schwestern freuen, Herr Kollege. Ich fahre nun doch noch für zwei Stunden nach Hause. Sollten Sie mich brauchen, dann rufen Sie mich bitte an.«

Dr. Jäger zog seinen Kittel aus.

»Wenn Sie am Vormittag etwas Zeit finden, besuchen Sie bitte Petra. Sie hat inzwischen schon mehrer Male nach Ihnen und nach Schwester Antje gefragt.«

»Weiß Petra, daß sie operiert werden muß?« fragte Jobst.

»Ja, das habe ich ihr gestern beigebracht. Ich halte es für besser, wenn auch Kinder wissen, was mit ihnen geschieht. Das schafft nicht Angst, sondern Vertrauen. Wir sehen uns bald wieder, Kollege Lüdke. Ihre Beurlaubung ist für mich abgelaufen. Richten Sie es so ein, daß Sie mir auch für andere Patienten zur Verfügung stehen.«

Jobst verließ nach dem Oberarzt den Waschraum.

Zwei Schwestern hatten Antje schon in ihr Zimmer gebracht. Als Jobst zu ihr ging, mußte er an dem Zimmer Nummer elf vorbei. Dort hatte Verena gelegen.

Er öffnete die Tür vorsichtig. Das Zimmer war noch nicht neu belegt. Als er das Licht eingeschaltet hatte, sah er auf das Bett.

»Verena«, sagte er leise, »sei mit deinen guten Wünschen bei uns. Wir brauchen sie, Antje und ich.«

*

Antje war schon aus der Narkose erwacht. Es hatte eine Weile gedauert, ehe ihr ganz bewußt wurde, was geschehen war.

»Ich wußte, daß es nötig ist, zu Doktor Jäger zu fahren, Jobst. Nun sind wir auch bei Petra«, sagte sie, als ihr Verlobter kam.

Jobst beugte sich über sie und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

»Ich werde sie nachher besuchen. Kollege Jäger sagt, sie habe schon nach uns gefragt.«

Antje bemühte sich, wach zu bleiben.

»Willst du nicht erst zur Polizei gehen oder zum Untersuchungsrichter fahren, Jobst? Man soll mich hier vernehmen, damit ich aussagen kann, was ich gehört habe. Sobald wie möglich soll das geschehen.«

Jobst dämpfte ihr Ungeduld etwas, indem er erklärte:

»Das erledige ich am Nachmittag, wenn ich sicher sein kann, daß du mich nicht mehr so nöti[g] brauchst, Antje. Bitte bleibe ruhi[g]. Es wird sich schon alles kläre[n]. Doktor Jäger hat mir schon erlau[bt], hier wieder zu arbeiten.«

Antjes Augen leuchteten.

»Ja, du mußt Arzt sein dürfe[n], Jobst. Dafür habe ich das alles au[f] mich genommen. Ich wußte nicht, daß es ein so schlimmes Ende für mich nehmen würde. Aber selbst, wenn mir das jemand vorausgesagt hätte, wäre ich in die ›Kolibri-Bar‹ gegangen. Das Schicksal war mit uns, daß ich so vieles erlauschen konnte. Dabei wollte ich Heinz Meißner nur zur Rede stellen.«

»Sprich nicht soviel, Antje, bitte! Es werden jetzt noch drei bis vier schwere Tage für dich kommen – aber du wirst sie durchstehen – weil ich dich brauche!«

Antje hob die Hand und strich Jobst über das Haar.

»Geh jetzt zu Petra. Ich möchte

von dir hören, in welcher Verfassung sie ist. Sie hat eine schwere Operation vor sich. Ich wollte sie neulich nicht besuchen, weil auch Doktor Jäger meinte, sie könnte sich noch zu sehr aufregen. Grüße sie von mir. Wenn du es für richtig hältst, dann sagte ihr, daß wir sie zu uns nehmen werden. Nicht nur, weil es Verena wünschte, sondern weil wir sie liebhaben wollen.«

Jobst küßte Antje, dann verließ er das Zimmer. –

Petra lag im Bett. Das mußte sie jetzt tun, weil sie für die Operation ausgeruht sein sollte, die nun erst am nächsten Tag erfolgen würde.

Sie setzte sich auf. »Onkel Doktor!« rief sie. Diesen Namen hatte sie Jobst schon gegeben, als er bei Verena mit ihr zusammengetroffen war. »Warum ist Tante Antje nicht mitgekommen?«

Jobst setzte sich auf die Bettkante. »Sie ist mitgekommen, Petra. Aber sie kann dich noch nicht besuchen, weil sie auch krank ist.«

»Schlimm krank, Onkel Doktor?« fragte Petra erschrocken.

»Nein, es ist nicht sehr schlimm.« Das mußte Jobst jetzt sagen, um das kleine Mädchen etwas zu beruhigen. »Tante Antje wird gesund sein, wenn du auch wieder aufstehen darfst. Dann können wir gemeinsam nach Lübeck fahren – in unser Haus.«

Petra riß die Augen weit auf. »Ich auch, Onkel Doktor? Aber Verena...«

Jobst unterbrach sie:

»Unsere Verena lebt nicht mehr, aber sie hatte dir versprochen, daß du ihre Puppen, ihre Stofftiere und alle ihre Spielsachen bekommst. Dieses Versprechen müssen nun Tante Antje und ich halten. Verena wünschte sich noch mehr.«

Jobst neigte sich tiefer zu Petra, obwohl die beiden anderen Mädchen im Zimmer miteinander spielten und nicht zuhörten.

»Möchtest du gern für immer bei uns bleiben, Petra?« fragte er leise.

»Bei dir und Tante Antje, Onkel Doktor?«

»Ja, wir werden heiraten. In unserem Haus ist noch die alte Mathilde. Sie würde sich sehr freuen, wenn du zu uns kämst. Und Verena hätte sich auch darüber gefreut.« Jobst konnte seine Erschütterung kaum verbergen.

»Verena hat mich sehr lieb gehabt, Onkel Doktor.«

»Antje und ich haben dich auch sehr lieb. Schau, wie vermissen Verena. Wenn du bei uns wärst, würden wir nicht mehr so traurig sein.«

Petra mußte erst einmal nachdenken. Dann sagte sie:

»Aber wenn ich bei dir und Tante Antje wäre, für immer, dann hätte ich ja Vati und Mutti! Oder ist das nicht so?«

»Doch, das wäre so, Petra. Wir werden sehr glücklich sein, wenn du Vati und Mutti zu uns sagst.«

»Und der böse Doktor Meißner ist nicht in eurem Haus, Onkel Doktor?« vergewisserte sich Petra.

»Aber nein, Petra. Mit ihm haben wir gar nichts mehr zu tun.«

»Das ist gut.« Petra streckte sich

aus und verschränkte die Arme unter dem Kopf. »Verena wußte, daß ich ihn nicht mag. Als sie gestorben ist, war er sehr böse zu mir. Er hat mich fortgejagt.« Petras Stimme klang immer entrüsteter. »Ja, er hat geschrien: Verschwinde! Und er war sehr erschrocken, als er mich gesehen hat. Zuerst merkte er nicht, daß ich zu Verena gehen wollte. Da stand er am Fenster und machte die Spritze leer. Aber dann...«

Jobst hielt es auf der Bettkante nicht mehr aus. Es sprang auf.

»Was hat er getan, Petra? Die Spritze geleert?« fragte er in erregtem Ton.

Petra erschrak. »Ja. Ist das etwas Schlimmes, Onkel Doktor?«

Jobst beantwortete die Frage nicht.

»Kannst du dich genau daran erinnern, Petra?« fuhr er gespannt fort. »Ganz genau.«

»Ich habe es doch gesehen, Onkel Doktor! Dann hat er die Spritze in seine Rocktasche gesteckt«, erklärte Petra mit Nachdruck.

Jobst setzte sich wieder. Er wollte Petra auch jetzt nicht sagen, wie wichtig es war, was sie beobachtet hatte. Doch wenn sie das einem Kriminalbeamten genauso unbefangen erzählte wie ihm eben, dann konnte Heinz Meißner ihn wirklich nicht mehr beschuldigen, Verena getötet zu haben. Petra – eine Augenzeugin; Antjes erlauschte Worte; Benno Ohlsen...

Jobst bemühte sich jetzt, Petra wieder anzulenken. Am besten konnte er das damit tun, daß er ihr von dem Haus erzählte, in dem Verena gelebt hatte und in dem Petra bald wohnen sollte.

*

Am Nachmittag fuhr Jobst Lüdke zu seinem Anwalt. Mit ihm gemeinsam ging er zum Untersuchungsrichter.

Dieser ließ die beiden kaum zu Wort kommen.

»Der Pfleger Benno Ohlsen war schon bei mir und hat zu Protokoll gegeben, was Doktor Meißner ihm in der ›Kolibri-Bar‹ anvertraut hat. Es ist Ihnen Unrecht geschehen, Herr Doktor Lüdke. Diese Anzeige war ein Racheakt gegen Sie. Aber wer konnte das durchschauen? Wir haben Doktor Meißner nicht in seiner Wohnung angetroffen. Er soll nach dem Unfall Ihrer Verlobten Lübeck verlassen haben. Irgendwo werden wir ihn aufgreifen. Es sei denn, er ist ins Ausland entkommen.«

»Ich bin nicht daran interessiert, daß er gefaßt wird«, sagte Jobst mit fester Stimme.

Der Untersuchungsrichter sah ihn erstaunt an.

Jobst schüttelte den Kopf.

»Nein, in mir sind keine Rachegedanken. Mir liegt eher daran, daß der Name meiner verstorbenen Schwester nicht mehr in den Mund der Leute kommt. Es war ein schändliches Spiel, das Heinz Meißner mit ihr treiben wollte. Doch niemand von uns konnte es ganz unterbinden, weil wir meiner Schwe-

ster nicht weh tun durften. Nun hat sie wenigstens nicht mehr erfahren brauchen, wie sie belogen und betrogen wurde.«

»Und Sie sind durch die Aussagen des Pflegers und durch das, was die kleine Petra gesehen hat, rehabilitiert«, sagte der Untersuchungsrichter.

Jobst lehnte sich zurück. Sein Blick ging durchs Fenster.

»Ich bin glücklich, meinen Beruf weiterhin ausüben zu dürfen«, erklärte er nach einer Weile, »aber daß ich zur Erlösungsspritze greifen wollte, werde ich nie leugnen. Nur wäre es nicht wegen des Erbes geschehen, wie Heinz Meißner behauptet hat, sondern weil ich meine Schwester liebte und ihr am Ende auch diesen Wunsch nicht hätte abschlagen können.«

Nach diesen Worten stand Jobst abrupt auf und verabschiedete sich.

*

Bei Petras Operation hatte die Stationsärztin der Kinderabteilung die Narkose übernommen.

Dr. Lüdke vertrat sie inzwischen auf der Station. Er war erleichtert, Arbeit zu haben. In diesen Stunden drückte er sich auch davor, zu Antje zu gehen. Er wußte, wie sehr sie um Petra bangte.

Er besuchte seine Verlobte erst, als man Petra wieder auf die Station zurückgebracht hatte.

»Die Kinderärztin meint, die Operation sei geglückt, Antje. Der Oberarzt will noch nicht danach gefragt werden. Ich verstehe ihn. Mir erginge es nicht anders als ihm.«

»Eines Tages wirst du in seiner Station sein, Jobst«, prophezeite Antje und drückte seine Hand.

»Wieso weißt du das so genau?« fragte Jobst lächelnd.

»Weil ich dir zutraue, ein tüchtiger Chirurg zu werden.«

»Wenn du schon so zuversichtlich bist, Antje, dann darf ich dir auch einen Plan anvertrauen. Ich habe gestern mit Onkel Friedrich gesprochen. Er war an Verenas Grab. Seitdem er weiß, daß ich wieder als Arzt arbeiten darf, ist ihm eine große Last von der Seele genommen. Er bot mir an, für uns ein Grundstück zu kaufen, auf dem wir eine Klinik bauen können. Sie soll den Namen ›Verena-Lüdke-Klinik‹ bekommen.«

»Hast du das angenommen, Jäger?«

»Ja. Aber die Klinik werden wir mit dem Geld aus Verenas Erbe bauen. Es soll die modernste Klinik im weiten Umkreis werden. Zunächst möchte ich sie mit tüchtigen Ärzten besetzen. Bis ich dort Chefarzt sein kann, muß ich noch viel lernen.«

»Aber es wird doch nicht so lange dauern, daß ich bis zu diesem Zeitpunkt eine alte, vergrämte Oberschwester geworden bin?« fragte Antje lachend.

»Nein, so lange dauert es gewiß nicht. Du wirst aber auch keine junge Schwester dort sein. Wir werden dich im Haus brauchen, Petra und ich. Vielleicht haben wir eines Tages

auch eigene Kinder? Ich bin fest davon überzeugt, daß sich Petra viele Geschwister wünscht.«

Jobst nahm die geliebte Frau fest in die Arme und küßte sie.

Während Antje und Jobst Zukunftspläne schmiedeten, saß Schwester Innocentia am Bett der kleinen Petra.

»Erkennst du mich, Petra?« fragte sie jetzt schon zum zweitenmal.

»Ja, du bist meine liebe Schwester Innocentia. Muß ich jetzt nicht mehr schlafen, damit mich die Onkel Doktors operieren können?« Petra sah sich im Zimmer um, als finde sie sich noch nicht ganz zurecht.

»Nein, jetzt brauchst du nicht mehr zu schlafen. Es ist schon alles vorbei, Petra.« Die alte Schwester strich mit zitternder Hand über den Kopf ihres Sorgenkindes.

»Werde ich jetzt nie mehr hinfallen, Schwester Innocentia? Immer gerade dann, wenn ich mit den andern laufen will?« fragte Petra.

»Nein, das wird dir nicht mehr passieren, Petra.« Während Schwester Innocentia das sehr zuversichtlich sagte, flehte sie im stillen noch einmal: Herrgott, schenk diesem Kind die Gesundheit!

»Besucht mich Tante Antje jetzt auch bald?« fragte Petra. Nun zupfte sie die Schwester am Ärmel. »Du weißt doch, sie wird meine Mutti.«

»Ja, das weiß ich. Sie hat es mir selbst erzählt. Ich besuche sie jeden Tag. Ein Weilchen wirst du noch warten müssen, bis sie zu dir kommen kann.«

Petra nickte; sie war müde; die Augen fielen ihr wieder zu.

*

Antje durfte zuerst aufstehen. Jobst brachte sie zu Petra und zog sich dann wieder zurück, weil ein Patient seine Hilfe brauchte.

»Du bist ganz blaß, Tante Antje«, sagte Petra kritisch.

»Du, auch, Petra.« Antje gab dem kleinen Mädchen einen Kuß. »Aber wir werden beide wieder rote Wangen bekommen, wenn wir in unserem schönen Garten spazierengehen!«

»Wird das bald sein, Tante Antje?«

»Sehr bald. Doktor Jäger erlaubt uns, in zehn Tagen nach Lübeck zu fahren.«

Petra nickte und begründete diese Erlaubnis gleich:

»Weil du Schwester bist und mich auch pflegen kannst, Tante Antje. Und Onkel Jobst ist Arzt. Jetzt werde ich nie mehr krank sein. Bleibt Onkel Jobst noch hier im Krankenhaus?«

»Er kommt mit nach Lübeck. Dort wird er an einem anderen Krankenhaus arbeiten. Weißt du, er will noch viel lernen.«

Das verstand Petra nicht ganz. Ihrer Meinung nach konnte jemand schon alles, wenn er erst einmal Arzt war. Aber darüber dachte sie jetzt nicht nach. Sie hatte schon wieder eine andere Sorge.

»Tante Antje, werden wir auch manchmal zum Waisenhaus fahren und meine Freundinnen besuchen?

Ich habe ihnen doch auch eine schöne Puppe versprochen.«

»Natürlich werden wir zwei ins Waisenhaus gehen und viel mehr Geschenke mitnehmen als nur eine Puppe.«

Jetzt war Petra endlich zufrieden. Erst als Antje wieder in ihr Zimmer zurück mußte, fragte sie: »Macht ihr bald Hochzeit, du, Tante Antje, und Onkel Jobst?«

Antje nickte.

»Darf ich da auch dabeisein?«

»Wir feiern aber kein großes Fest, Petra.«

Petra verstand das. »Ich weiß, weil Verena gestorben ist. Aber zur Kirche fahrt ihr doch! Ich möchte so gern dabeisein.«

»Das sollst du auch, Petra.«

»Darf ich jetzt schon Mutti und Vati sagen?« Petra sah Antje erwartungsvoll an.

»Das darfst du, Petra.« Antje kämpfte gegen die Tränen.

»Ist das wahr? Darf ich es so laut sagen, daß es alle hier hören?« Petra hob die Arme und legte sie um Antjes Hals.

»Ja, auch das.« Nun konnte Antje die Tränen nicht mehr zurückhalten. Erst jetzt spürte sie, welches Geschenk Verena ihr mit ihrem letzten Wunsch gemacht hatte.

»Mutti!« Nun war dieses Wort doch ganz leise über Petras Lippen gekommen. »Liebe Mutti.« Mit soviel Hingabe konnte ein Kind diesen schönsten Namen nur aussprechen, wenn es sich so lange nach einer Mutter gesehnt hatte, wie die kleine Petra.

»Nicht weinen, Mutti«, bat sie. »Schau, wir waren alle so traurig, weil die liebe Verena gestorben ist – aber ich glaube, jetzt würde sie sich mit uns freuen.«

»Ja, das würde sie ganz gewiß tun, Petra.« Antje trocknete ihre Tränen. »Sie hat es sich gewünscht, daß du zu uns kommst. Nun erfüllen wir ihren Wunsch und sind alle sehr glücklich darüber. Ich werde mir auch immer Zeit für dich nehmen, damit du nichts vermißt. Sobald du ganz gesund bist, kannst du mir auch bei vielem helfen.«

»Und einmal werde ich Krankenschwester. So wie du, Mutti. Dann heirate ich auch einen Arzt, einen so lieben wie den Onkel – wie den Vati!«

»Ja, das hat aber wohl noch ein bißchen Zeit.«

Antje lachte wieder. Von Minute zu Minute wurde ihr bewußter, welche Freude sie sich mit dem Kind ins Haus holte.

*

Die letzten Tage im Krankenhaus wurden Antje und Petra nicht lang. Sie waren meistens damit beschäftigt, sich auszumalen, wie sie zu Hause leben würden.

Knapp vor ihrer Entlassung hörten alle wieder etwas von Heinz Meißner. Man hatte ihn gefunden – aber als Toten. Ganz in der Nähe eines Grenzübergangs nach Frankreich war er gegen einen Baum gerast.

In der nächsten kleinen Stadt

konnte man sich daran erinnern, daß er in einer Bar sehr gezecht hatte.

Der Mann, der ohne Skrupel ein krankes Mädchen belogen und betrogen hatte, um schnell und ohne Arbeit reich zu werden, lebte nicht mehr.

Es gab niemanden, der ihm nachtrauerte. Er war ein Mensch ohne Würde gewesen.

Antje und Jobst sprachen kaum noch von Heinz Meißner. Sie wollten diese Erinnerungen nicht wachhalten. Für sie galt es, sich ein gemeinsames Leben aufzubauen. Sie hatten große Pläne; doch sie waren nicht vermessen, denn alles sollte den Kranken dienen.

Am Tag ihrer Entlassung verließen Antje und Petra schon das Krankenhaus, als Jobst gerade auf den Parkplatz fuhr, um sie abzuholen. Er kam aus Lübeck, wo er alles vorbereitet hatte.

Der Wächter des Parkplatzes hielt die Wagentür weit offen, als die beiden Rekonvaleszenten über den Platz kamen. Lachend sah er Jobst an und scherzte:

»So kommt man auf dem einfachsten Weg zu einem großen Kind, Herr Doktor.«

»Schließt das aus, daß meine zukünftige Frau und ich noch ein Baby bekommen?« fragte Jobst schmunzelnd. »Sicher werden wir uns mit einem Kind nicht zufriedengeben.«

»Dann wünsche ich Ihnen zu der nun gesunden Petra noch viel Kinder, Herr Doktor!«

Jobst lachte ihm zu und umarmte Antje.

»Ich wollte euch doch im Krankenhaus abholen«, sagte er. »Aber ihr seid so tüchtig, daß ihr anscheinend auch zu Fuß nach Lübeck gegangen wäret.«

»Nein, das wollten wir nicht, Vati«, rief Petra. »Du sollst uns doch im Auto fahren. Und ganz schnell. Mutti sagte, Mathilde wartet schon sehr auf uns!«

»Ja, das stimmt. Sie kann es kaum erwarten, dich kennenzulernen, Petra. Aber bevor du einsteigst, schau einmal zu dem Fenster dort hinauf.«

»Oberarzt Doktor Jäger«, sagte Antje. Sie hob die Hand und winkte. »Er hat viele Sorgen mit uns durchgestanden.« In ihren Augen lag ein dankbarer Ausdruck.

Petra warf Dr. Jäger und seiner Assistentin Heidrun Elsner, die jetzt neben ihm auftauchte, eine Kußhand zu und meinte:

»Er war so lieb zu uns, und er hat uns gesund gemacht!«

*

Friedrich Lüdke hielt Wort. Er kaufte in der Nähe von Lübeck ein größeres Areal.

Schon wenige Wochen nach Antjes und Jobsts Hochzeit wurde mit dem Bau der Klinik begonnen. Das junge Paar fuhr oft hinaus, um die Arbeiten zu kontrollieren und sich an jedem Fortschritt zu erfreuen.

Während Jobst wieder in seiner alten Klinik arbeitete, blieb Antje

im Haus, obwohl Mathilde versichert hatte, sie komme auch allein ganz gut mit Petra zurecht. Doch Antje wollte ständig bei de rMädchen sein, das so lange mutterlos gewesen war.

Bald hätte sie auch etwas anderes daran gehindert, ihrem Dienst nachzugehen. Sie erwarete ein Kind.

Während sich Petra brennend ein Brüderchen wünschte, hofften Jobst und Antje auf ein Töchterchen.

»Aber dann haben wir ja zwei Mädchen«, sagte Petra.

»Ja, aber nur, bevor doch noch ein Brüderchen für dich ankommt«, meinte Antje lachend. »Das bestellen wir uns ganz gewiß. Zuerst aber möchten wir dir ein Schwesterchen schenken, das Verena heißen soll.«

Das verstand Petra, und sie war zufrieden.

Antjes und Jobsts Wunsch wurde erfüllt. Als der Bau ihrer Klinik fertig war, brachte Antje ein gesundes Töchterchen zur Welt.

Sie tauften es an dem Tag, da an der Klinik ein großes Schild angebracht wurde auf dem geschrieben stand:

»Verena-Lüdke-Klinik.«

Verena sollte auf diese Weise weiterleben, und ihr Bruder träumte davon, eines Tages Menschen heilen zu können, die ebenfalls an Multiple Sklerose erkrankt waren...

–ENDE–

Fürstenhöfe

Wenn Amor seine Pfeile abschießt, achtet er nicht auf Rang und Namen seines Opfers. Es trifft die Prinzessin wie den armen Studenten, den stolzen Grafen wie das kleine Bürgermädchen. Die Liebe ist stark genug, sie alle zueinanderzuführen, die Ungerechtigkeiten des Schicksals auszugleichen.



Fürstenhöfe

jede Woche neu
bei Ihrem Zeitschriftenhändler!

MARTIN KELTER VERLAG · Mühlenstieg 16-22 · 22041 Hamburg

NEU! Jetzt auch in 2. Auflage!

Die große Frauenarztserie von Marie-Françoise

Dr. Daniel





Wer kennt sie nicht, die spannenden Romane um den beliebten DR. DANIEL und die Steinhausener Waldsee-Klinik, wo seinen an Leib und Seele erkrankten Patientinnen tatkräftig und aufopferungsvoll geholfen wird. DR. DANIEL ist ein Arzt, wie man ihn sich wünscht: jederzeit offen für die Sorgen der Menschen – und er weiß immer Rat!

DR. DANIEL gibt es jetzt auch in 2. Auflage, damit alle Leserwünsche nach den bereits vergriffenen Romanen dieser erfolgreichen Arztserie erfüllt werden können. Beide Auflagen sind jeweils 14-täglich bei Ihrem Zeitschriftenhändler erhältlich!

Hab' keine Angst, ich helfe dir!

Roman von Margret Hoffmann

Jasmin Bühler atmete auf, als sie am Samstag abend kurz vor elf Uhr unter der Dusche stand. Sie wußte, sie hatte sich ein wenig übernommen, aber das Werkeln hatte ihr Spaß gemacht. Ihr geliebter Vater feierte am nächsten Tag seinen fünfzigsten Geburtstag.

Die liebe Haushälterin, Emma Schultes, war schon viele Jahre die gute Fee und Jasmins Vertraute. »Jasmin, du hast morgen bestimmt einen Muskelkater«, hatte sie gewarnt. Lachend hatte Jasmin die mütterliche Frau umarmt, als sie die letzte Blumengirlande fertig hatte, die der Gärtner über die große Eingangstür der schmucken Villa hängte.

Als Jasmin im Bett lag, konnte sie nicht gleich einschlafen. Sie dachte wie jeden Abend an ihre große Liebe, Dr. Claus Heller. Daß diese Liebe sinnlos war, wußte sie, denn Claus war achtzehn Jahre älter. Ihr Vater leitete die Marthaklinik in Nürnberg und Claus war Oberarzt und Chirurg, auch Vaters Stellvertreter.

Und wie jeden Abend sah Jasmin ihren Traummann vor sich. Sie begegneten sich manchmal in der Klinik, wenn sie der Oberschwester, die sie gut leiden konnte, ab und zu half. Und ihr Vater war darüber glücklich, daß sie Medizin studierte.

Nun mußt du aber schlafen, sagte sie sich, sonst siehst du morgen wie eine Vogelscheuche aus. Ein paar Mal drehte sie sich noch hin und her, dann fiel sie in einen traumlosen Schlaf. Und als sie um sieben Uhr aufwachte, sah sie goldene Sonnenkringel auf dem Parkettboden tanzen, denn die Spitzenvorhänge bewegten sich im sanften Morgenwind. Ihr Schlafzimmer und ihr Arbeitsraum waren genau über der Terrasse.

Stimmengemurmel und aromatischer Kaffeeduft drangen in ihr Zimmer. Sie öffnete das Fenster, sah Emma, die ihrem Vater Kaffee eingoß, und sie rief den beiden zu: »Guten Morgen! Ich komme gleich runter.«

»Beeil dich, Kind, wir essen sonst alles auf.«

»Mir reichen schon ein paar Krümelchen«, erwiderte sie lachend. Sie

machte sich schnell fertig, zog ein leichtes Sommerkleid an und holte aus ihrer Kommode das Geschenk für ihren Vater.

Mit einem strahlenden Lächeln kam sie auf die Terrasse, nickte erst Emma freundlich zu, dann umarmte sie ihren Vater so innig, daß er um Gnade flehte.

Als sie das kleine Päckchen auf den Tisch legte, sah er sie vorwurfsvoll an. »Du weißt doch, wir wollten uns keine Geschenke geben.«

»Ja, aber es war bestimmt nicht teuer. Schau es dir doch mal an, Väterchen.«

Als er die Kordel abgestreift hatte und die kleine Schachtel öffnete, freute er sich doch über den kleinen Buddha als Briefbeschwerer. »Ich will ausnahmsweise dein Geschenk annehmen, aber ich hoffe, daß mir keiner von den geladenen Gästen was mitbringt. Alle habe ich eindringlich gebeten, anstatt eines Geschenkes das Geld für herzkranke Kinder zu stiften.«

»Ich glaube bestimmt, daß sich alle daran halten.«

Schweigend frühstückten sie, Jasmin ahnte, daß der Vater an ihre Mutter dachte. Sie waren beide noch tags zuvor auf dem Friedhof gewesen und hatten ihre Lieblingsblumen, lachsfarbene Rosen, auf das Grab gelegt.

Nun lächelte er Emma und Jasmin an, als er bemerkte: »Ich muß euch beiden schon sagen, das Haus, die Terrasse und den Garten habt ihr wundervoll hergerichtet.«

»Die beiden Gärtner haben uns sehr geholfen, die sind ja die Fachleute. Wir haben nur nach ihren Anweisungen alles gemacht.«

»Wann wird dein Freund David Baron eintreffen? Ich bin schon ziemlich neugierig, ihn kennenzulernen.«

»David ist nicht mein Freund, Vater, das sagte ich dir schon. Ich kenne ihn erst seit vier Wochen, als ich mit Rosalind einmal in der Disco war. Seither habe ich ihn erst dreimal getroffen.«

»Sagtest du nicht, er wird heute abend für uns den Grill bedienen?«

»Ja, das macht er gern. Ich finde es eigentlich schade, daß er sein Medizinstudium aufgegeben hat, aber er meinte, den ganzen Tag mit kranken Menschen zusammen wäre doch nichts für ihn.«

»Und, was macht er jetzt?«

»Er ist Schlagzeuger in einer Band, die er gegründet hat. Und ganz ehrlich, die Gruppe ist super. Außerdem hat er eine phantastische Stimme. Sein Freund textet und er singt.«

»Will er heute bei uns auftreten?« fragte der Vater mit gerunzelter Stirn.

»Wo denkst du hin? David hat schon angenehme Umgangsformen.«

»Sei ehrlich, Jasmin, ist er dir wirklich gleichgültig?«

»Ganz bestimmt, Väterchen. Ich liebe heimlich einen anderen.«

»Was heißt heimlich? Ist er denn verheiratet?«

»Nein, das ist er nicht, aber er ist viele Jahre älter als ich.«

»Kenne ich ihn?«

»Bitte, frage nicht so viel, ich weiß, daß es aussichtslos ist. Eines Tages werde ich schon einen Mann finden, den du auch akzeptieren wirst.«

Emma mischte sich ein: »Ich glau-

be, Jasmin, daß dein Wunschtraum einmal in Erfüllung gehen wird.«

»Weißt du mehr als ich, Emma?« fragte der Hausherr ziemlich erstaunt und blickte diese kopfschüttelnd an.

»Ich habe jetzt keine Zeit, darüber zu diskutieren. Jasmin weiß schon, was sie will.« Sie stellte das Geschirr auf das Tablett und trug es in die Küche. Jasmin nahm die noch halbvollen Platten und ging ebenfalls hinaus.

Als nach etwa zwei Stunden die ersten Gäste eintrafen, freute sich der Professor sehr über die Glückwünsche. Alle waren damit einverstanden gewesen, nichts zu schenken, sondern das Geld für herzkranke Kinder zu spenden.

Leider konnten nicht alle Ärzte und das ganze Pflegepersonal gleichzeitig mitfeiern, denn für Notfälle mußte die Klinik jederzeit bereit sein. Aber es war abgemacht, daß sie gegen fünfzehn Uhr abgelöst wurden.

Für alle Anwesenden war es ein schönes Fest. Jasmin jedoch war sehr enttäuscht, obwohl sie viele Komplimente wegen ihrer Schönheit bekam, auch daß alles so zauberhaft organisiert war, so daß jeder sich wohl fühlte. Es gab warme und kalte Speisen, die ein paar Köche nach Wunsch auf die Teller gaben. An einer improvisierten Bar wurden Getränke nach Wunsch angeboten.

Als Jasmins Vater seine Tochter lustlos auf ihren Teller herumstochern sah, fragte er sich, ob sie enttäuscht war, daß David Baron nicht gekommen war.

Nein, nach David sehnte sie sich nicht. Es war Dr. Claus Heller, den sie von ganzem Herzen seit sie ihrem achtzehnten Lebensjahr liebte. Wird er überhaupt kommen? fragte sie sich.

Nach einer Weile wurde zum Tanz aufgespielt.

Inzwischen war auch David Baron gekommen, der sofort Jasmin aufforderte und ihr zuflüsterte: »Du siehst zauberhaft aus, Prinzessin. Schade, daß ich nicht mehr als dein Freund sein kann.«

»Ich bin schon froh, daß wir uns verstehen...« Jasmin zuckte plötzlich zusammen, denn nur ein paar Meter von ihr entfernt sah sie Claus Heller. Er starrte sie an, als hätte er sie noch nie gesehen. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen, und David spürte sofort, was los war.

»Bitte, David, entschuldige mich für ein paar Minuten, ich bin bald wieder da«, sagte sie und ging durch die offene Terrassentür und das Wohnzimmer in die Küche, wo Emma das gebrauchte Geschirr in die Spülmaschine stellte.

»Was ist mit dir, Kind?« fragte sie, als sie Jasmin an der Tür stehen sah.

»Endlich ist er da«, flüsterte sie. »Und er hat mich ganz verächtlich angesehen, Emma.«

»Dummchen, das bildest du dir nur ein.«

»Nein, er hat nicht einmal gegrüßt. Ich gehe auf mein Zimmer und komme nicht mehr runter. Sag einfach, ich fühl mich nicht gut.« Sie wandte sich schon ab und wollte die Treppe nach oben, da packte Emma sie am Arm und zog sie in die Küche zurück.

»Du läufst nicht davon! Denkst du gar nicht an deinen Vater?«

»Wenn Väterchen wüßte, wie mir

zumute ist, würde er mich verstehen.«

»Komm setz dich ein paar Minuten zu mir, Liebes.« Sie nahm aus dem Kühlschrank eine kleine Flasche Sekt und goß diesen in zwei geschliffene Gläser. »Er wird dir guttun, du wirst gelassener sein, und von einem Glas bekommst du auch keinen Schwips. «

»Wenn ich dich nicht hätte, Emma...« Sie prosteten sich zu und tranken auf die schöne Geburtstagsfeier.

»Ja, ich fühle mich jetzt jeder Situation gewachsen«, sagte Jasmin lächelnd, umarmte Emma kurz und ging wieder nach draußen. David kam ihr entgegen, drückte ihr ein Glas Sekt in die Hand und meinte lächelnd:

»Ich weiß zwar, daß du keinen Alkohol magst, aber trink ein Schlückchen, dann ist dein Kreislauf wieder in Ordnung.«

Sie folgte der freundlichen Aufforderung und fühlte sich gut. Und als Claus Heller auf sie zukam und sie zum Tanz aufforderte, war sie so glücklich wie noch nie in ihrem Leben.

Daß Claus Heller die gleichen Gefühle für Jasmin hatte, konnte er ihr genausowenig zeigen, wie sie ihm. Er war vierzig und sie erst zweiundzwanzig, außerdem hatte sie diesmal ihren Freund dabei, der nicht nur gut aussah, sondern auch selbstbewußt war und gutes Benehmen zeigte.

Als die Musiker nach einer kurzen Pause wieder zu spielen anfingen, ging Jasmin direkt auf Claus Heller zu und forderte ihn zum Tanz auf – es war ein Walzer. Beide merkten nicht, daß sie als einzige auf der Tanzfläche waren, und der Professor sah den beiden mit Wohlgefallen zu. Das wäre der richtige Schwiegersohn für mich, dachte er. Ja, er war einige Jahre älter als Jasmin, doch sie würden gut harmonieren. Es ist nur schade, daß Claus Heller schon eine Freundin in München hat. Sie war auch Ärztin, und altersmäßig paßten sie gut zusammen. Der Professor war erstaunt, daß sie nicht dabei war, wahrscheinlich hatte sie Dienst.

Nur ein paar Minuten tanzten Jasmin und Claus Heller allein, dann lockten die Walzerklänge auch ein paar andere herbei. Als der letzte Ton verklungen war, drückte Claus seine Partnerin ganz kurz an sich. Leise sagte er: »Es ist wunderschön, dich im Arm zu halten.« Dabei blickte er ihr tief in die Augen.

Jasmins Herz klopfte noch schneller, und sie atmete auf, als David sie zum Tanz aufforderte. In seiner Umarmung ließ ihr Herzklopfen sofort nach.

»Ich glaube, es wird Zeit, der Grill anzuzünden, denn die Kohlen müssen ja richtig glühen.«

»Kann ich dir dabei helfen? Ich habe schon öfter gegrillt.«

»Nein, es ist nicht nötig, Jasmin. Denk daran, dies ist ein viel größeres Grillgerät.« Ein wenig spöttisch meinte er noch: »Hat dein Vater mich nicht extra dazu eingeladen, um seinen Gästen Besonderes zu bieten?«

»David, du bist unmöglich. Er wollte dich kennenlernen, das ist alles.«

»Na, und so nebenbei kann ich mich auch ein wenig nützlich machen.« Er lachte, als sie ihn mit ihren tiefblauen Augen anblitzte. »Ach,

Kleines, du siehst entzückend aus, wenn du wütend bist.«

Das Grillgerät stand etwas abseits, damit die Hitze und eventuell fliegende Funken die Gäste nicht belästigten. Aus dem Abstellraum holte er den Grillanzünder. Bevor er diesen dosiert auf die Kohlen geben konnte, ließ ihn der Professor zu sich rufen.

Mit großen Schritten ging er auf den Hausherrn zu.

Angeregt unterhielt der sich mit einer jungen Frau. »Wir reden später noch darüber«, sagte er zu ihr und wandte sich an David. »Herr Baron, wären sie so liebenswürdig, später ein paar Lieder zu singen? Wenn möglich, mit der Gitarre? Jasmin sagte mir, daß Sie eine wunderbare Stimme haben.«

Ein paar Sekunden überlegte David, dann grinste er und dachte dabei: Ich bin also nur der Pausen-Clown. Doch charmant sagte er: »Ich will versuchen, mein Bestes zu geben.«

Während David weg war, dachte Jasmin: Ich werde die Kohlen schon zum Glimmen bringen. Sie nahm den flüssigen Anzünder und gab nur ein paar Tropfen auf die Kohlen. Da aber die Verschlußkappe nicht fest aufgeschraubt war, fiel diese in die Kohlen, die auf der Unterseite schon glimmten, und auch ein paar Spritzer aus der Flasche. Im gleichen Moment zischte eine Stichflamme in Jasmins rechte Gesichtshälfte. Vor Entsetzen schrie sie laut auf und taumelte.

Claus Heller, er war nur ein paar Meter von ihr entfernt, war gleich bei ihr. Er fing sie auf und nahm sie auf seine Arme. Mit großen Schritten trug er die nun Bewußtlose zum Springbrunnen. Dessen Wasserfontäne sprudelte zwei Meter hoch und fiel perlend wieder in das große runde Becken.

Jasmins Schrei hatten der Professor und David gehört. Sie waren entsetzt, als sie sahen, daß Jasmin bewußtlos in Dr. Hellers Armen lag. Daß dessen Herz vor Liebe und Mitleid sehr schmerzte, konnte niemand sehen.

Gleichzeitig mit David war der Professor am Springbrunnen. Sie schöpften mit ihren Händen das kalte Wasser über das verbrannte Gesicht.

Außer den beiden Ärzten Dr. Zeitler, Dr. Mannert und der Oberschwester Lisa Winkler verließen alle Gäste erschüttert das so schön begonnene Fest. Sie wußten, sie konnten nicht helfen, sie hätten nur im Wege gestanden.

Dr. Mannert atmete auf, als er den Krankenwagen hörte, den er telefonisch bestellt hatte.

*

Claus Heller war mit dem Krankenwagen gefahren. Besorgt betrachtete er Jasmin, die noch in tiefer Bewußtlosigkeit lag. Ihre Verbrennung war 2. Grades mit partieller Zerstörung der Haut und Blasenbildung. Das sterile Abdecken der Brandwunde hatte Jasmin aus der Bewußtlosigkeit nicht geweckt. Der Schock saß zu tief.

Behutsam wurde sie in den Untersuchungsraum gefahren, wo Dr. Zeitler und die Oberschwester, die vorgefahren waren, bereits auf Jasmin warteten.

Jasmin wurden sofort schmerzstillende Spritzen injiziert. Ein Glück war, daß außer der rechten Gesichtshälfte und der rechten Hand keine weiteren Brandwunden am Körper waren. Diese Wunden wurden sofort mit Gittersalbenverband bedeckt.

Mir großer Erleichterung stellte Claus Heller auch fest, daß ihre Augen nicht geschädigt waren, nur die Wimpern und Brauen angesengt.

Der Professor stand nur ein paar Schritte von Jasmins Liege entfernt. Er versuchte sich zu beherrschen, doch ganz plötzlich sackte er in sich zusammen. Sein Gesicht war blaß und eingefallen.

Dr. Zeitler, der ihn beobachtet hatte, holte sofort aus dem Arzneischrank ein herzstärkendes Mittel und injizierte dies in die linke Armvene. Behutsam legte ihn die Oberschwester Lisa Winkler mit Dr. Mannert auf die nächste Liege. Es dauerte aber eine Weile, bis er sich wieder erholte.

Als Jasmin leise stöhnte, fragte Claus Heller liebevoll: »Hast du große Schmerzen, Kleines?«

Kaum hörbar fragte sie zurück: »Was ist mit mir?«

»Alles wird wieder gut. Versuche zu schlafen. Ich bleibe bei dir.« Ganz fest drückte er dabei ihre linke Hand – ihr leichter Gegendruck ließ ihn aufatmen.

Kaum verständlich sagte sie noch: »Laß mich nicht allein... Bitte!«

»Ich bleibe ja hier. Versuche zu schlafen.« In diesem Augenblick wußte Claus Heller, daß er gleich am nächsten Morgen beim Reisebüro seinen Urlaub stornieren mußte, den er Ende der Woche an der Atlantikküste verbringen wollte. Er hatte schon seit zwei Jahren keinen richtigen Urlaub mehr gehabt, doch er wollte Jasmin nicht allein lassen.

Ihre Herzen hatten im Einklang geschlagen, sie brauchten keine Worte. Beide spürten, daß sie sich liebten.

Ein Problem war nur seine Freundin Erika März, Ärztin in der Münchener Universitätsklinik. Seit vier Jahren kannten sie sich, sahen sich aber nicht sehr oft. Und dieses Jahr hatte sie zugestimmt, mit ihm ihren Urlaub zu verbringen. Am vergangenen Abend hatte sie noch mit ihm telefoniert und ihm gesagt, daß sie sich sehr auf Biaritz freute.

Nie war zwischen ihnen beiden eine tiefe Beziehung, sie konnten sich gut leiden, und ihre beruflichen Interessen bereicherten sie beide. An eine Heirat hatte er nie gedacht, obwohl sie sich vor drei Jahren hatte scheiden lassen.

Die Liebe zu Jasmin war noch so ein kleines Pflänzchen, das gehegt und gepflegt werden mußte. Nie hatte er zu hoffen gewagt, daß Jasmin ihn auch lieben würde. Er hatte ihr Herz klopfen gehört, als er sie zum Tanz aufgefordert hatte – und dann war sie es, die mit ihm tanzen wollte.

Er würde Jasmin nicht alleine lassen, sondern ihr helfen und dafür sorgen, daß sein Freund Dr. Jürgen Weinert sich ihrer annahm, obwohl der zur Zeit in England arbeitete. Er war nicht nur Schönheits-Chirurg, auch Operateur bei Unfallopfern.

Während sich die Oberschwester um den Professor kümmerte, fuhren Claus Heller und Dr. Mannert Jasmin mit dem fahrbaren Bett in die Intensivstation. Hier wurde sie gleich an den Tropf gehängt, um

ihren Körper die lebenswichtigen Vitamine zuzuführen.

Inzwischen waren auch die Schwestern Maria Peters und Lisa Winkler im Intensivraum, um die Ärzte abzulösen und die Apparate zu beobachten, denn Jasmins Herzschlag war unregelmäßig, auch ihre Atmung zeitweise schwach.

Jasmin war vor ein paar Jahren in der Klinik der Blinddarm entfernt worden, deshalb holte Schwester Maria deren Krankenunterlagen und eine neue Mappe, in die sie die Blutgruppe eintrug. Fragend sah sie Dr. Heller an, ob er den Hergang des Unfalls selber einschreiben würde.

Er nickte nur, nahm die Mappe mit in sein Sprechzimmer und legte sie auf seinen Schreibtisch. Dann wählte er die Münchener Nummer von Erika März an.

»Es tut mir leid, Herr Doktor, Frau Dr. März hat vor fünf Minuten die Klinik verlassen«, wurde ihm mitgeteilt.

»Danke, dann rufe ich bei ihr zu Hause an.«

»Soviel ich weiß, geht sie heute abend mit dem Chef ins Theater... Oh, das hätte ich jetzt wohl nicht sagen dürfen?«

»Warum denn nicht? Frau Dr. März und ich sind nur Freunde.«

»Soll ich ihr morgen früh was ausrichten?«

»Nicht nötig.« Nachdem er den Hörer aufgelegt hatte, fühlte er sich ein wenig erleichtert. Er fand es gut, daß Erika mehrere Freunde hatte. Vielleicht flog einer mit ihr nach Biaritz, er würde es auf keinen Fall sein.

Während er die Eintragungen in die Mappe Jasmins machte – er war Augenzeuge und mußte beschreiben, wie der Unfall geschah – sah er wieder die schreckliche Szene vor sich, als sie vor Schmerz aufschrie und ins Taumeln geriet. Sein Herz zog sich vor Kummer zusammen, und leise sagte er: »Auch wenn du mich nicht so liebst wie ich dich, werde ich dir helfen, daß du bald wieder gesund bist und dein Gesicht wieder so schön wie vorher sein wird.«

Emma Schultes, die Haushälterin des Professors, hatte an die Tür des Oberarztes Dr. Heller geklopft. Sie hatte ihn reden hören und machte deshalb die Tür auf, denn sie mußte unbedingt wissen, wie es ihrer kleinen Freundin Jasmin ging.

»Bitte entschuldigen Sie, Herr Doktor, daß ich Sie störe, aber es interessiert mich natürlich, wie schwer unsere Jasmin verletzt ist. Die Schwestern lassen mich nicht in die Intensivstation.« Nun preßte sie die Lippen zusammen, dennoch konnte sie ihre Tränen nicht zurückhalten.

Dr. Heller ging ihr entgegen und nahm sie in die Arme, dann führte er sie zu der Sesselgruppe am Fenster und ließ sie Platz nehmen.

Er setzte sich ihr gegenüber und fragte, ob er ihr ein Glas Kognak anbieten dürfte.

»Ja, bitte, ich friere, obwohl es doch heute so warm ist.«

»Ach, Emma, mir geht es nicht anders. Ich habe das Gefühl, als wäre dieser Tag ein schrecklicher Alptraum.« Er ging zum Bücherschrank, in dem eine kleine Bar eingebaut war, goß zwei Kognakgläser voll und stellte sie auf den runden Tisch. Nachdem er sich wieder gesetzt hatte, prosteten sie sich zu.

Emma schaute den Arzt forschend

an und fragte schließlich: »Herr Doktor, Sie wissen doch, wie sehr Jasmin Sie in ihr Herz geschlossen hat?«

»Ja, sie mag mich...«

»Mag? Sie wissen nicht, wie groß ihre Liebe zu Ihnen ist?«

»Ach, Emma, ich bin doch viel zu alt für Jasmin.«

»Nein, das stimmt nicht. Erst heute hat sie zu mir gesagt, daß sie nur Medizin studiert, damit sie in Ihrer Nähe sein kann.«

»Kommen Sie, Emma, wir gehen jetzt in die Intensivstation. Vielleicht ist Jasmin wach. Wir ziehen uns sterile Kleidung an, und ein paar Minuten können Sie dann bei ihr bleiben.« Und er dachte: Wie gerne würde ich Emma glauben.

»Wie trägt es der Professor? Ich habe ihn noch nicht gesehen.«

»Durch den Schreck hatte er eine Herzattacke und liegt nun auch in einem Krankenzimmer. Wir müssen das EKG abwarten, dann erst kann festgelegt werden, wie er weiterbehandelt werden muß.«

»Ein Unglück kommt wirklich selten allein«, bemerkte Emma und wischte sich über die Augen. »Dann können Sie gar nicht in Urlaub fahren?«

»Nein, auch wenn der Professor in zwei, drei Tagen in Ordnung ist, bleibe ich hier. Ich will Jasmin jetzt nicht allein lassen.«

Vor der Tür der Intensivstation schlüpften beide in sterile Kittel. Claus fragte sich, ob Jasmin aufgewacht war und wieder große Schmerzen hatte.

Schwester Maria und Lisa, die die Geräte überwachten, sagten ihm gleich, daß Jasmin manchmal stöhnte, doch ihre Augen geschlossen blieben.

Emma blieb einen Meter vor Jasmins Bett stehen. Sie atmete tief durch, denn der Anblick ihres Lieblings war für sie schrecklich. Hilflos sah sie Dr. Heller an, doch dessen gequältes Lächeln schnitt ihr auch ins Herz.

Leise sagte er zu ihr: »Es ist gut, daß sie schläft, dann spürt sie die Schmerzen nicht.«

Bevor Dr. Heller mit Emma den Raum verließ, sagte er zu den Schwestern: »Ich übernehme heute nacht die Aufsicht hier. Oberschwester Lisa bleibt bei dem Professor, bis er ganz über dem Berg ist. Denn keiner weiß, wie seine Reaktion ist, wenn er aufwacht.«

Natürlich begleitete Claus Heller die mütterliche Freundin Jasmins bis zur Ausgangstür der Klinik. »Ich fahre Sie gern heim, Frau Schultes«, bot er ihr an.

»Danke, nein, das ist wirklich nicht nötig, Herr Doktor. Ich gehe lieber zu Fuß. Wenn Jasmin wach wird, sagen Sie ihr bitte, ich werde für sie beten, daß sie ganz schnell wieder gesund wird.«

»Ich richte es ihr aus. Und Sie wissen, Frau Schultes, daß alles für Jasmin getan wird.«

»Danke, Herr Doktor, Sie haben mir wieder neuen Mut gegeben.« Sie gab ihm die Hand und fragte: »Ich darf doch morgen wiederkommen?«

»Das ist doch selbstverständlich... Übrigens, da fällt mir ein, warum hat sich David Baron noch nicht nach Jasmin erkundigt?«

»Ich bitte um Entschuldigung. In der Aufregung habe ich ganz vergessen zu sagen, daß Herr Baron sich

um alles kümmern wollte. Die Leute vom Partyservice beauftragte er, die übriggebliebenen Speisen, auch das Obst, in das Obdachlosenheim zu bringen.«

»Das entschuldigt ihn.«

»David wollte auch mit Rosa, unserer Zugehfrau, im Garten alles wieder an Ort und Stelle bringen, damit der Professor kein Chaos vorfindet, und die Girlanden muß er auch noch abmachen.«

»Er ist also wirklich nur ein guter Freund Jasmins?«

»Ja, das ist er, Herr Doktor.« Sie gab ihm die Hand, die er herzlich drückte.

»Und, Frau Schultes, Sie können jederzeit – natürlich nicht nachts – Jasmin besuchen.«

»Danke, darüber bin ich sehr froh.«

»Wir sehen uns dann morgen wieder. Und machen Sie sich keine zu großen Sorgen, sagen Sie das auch David Baron, es wird zwar eine Weile dauern, aber alles wird wieder gut.«

»Ich glaube Ihnen, Herr Doktor.«

Claus Heller blieb an der Pforte stehen und blickte ihr nach. Als ob sie es geahnt hätte, drehte sie sich um und winkte ihm lächelnd zu.

Bevor er in sein Arbeitszimmer ging, Jasmins Akte durchzusehen, blickte er noch mal in den Intensivraum. Die Schwestern meldeten fast gleichzeitig: »Sie ist noch nicht aufgewacht.«

»Ich mach die Unterlagen fertig und löse Sie beide dann ab.« Die Schwestern nickten nur, doch als er den Raum verlassen hatte, sahen sie sich vielsagend an.

Leise sagte Sabine: »Da bahnt sich doch was an.«

»Ach, was du wieder denkst. Unser Doktor ist doch viel zu alt für Jasmin...« Sie hatte noch was sagen wollen, doch plötzlich hörten sie Jasmin stöhnen.

Maria, die Angst hatte, daß Jasmin ihre Unterhaltung gehört hatte, war sofort an ihrem Bett. »Haben Sie große Schmerzen?« fragte sie.

Jasmins Augen blieben geschlossen, als sie flüsterte: »Es ist auszuhalten... Ist Dr. Heller nicht hier? Ich glaubte seine Stimme zu hören.«

»Er war kurz da, aber er kommt bald zurück – und er wird bei Ihnen die Nachtwache übernehmen.«

»Danke, Schwester Maria«, murmelte Jasmin. Am liebsten hätte sie geschrien: Was geht euch unsere Liebe an? Doch sie blieb stumm, weil sie wußte, daß ihr Gesicht für immer entstellt bleiben würde. Ich wünschte, ich könnte einschlafen und nicht wieder aufwachen. Und ganz plötzlich fiel ihr auch der Alptraum ein, den sie in der letzten Nacht gehabt hatte. Es war kein Grillfeuer gewesen, das sie verletzt hatte. Sie war allein im Wald, als sie plötzlich von Feuerwänden eingeschlossen war. Ihr Nachthemd brannte lichterloh, und durch den Schmerz und ihren Schrei wachte sie auf. Vergeblich hatte sie versucht, sich an diesen Traum zu erinnern, doch nun wußte sie, er war eine Warnung gewesen. Ihr ganzes Leben würde sie Angst vor dem Feuer haben – und jetzt hatte sie Angst, daß Claus Heller ihre Liebe nicht erwidern würde.

*

Als Dr. Heller nach etwa einer halben Stunde an Jasmins Bett trat,

stellte sie sich schlafend. Aber er merkte an ihrer Atmung, daß sie wach war.

»Ist was vorgefallen, Schwester Maria?«

»Jasmin ist etwas unruhig, aber wenn ich sie frage, gibt sie mir keine Antwort.«

»Sie können dann beide gehen. Dr. Zeitler hat den Bereitschaftsdienst übernommen.«

»Wir wünschen Ihnen eine gute Nacht, Herr Doktor«, sagte Maria, und die Kollegin nickte. Die beiden atmeten auf, als sie die Tür hinter sich geschlossen hatten.

Claus ging zu Jasmin, nahm ihre linke Hand und drückte sie sanft. Ihr Gegendruck war schwach. Ganz leise sagte sie: »Ich bin froh, daß du bei mir bleibst.«

Seine Bedenken, viel zu alt für sie zu sein, hatte er vergessen. Nachdem er die Apparate kontrolliert und festgestellt hatte, daß alles normal verlief, zog er sich einen Stuhl an das Bett, nahm ihre linke unverletzte Hand und drückte sie ganz zärtlich.

»Darf ich dich etwas fragen, Jasmin?«

»Natürlich, Herr Doktor. Ich werde alle deine Fragen beantworten.«

Ich bin verrückt, dachte er. Obwohl ich weiß, daß sie schmerzstillende Spritzen bekommen hat, will ich wissen, ob sie mich auch liebt wie ich sie.

»Ich habe es mir überlegt, wir sprechen ein andermal über diese meine Frage.«

»Das ist nicht fair. Nun hast du mich neugierig gemacht. Du willst doch nicht, daß ich die ganze Nacht wach bleibe und grüble?«

»Natürlich nicht, aber ich frage mich, ob du mir ehrlich antworten kannst?«

»Bestimmt. Wenn ich dir sage, daß es mir, seit du hier bist, viel besser geht – glaubst du mir das?«

»Ja, ich glaube dir.« Er sah sie liebevoll an, und der Blick ihrer tiefblauen Augen, die fast wimpernlos waren, sagten ihm, daß auch sie ihn liebte.

»Jasmin...« Er nahm ihre linke Hand, drückte sie an seine Wange und sagte sanft: »Jasmin, ich liebe dich sehr und schon lange. Willst du nicht meine Frau werden? Du mußt jetzt noch nicht antworten«, fügte er schnell hinzu. »Laß dir Zeit und nur dein Gefühl sprechen.« Claus sah, daß sich ihre Augen mit Tränen füllten. Behutsam tupfte er sie ab.

Ich bin doch ein Idiot, dachte er. Jasmin schon heute zu fragen...

»Lieber Claus, ich sage nur unter Vorbehalt ja. Wenn ich verunstaltet bleibe, werde ich in ein Kloster gehen.«

»Glaube mir, Liebling, dein Gesicht wird wieder so schön wie vorher werden.«

»Gibt es denn noch Wunder?« Als er nickte und dabei lächelte, sagte sie kaum hörbar: »Du machst mich jetzt schon sehr glücklich, Claus. Die ganzen Jahre, die ich dich schon kenne, warst du meine große Liebe.«

»Mir ging es nicht anders, aber der Altersunterschied hielt mich davon ab, dir meine Liebe zu gestehen.«

»Ich bin nun müde, aber glücklich, weil ich positiv denke...Mein Vater – was ist mit ihm? Er war noch nicht hier...«

»Jasmin, er fühlte sich schuldig, daß du diese Verbrennungen erlitten

hast, weil er David Baron zu sich rufen ließ. Er hatte einen Herzanfall bekommen, als er dein Gesicht sah.«

»Und wie geht es ihm jetzt?«

»Er hat keine Schmerzen mehr. Ich habe ihm vorgeschlagen, einige Tage in der Klinik unter Beobachtung zu bleiben.«

Claus bat sie, die Augen zu schließen und versuchen zu schlafen. »Du weißt, mein Liebes, Schlaf ist die beste Medizin. Ich bleibe bei dir, denn ich habe die Nachtwache übernommen.«

»Sag mal, hat Emma nicht nach mir gefragt?«

»Aber ja, sie war hier, aber du hast noch geschlafen. Sie leidet sehr, weil sie dich liebt. Ich habe ihr versprochen, daß die Narben in deinem Gesicht in ein paar Wochen wieder ganz verschwunden sein werden.«

»Das möchte ich gern glauben, aber ich befürchte, daß es Monate sein werden. Bitte, sei ehrlich, Claus!«

»So genau kann man das nicht sagen, Jasmin. Wichtig ist nur, Geduld zu haben und positiv zu denken.«

»Du hast ja recht... Hm, hat David sich nach mir erkundigt?«

»Natürlich. Emma sagte mir, er wünscht dir baldige Genesung. Er kommt morgen. Heute war es ihm nicht möglich, weil er Haus und Garten wieder in Ordnung bringen wollte.«

»Es ist schön, einen guten Freund zu haben«, sagte sie mit geschlossenen Augen.

Daß David Baron sie auch von ganzem Herzen liebte, ahnten weder sie noch Dr. Heller.

*

Als nach ein paar Minuten leise an der Tür geklopft wurde und auf sein »Herein!« Oberschwester Lisa eintrat, lächelte er sie an. Er wollte gleich wissen: »Haben Sie telepathische Fähigkeiten?«

»Komisch, das haben mich schon manche gefragt«, antwortete sie verwundert.

»Also anscheinend doch, Oberschwester. Ich habe mich vor ein paar Minuten gefragt, wie es dem Professor geht. Und Sie kommen zu mir, weil Sie wissen, daß ich Jasmin nicht allein lassen will.«

»Ist schon komisch«, sagte Lisa wieder. »Eigentlich wollte ich erst gegen Morgen kommen.«

»Und wie geht es unserem Chef?«

»Er hat sich schon etwas erholt und schläft tief und fest.«

»Da bin ich sehr erleichtert. Jasmin weiß auch, daß er einen Zusammenbruch hatte. Sie hat es mitgekriegt, obwohl sie schlimme Schmerzen hatte.«

»Bitte, Herr Doktor, sagen Sie mir ehrlich, wird Jasmin wieder ganz hergestellt werden?«

»Ich hoffe doch sehr, Lisa. Sie wissen auch, daß wir alles Menschenmögliche tun müssen. Aber ich habe einen Freund, der Schönheitschirurg ist. Ich muß nur noch nachforschen, wo er zur Zeit arbeitet. Er ist ein vielgefragter Mann, weil er auch Unfallopfer nach einem Foto wiederherstellt.«

»Mir fällt ein Stein vom Herzen, Herr Doktor, daß unsere Jasmin vielleicht wieder so schön wird, wie sie war.«

»Ich glaube fest daran, nur kann ich nicht sagen, wie viele Wochen sie durchhalten muß.«

»Wir alle werden ihr dabei helfen. Und darf ich dem Chef auch von Ihrem Freund berichten?«

»Lieber wäre mir, er weiß noch nichts von ihm, denn erst muß ich ihn finden.«

»Ja, ich verstehe, Herr Doktor.«

»Aber Sie können ihm sagen, daß Jasmin fest schläft und ganz bestimmt alles gut wird.«

Er nickte ihr lächelnd zu. Ganz sacht schloß sie die Tür hinter sich. Oberschwester Lisa war eine sehr schöne Frau. Sie war mittelgroß, und ihre grauen Augen harmonierten sehr gut zu ihrem tiefschwarzen Haar. Alle wußten, daß sie den Professor verehrte, nur er hatte keine Ahnung.

Obwohl Claus Heller ein ziemlich realistischer Mensch war – das mußte man ja als Arzt und Chirurg sein – malte er sich jetzt mit Jasmin eine wunderschöne Zukunft aus. Doch er fragte sich, ob sie ihr Medizinstudium aufgeben wird, weil sie in nächster Zeit keine Vorlesungen besuchen kann.

Er nahm sich fest vor, sie niemals zu beeinflussen. Sie sollte über sich selbst bestimmen können. Daß er auch Wunschträume hatte – nicht nur heiraten, sondern eine Familie zu haben, dazu ein oder zwei Kinder...

Claus, sagte er sich, langsam, langsam! Erst muß Jasmin zu meinem Heiratsantrag ja sagen.

David Baron hatte von der Haushälterin Emma gehört, daß Jasmins rechte Gesichtshälfte und auch die Hand schlimme Brandwunden hatten. »Was hat Dr. Heller gesagt, wie lange wird es dauern, bis unsere Schöne wieder gesund ist?«

»Wochen, vielleicht auch Monate.«

»Ach, Emma, es ist allein meine Schuld. Ich hätte das Grillgerät nicht verlassen dürfen, als der Professor nach mir rief.« Er schluckte die Tränen hinunter, damit Emma sie nicht sah.

»Übrigens, David, auch der Professor hat einen Herzanfall erlitten. Die Oberschwester überwacht die Geräte, an die er angeschlossen ist.«

Emma sah ihn besorgt an, denn sein Gesicht war ganz rot, und er taumelte ein wenig, als er sich von ihr verabschiedete. Sie fragte sich, ob er vielleicht zuviel Alkohol getrunken hatte, während sie in der Klinik war.

»Wäre es nicht besser, David, Sie fahren mit einem Taxi heim?«

»Emma, ich habe keinen Alkohol getrunken, wenn Sie das meinen. Und ich bin durchaus fahrtüchtig.«

»Entschuldigen Sie bitte, ich dachte nur, Sie seien zu müde, um sich hinters Steuer zu setzen.«

»Müde bin ich schon, denn die letzten Stunden waren auch für mich anstrengend.«

»Dann kommen Sie gut nach Hause. Würden Sie mir noch einen Gefallen tun, David?«

»Jeden, Emma.«

»Ich möchte gern, daß Sie mich anrufen, wenn Sie daheim sind. Sie brauchen es nur zweimal klingeln zu lassen, dann bin ich beruhigt.«

»Ihr Wunsch ist mir Befehl, liebe Emma«, sagte er, drückte sie an sich und gab ihr einen Kuß auf die Wange.

Emma blickte ihm nach, als er durch den Garten zu seinem Wagen ging. Er schwankte ein wenig. Am

liebsten hätte sie ihn zurückgerufen, sie hatte ein komisches Gefühl... Sie wußte, daß er nur etwa zehn Minuten bis zu seiner Wohnung hatte. Er wohnte allein, denn seine Eltern lebten in Berlin.

David war noch keine drei Minuten weg, als das Telefon schrillte. Das kann er noch nicht sein, dachte Emma, dabei klopfte ihr Herz schneller. Erleichtert atmete sie auf, als sich Rosalind Angerer, Jasmins Freundin meldete.

»Ich hoffe, es ist noch nicht zu spät, dem Geburtstagskind zu gratulieren. Ich bin erst jetzt aus Paris zurückgekommen.«

»Leider ist niemand mehr im Haus. Der Gärtner und ich halten die Stellung.«

»Emma, an Ihrer Stimme merke ich, daß... Ist was passiert?«

»Ja, leider, Rosalind.«

»Mein Gott! Bitte sagen Sie schon, ist was mit dem Professor?«

»Ja, er hatte einen Herzanfall, als er...«

»Emma, ist Jasmin verunglückt?«

»Nicht mit dem Auto. Sie wollte das Grillgerät anzünden...« Emma schluckte erst, dann fügte sie hinzu: »Eine Stichflamme verletzte Jasmins rechte Wange und die Hand.«

»O nein!«

Emma hörte Rosalind weinen, deshalb sagte sie: »Dr. Heller ist bei ihr, er hat die Nachtwache übernommen.«

»Kann ich sie morgen früh besuchen?«

»Ich weiß es nicht. Jetzt liegt Jasmin noch in der Intensivstation. Rufen Sie morgen früh die Klinik an und fragen, ob Sie kommen dürfen. Ich muß jetzt auflegen, denn ich erwarte ein sehr wichtiges Telefongespräch.«

»Nur noch eine einzige Frage, Emma: War David Baron zur Geburtstagsfeier eingeladen?«

»Ja, er ist vor ein paar Minuten von hier weggefahren.«

»Danke, Emma. Ich bin ganz geschockt.«

Emma legte auf, denn sie wußte, daß David versucht hatte, zweimal zu klingeln. Doch es vergingen fünfzehn Minuten, und das Telefon blieb stumm. Er mußte doch gemerkt haben, daß die Leitung belegt war.

David hatte es bemerkt und noch ein paarmal versucht, Emma anzurufen. Er fühlte sich so elend – am besten war, er ging unter die Dusche, danach konnte er Emma immer noch anrufen. Während er sich auszog, fragte er sich besorgt: Was ist nur mit mir? Ich habe doch nur ein Glas Sekt getrunken und sonst Mineralwasser.

Er faßte sich an die Stirn, da merkte er, daß sein Gesicht schweißnaß war. Hatte er Fieber? Ganz plötzlich kippte er um.

Es mußten Stunden vergangen sein, denn er wurde wach, weil er vor Kälte zitterte. Langsam zog er sich am Wannenrand hoch, sein Herz klopfte wie ein Schmiedehammer, und nur mühselig schleppte er sich in sein Schlafzimmer. Er hielt sich an den Wänden und Türen fest, dann plumpste er förmlich ins Bett.

Er versuchte tief durchzuatmen, da spürte er im linken Lungenflügel einen wahnsinnigen Schmerz.

Ich brauche Hilfe. Doch das Telefon steht im Arbeitszimmer, bis dahin schaffe ich es nicht. Mit der rechten Hand tastete er nach der Nachttischlampe und schaltete sie ein.

Dies war eine Reflexhandlung, doch sie rettete ihm das Leben.

*

Jasmins Freundin Rosalind war mit dem Flieger aus Paris kurz nach neun in Nürnberg gelandet. Nachdem sie Emma gesprochen hatte, war sie sehr bedrückt. Sie ließ sich mit einem Taxi in die Innenstadt fahren, um noch eine Kleinigkeit zu essen. Obwohl die Kalbsleber mit Apfelschnitten und Kartoffelbrei gut schmeckte, aß sie nur wenig und machte sich wieder auf den Weg.

Rosalind war eine sehr schöne junge Frau und seit zwei Jahren ein gefragtes Fotomodell. In Paris hatte sie nur für drei Tage zu tun. Zu Fuß ging sie nun nach Hause, denn sie wollte noch David sehen, er wußte sicher mehr über Jasmins Brandwunden.

Als sie an dem Haus vorbeiging, in dem er wohnte, sah sie in seiner Wohnung noch Licht brennen. Das ist gut, dachte Rosalind, ich werde ihn von daheim aus anrufen, ob ich noch kurz zu ihm kommen darf. Sie wollte sich erst frisch machen und ein Sommerkleid anziehen, denn ihr Jackenkleid war verschwitzt.

Nachdem sie ihren kleinen Koffer in der Diele abgestellt hatte, wählte sie Davids Nummer. Der Ruf ging durch, doch er meldete sich nicht. Lange ließ sie klingeln und fragte sich, ob er noch mal weggegangen war. Vielleicht hatte er Besuch von einer schönen Frau?

Dieser Gedanke schmerzte sie ein wenig, denn sie wußte, daß er Jasmin in sein Herz geschlossen hatte. Doch die lag nun verletzt in der Klinik. Eigentlich war es ein richtiges Durcheinander der Gefühle... Und Jasmin liebte Claus Heller, den Stellvertreter ihres Vaters. Rosalind, sagte sie sich, reiß dich zusammen, denn David kann dich gut leiden, aber er liebt eben Jasmin.

Sie überlegte lange. Sollte sie erneut bei ihm anrufen? Nein, ich schaue einfach bei ihm vorbei, er wird mir mehr über Jasmins Unfall sagen können.

Es war kurz nach zehn Uhr, als sie das Haus verließ. Sie wollte wieder heimgehen, wenn bei David in der Wohnung kein Licht mehr brannte. In wenigen Minuten war sie vor dem Haus, doch um ganz sicher zu sein, ging sie auf die andere Straßenseite. Von da aus sah sie im ersten Stock noch das Licht im Badezimmer und im Wohnraum brennen. Schlaf- und Arbeitszimmer lagen zur Gartenseite.

Rosalind hatte auf einmal Hemmungen, so spät noch bei David zu klingeln. Sie wollte schon umkehren, doch irgend etwas hielt sie davon ab. Sie klingelte zweimal bei David Baron, wartete, doch der Lautsprecher blieb stumm.

Vielleicht hatte er doch Besuch und will nicht gestört werden? Wahrscheinlich hat er das Klingeln nur überhört, dachte sie. Sie drückte noch zweimal und ein wenig länger auf den Knopf. Keine Reaktion.

Du dumme Pute, dachte sie. Geh nach Hause, du machst dich sonst nur lächerlich. Aber etwas hielt sie zurück – ihr Herz klopfte schneller, sie mußte zu David, er brauchte sie dringend. Ein drittes Mal klingelte sie und diesmal länger.

Ich glaube, ich träume. Sie drück-

te ihre Fingernägel in die Handflächen, bis es weh tat. Sie war wach, sogar hellwach, und der Instinkt sagte ihr, daß sie den Hausmeister wecken mußte, damit er mit ihr in die Wohnung ging, die David vor ein paar Monaten gekauft hatte.

Kurz entschlossen drückte sie auf den Klingelknopf des Hausmeisters. Herr Roth fragte mit sympathischer Stimme:

»Ja, kann ich Ihnen behilflich sein?«

Tief atmete Rosalind durch, dann nannte sie ihren Namen und bat Herrn Roth, mit ihr in die Wohnung des Herrn Baron zu gehen. Er hatte weder den Telefonhörer abgenommen, noch öffnete er auf ihr wiederholtes Klingeln.

»Es ist sehr wichtig, ich muß ihn unbedingt sprechen.«

»Hoffentlich hat er keinen Besuch, ich möchte nicht stören.«

»Das glaube ich nicht, denn die Frau, die er liebt, liegt seit einigen Stunden in der Klinik.«

Roth schloß die Haustür auf und ließ Rosalind Angerer herein. Er spürte sofort, daß es keine Ausrede war, Herrn Baron zu sprechen. Die junge Frau war ganz aufgelöst. »Ich hole nur schnell seinen Wohnungsschlüssel aus meinem Kästchen in der Diele.«

Rosalind fühlte sich erleichtert, aber sie wunderte sich dennoch, daß sie ihrem Gefühl gefolgt war. Irgend etwas war mit David nicht in Ordnung.

»Wollen Sie den Lift benutzen?« fragte Roth.

»Danke, nein. Ist ja nur eine Treppe.«

Warum klopfte ihr Herz auf einmal schneller, als sie vor der Wohnungstür standen und auch dreimal auf die Klingel drückte? Nichts war zu hören. »Kann es sein«, fragte sie mit unsicherer Stimme, »daß er gar nicht daheim ist und nur vergessen hat, das Licht auszumachen?«

»Alles möglich«, erwiderte Roth. Und schon hatte er den Schlüssel ins Schloß gesteckt, und nach einmaligem Umdrehen ging die Tür auf. »Zugeschlossen war nicht«, stellte er fest.

Roth ging voraus. Er blickte ins Badezimmer und hörte von der Dusche das Wasser rauschen.

Ohne es abzustellen gingen beide ins Schlafzimmer, dessen Tür offenstand. Mit ein paar Schritten war Rosalind an Davids Bett. Sie hörte ihn nach Luft ringen und tippte sofort auf eine schwere Lungenentzündung. Ihr Vater hatte vor zwei Jahren dieselben Symptome, und wäre er nicht sofort in die Klinik eingeliefert worden, hätte er nicht überlebt.

»Der Mann ist ja schlimm dran«, murmelte Roth.

»Ja, ich muß sofort in der Klinik anrufen und einen Krankenwagen anfordern.«

»Was kann ich inzwischen tun?« fragte der Hausmeister.

»Im Moment nichts. Es war höchste Zeit, daß wir ihn gefunden haben.«

Rosalind kannte die Nummer der Martha-Klinik auswendig. Man versprach, umgehend ein Einsatzfahrzeug zu schicken.

Erleichtert atmete Rosalind auf. Sie wußte, es war ihr Schutzengel, der sie angetrieben hatte, nicht lokkerzulassen und dadurch David das Leben zu retten.

Im Bad stellte sie zunächst die Dusche ab, suchte nach Waschutensilien und Rasierzeug, damit David, wenn es ihm besserging, sich wieder menschlich fühlte.

Als sie kurz darauf wieder am Bett stand, trocknete sie mit einem Handtuch sein schweißnasses Gesicht ab. Er sah sie an, dann bat er: »Hilf mir!«

»Ich verspreche dir, David, du wirst bald wieder gesund sein. Ich höre schon den Krankenwagen...«

Rosalind fuhr mit in die Klinik. Sie hielt Davids Hand, doch er war wieder ohne Bewußtsein und bekam nicht mit, daß sie dabei war.

In der Klinik wurde er von dem diensthabenden Arzt Dr. Mannert in Empfang genommen. Sofort bekam er die erforderlichen Injektionen und wurde an den Tropf gehängt. Nachdem er Schwierigkeiten mit dem Atmen hatte, kam er unter ein Sauerstoffzelt.

Ratlos und voller Angst stand Rosalind auf dem Flur. Sie wußte, es hatte nicht viel Sinn zu warten, sie tat es dennoch. Einmal mußte der Arzt wieder aus dem Zimmer kommen oder die Schwester...

Obwohl sie lange nicht mehr gebetet hatte, bat sie Gott, David und ihre Freundin Jasmin wieder gesund werden zu lassen.

Rosalinds Warten lohnte sich, denn Dr. Mannert öffnete die Tür und kam auf sie zu. Er sah die junge Frau, die ihn gefunden hatte. Sie war dem Weinen nahe.

»Sind Sie mit Herrn Baron verwandt?« wollte er wissen.

»Nein. Jasmin und ich sind mit ihm befreundet. Aber bitte, Herr Doktor, sagen Sie mir, wird David wieder gesund?«

»In letzter Minute wurde er eingeliefert – den Rest der Nacht hätte er nicht überlebt.«

»Da kam ich noch im richtigen Augenblick?«

»Das kann man wohl sagen.«

»Sie werden sich fragen, warum ich so spät noch mit ihm reden wollte?« Sie berichtete dem Arzt nun, daß sie erst nach neun Uhr aus Paris gekommen war und gleich dem Professor zu seinem Geburtstag gratulieren wollte, jedoch nur noch Emma im Haus war. »Als ich von dem Unglück hörte, wollte ich David fragen, wie das alles passieren konnte. Als ich dann daheim war, habe ich ihn gleich angerufen, denn in seiner Wohnung brannte noch Licht, wie ich vorher feststellen konnte. Ich machte mich daheim erst frisch und ging noch mal zu seinem Haus. Das Licht brannte immer noch. Ich klingelte ein paarmal und lange, doch er meldete sich nicht.«

Sie berichtete noch, daß der Hausmeister mit ihr dann in Davids Wohnung ging und sie ihn bewußtlos in seinem Bett fanden. »Er erkannte mich zwar kurz, dann war er wieder ohne Bewußtsein.«

»Sie wissen, daß Sie ihm durch Ihre Hartnäckigkeit das Leben gerettet haben?«

»Wird er wirklich wieder gesund?« fragte sie.

Dr. Mannert schaute in ihre grünen Augen und war davon fasziniert.

»Ja, ich bin sicher, denn Herr Baron ist kräftig, und sein Herz schafft es schon, diese Lungenentzündung durchzustehen.«

»Danke, Herr Doktor. Ich kann wirklich aufatmen, daß er in ein paar Wochen wieder ganz gesund ist?«

»Ja, Frau... Wie ist doch Ihr Name?«

»Angerer – Rosalind Angerer.«

»Klingt gut, er paßt zu Ihnen.«

Obwohl Rosalind oft bewundert wurde – als Fotomodell war das selbstverständlich – errötete sie über dieses Kompliment.

Dr. Mannert sah es und grinste innerlich. »In zwei Tagen können Sie Herrn Baron schon besuchen, und ich bin sicher, auch Ihre Freundin Jasmin.«

Als sie ihm zum Abschied die Hand gab, lächelte sie, und er nahm dieses Lächeln mit, wenngleich er wußte, daß er bei dieser Schönheit keine Chancen hatte.

*

Claus Heller hatte sich aus seinem Arbeitszimmer ein Buch geholt, denn er fühlte sich müde, und einschlafen wollte er nicht. Es konnte ja sein, daß Jasmin aufwachte, wenn die schmerzstillenden Injektionen nachließen.

Er hatte das Fachbuch gewählt, das Ratschläge über verschiedene Verbrennungen gab. Plötzlich hörte er Jasmin stöhnen, und mit drei Schritten war er bei ihr.

»Hast du große Schmerzen, Kleines?« fragte er besorgt, denn sie wollte mit ihrer linken Hand ihre rechte Gesichtshälfte betasten.

»Du darfst dich eine Zeitlang nicht bewegen, außerdem hängt dein linker Arm am Tropf...«

»Claus, bitte hilf mir, denn mein ganzer Körper schmerzt!«

»Ganz ruhig bleiben, Liebes! Ich gebe in den Tropf ein schmerzstillendes Mittel, dann kannst du auch wieder schlafen.« Zärtlich strich er über ihr rotblondes Haar, das nicht wie sonst gepflegt aussah, sondern strähnig und verschwitzt.

Nachdem er die Flüssigkeit in den Tropf gedrückt hatte, nahm er ihre linke Hand zärtlich in seine rechte. »Versuche wieder zu schlafen, Jasmin, ich bleibe ja bei dir.«

Kaum verständlich sagte sie: »Bitte, Claus, mach dir keine Hoffnungen, daß ich wieder die gleiche sein werde wie vorher.«

»Darüber reden wir erst nach ein paar Wochen wieder. Wo bleibt dein positives Denken?«

»Vielleicht kommt es eines Tages wieder, wer weiß«, erwiderte sie und schloß die wimpernlosen Augen. »Ich will nur noch schlafen, schlafen...« Und in ihren Gedanken sagte sie noch: Und nie mehr aufwachen.

Als ahnte er ihre negativen Gedanken, blieb er bei ihr stehen und schaute sie an. Heute sollte ein wunderschöner Tag sein, und Jasmin hatte so bezaubernd in dem blauen Kleid ausgesehen, das die Farbe ihrer Augen noch mehr betonte.

Sie hatte so viel Schönheit und Freude ausgestrahlt, und beim Tanzen hatte er sie ein wenig an sich gedrückt. Sie hatte ihm ein bezauberndes Lächeln geschenkt. Da war ihm klargeworden, daß er endlich hoffen durfte, sie eines Tages doch für sich zu gewinnen. Und als sie ihn später zum Tanz aufforderte, hatte sie geflüstert: »Es ist herrlich, mit Ihnen zu tanzen.«

Sein Herz hatte schneller geklopft, als sie sich an ihn geschmiegt hatte. Und er hatte sich gewünscht, daß dieser Tanz nie zu Ende gehen würde.

Claus sah, daß sie wieder eingeschlafen war. Er beugte sich zu ihr runter und küßte sie sanft auf die Stirn.

Ganz leise sagte er: »Ich liebe dich, seit ich dich kenne, und ich werde dich lieben, solange ich lebe.«

Jasmin lächelte, und Claus fragte sich, ob sie sich nur schlafend gestellt oder einen schönen Traum gehabt hatte.

Er blickte auf seine Uhr. Es war schon vier Uhr morgens. Er öffnete einen kleinen Spalt das Fenster. Um jeden Lärm von außen abzuschirmen, war es meist geschlossen. Leises Vogelgezwitscher war zu hören, die Sonne schickte ihre ersten Strahlen auf die Erde.

Wie schön könnte jetzt das Leben sein, nachdem ich weiß, daß auch Jasmin viel für mich empfindet. Und die Worte stimmten: Liebe erzeugt Gegenliebe.

Leise wurde die Tür geöffnet, und Oberschwester Lisa sah Dr. Heller am Fenster stehen. Er wandte sich ihr zu und bemerkte ihre sorgenvolle Miene. Sacht schloß er das Fenster.

»Wie geht es Jasmin?« fragte sie mit gedämpfter Stimme.

»Lisa, Sie wissen doch, die ersten Tage sind immer die schwersten.« Als sie nickte, wollte er wissen: »Und wie fühlt sich der Professor?«

»Ich glaube, er ist über den Berg, denn er hat die ganze Nacht tief geschlafen.«

»Sie machen so ein trauriges Gesicht. Ist noch was, Lisa?«

»Ja. Kurz vor Mitternacht ist auch David Baron eingeliefert worden.«

»Ist er mit dem Auto verunglückt?«

»Nein, Jasmins Freundin kam am späten Abend aus Paris. Sie wollte von David wissen, wie das mit der Verbrennung möglich war, denn Emma hatte sie kurz vorher angerufen. Nachdem David nicht ans Telefon ging, obwohl noch Licht in seiner Wohnung war, als sie heimkam, lief sie noch spät am Abend zu ihm. Der Hausmeister öffnete auf ihre Bitte Davids Wohnung, und sie fanden ihn mit hohem Fieber im Bett.

Wäre Rosalind nicht so hartnäckig gewesen, hätte er den Tag nicht mehr erlebt. Sie rief sofort in unserer Klinik an und bestellte für ihn den Krankenwagen. Er hat eine doppelseitige Lungenentzündung und hohes Fieber. Dr. Mannert hat sich gleich um ihn gekümmert. Hoffentlich kommt Herr Baron durch…«

»Kommt nicht immer alles auf einmal?« meinte Dr. Heller nachdenklich.

Die Oberschwester nickte heftig.

Sie hatten leise gesprochen, um Jasmin nicht aufzuwecken. Nun sagte der Arzt noch: »Wir werden Jasmin vorerst nichts von Davids Erkrankung sagen. Sie muß sich erst wieder besserfühlen.«

»Ja, ich werde das Personal bitten, Stillschweigen zu bewahren. Werden Sie es auch den Ärzten sagen?«

»Ist doch klar. Wir müssen sie jetzt vor allem Negativen schützen, denn sie ist sehr sensibel.«

»Ich weiß«, erwiderte Lisa, »deshalb habe ich mich auch sehr gewundert, daß sie Medizin studiert hat. – Jetzt muß ich aber zum Professor, sonst bekomme ich noch Schelte.«

»War der Herr des Hauses schon einmal mit Ihnen böse?«

»Eigentlich nie. Auch wenn mir mal ein Fehler unterlaufen ist, hat er

mich sogar noch getröstet.« Lisa sah Claus Heller spitzbübisch grinsen. »Herr Doktor, was Sie wieder denken...«

»Können Sie denn Gedanken lesen? Das ist mir ja ganz neu.«

Lisa überhörte absichtlich diese Worte, sie fragte: »Soll ich Ihnen so um sechs Uhr Frühstück bringen?«

»Ja, gern... Ich hoffe, daß Kollege Büttner mich um diese Zeit ablöst.«

»Ich bin sicher. Nun will ich aber wieder nach dem Professor sehen. Wenn Jasmin aufwacht, grüßen Sie unser krankes Hühnchen von mir.«

»Das werde ich. Heute gehe ich bestimmt nicht nach Hause. Ich strecke mich für ein paar Stunden auf meiner Liege aus. Daheim hätte ich auch keine Ruhe.«

Oberschwester Lisa sah noch mal nach Jasmin – sie atmete gleichmäßig ruhig. »Es wird bestimmt alles wieder gut«, sagte sie, dann verließ sie den Raum.

Die gute Seele, dachte Claus Heller. Alle in der Klinik wissen, daß sie den Professor in ihr Herz geschlossen hat, nur er scheint keine Ahnung davon zu haben. Er fragte sich, ob er dem Chef mal eine Andeutung machen sollte.

*

Nachdem Dr. Heller gefrühstückt hatte, fühlte er sich wieder frisch. Sein erster Besuch galt dem Professor. Er sah sofort, daß der Chef sich schon wieder erholt hatte.

»Schön, daß Sie nach mir schauen, Herr Kollege. Ich bin dem Sensenmann noch mal von der Schippe gesprungen.«

Als Claus Heller ihm fest die Hand drückte, fragte der Chef: »Wie geht es meiner Jasmin? Hat sie große Schmerzen?«

»Den Umständen entsprechend geht es ihr soweit ganz gut. Sie ist nur einmal in der Nacht wach geworden. Ich gab in den Tropf ein schmerzstillendes Mittel. Sie schlief gleich wieder ein.«

»Und wer betreut sie jetzt?«

»Dr. Büttner und Schwester Maria...«

»Ich kann bestimmt schon aufstehen, ich will Jasmin um Verzeihung bitten, denn es war meine Schuld...«

»Tun Sie das bitte nicht, Chef. Es würde alles in ihr wieder lebendig machen. Jasmin ist sehr tapfer, und ich verspreche Ihnen, sie wird wieder ganz gesund, auch die Narben werden nach ein par kleinen Eingriffen wieder verschwunden sein.« Als der Professor ihn ungläubig anschaute, fügte Claus Heller hinzu: »Man muß auch an Wunder glauben können, nur dann gehen sie in Erfüllung.«

»Bin ich froh, nicht nur einen guten Stellvertreter zu haben, sondern auch einen Menschen, der positiv denkt.« Dann fragte er: »Sie gehen doch jetzt nach Hause und schlafen sich aus?«

»Nein, ich bleibe in der Klinik, aber ich lege mich für ein oder zwei Stunden hin, dann bin ich wieder fit.«

Der Professor schüttelte den Kopf und sagte: »Sie sind und bleiben ein...« Er wollte sagen: Dickkopf, doch er lächelte Claus Heller nur zu.

»Warum sagen Sie denn nicht, daß ich ein Dickkopf bin?« fragte sein Stellvertreter schmunzelnd.

»Ich bin doch kein Unmensch,

und Sie wissen ja, wie sehr ich Sie schätze.«

»Im übrigen, Chef, ich werde nicht in Urlaub fahren, ich hätte keine Ruhe. Ständig müßte ich an die Klinik denken, erstens weil ich weiß, daß Sie sich nie schonen würden, zweitens habe ich Jasmin versprochen, immer für sie dazusein.«

»Hm, dieses Argument laß ich gelten«, meinte der Chef und lächelte, weil er schon lange gehofft hatte, daß seine Tochter und dieser liebenswerte und auch sehr tüchtige Oberarzt mal ein Paar wurden. Der Altersunterschied störte ihn gar nicht.

»Wo sind Sie mit Ihren Gedanken, Herr Professor?«

»Ich habe versucht, einen Blick in die Zukunft zu werfen.«

»In Ihre oder in meine?« fragte Claus Heller.

»Das bleibt noch mein Geheimnis.«

»Hat es vielleicht etwas mit Lisa Winkler, unserer Oberschwester, zu tun? Ich bin neugierig – bahnt sich da etwas an?«

»Meine Gedanken gingen in eine ganz andere Richtung. Im übrigen fragt man so Leute aus.«

»Ja, nur auf diese Weise kann man Neuigkeiten erfahren«, konterte Claus.

»Nun will ich wissen, was Ihre Freundin in München dazu sagt, daß sie allein nach Biaritz fliegen muß?«

»Sie weiß es noch nicht, ich muß ihr das erst klarmachen. Aber ich bin überzeugt, sie findet einen anderen.«

»Na, dann machen Sie sich auf was gefaßt, denn keine Frau würde auf so einen attraktiven Partner verzichten.«

»Ich sage Ihnen später, Chef, was sie mir antwortet. Sie wissen doch, daß wir uns nur selten sehen. Ich glaube auch nicht, daß sie mich liebt. Für mich ist sie nur eine gute Freundin, und man kann mit ihr wunderbar fachsimpeln.«

Als der Professor ihn ungläubig ansah, sagte er: »Zugegeben, ein paar Wochen war es mal mehr als nur Freundschaft, doch irgendwie war es bei uns wohl nicht die große Liebe, die wir uns beide erhofft hatten.«

»Sie werden kaum die richtige Frau finden, wenn Sie so wählerisch sind«, erwiderte der Professor lächelnd.

»Ich habe sie schon gefunden. Sie weiß es auch«, meinte Claus schmunzelnd. »Aber nun verdrücke ich mich. Zu gegebener Zeit werde ich Ihnen meine zukünftige Frau vorstellen.«

In diesem Moment kam die Oberschwester wieder ins Zimmer, und Claus Heller sagte sehr ernst: »Sie müssen sich schon noch gedulden, am besten noch ein, zwei Tage im Bett bleiben. Ich bestehe darauf.«

»Zu Befehl, Herr Oberarzt.«

Lisa fragte Dr. Heller: »Wollten Sie nicht ein paar Stunden ausruhen?«

»Das werde ich jetzt machen, liebe Oberschwester«, antwortete er und verließ das Zimmer.

Doch bevor er sich hinlegte, ging er in den Intensivraum, wo David Baron noch um sein Leben kämpfte. Er lag unter dem Sauerstoffzelt und an verschiedenen Geräten angeschlossen. Fragend sah Claus Heller Dr. Büttner an. Dieser zuckte nur mit den Schultern, dann meinte er: »Im Moment

können wir nicht mehr tun. Wir haben ihm Antibiotika in den Tropf gegeben. Ich denke aber, er schafft es schon.«

»Ich hoffe es sehr, denn Jasmin hat ihn gern. Sie würde sich bestimmt schuldig fühlen, wenn er sterben würde.«

Dr. Büttner wollte nun wissen: »Und wie geht es Jasmin, hat sie noch starke Schmerzen?«

»Ja, wenn die Wirkung der Spritzen nachlassen, wird sie wach und stöhnt. Doch die Nacht hat sie ganz gut überstanden. Aber ich gehe, bevor ich mich ein, zwei Stunden hinlege, noch mal zu ihr, damit sie weiß, daß ich im Haus bleibe.«

Als er die Tür des Intensivraums öffnete, stellte Claus sofort fest, daß sie wach war. Schwester Maria hatte sie frisch gebettet, nachdem sie die Verletzte erst so gut wie möglich gewaschen hatte.

Claus trat an ihr Bett, sah sie liebevoll an und fragte: »Geht es dir ein wenig besser, Jasmin?«

»Danke, ja. Dr. Büttner hat mich gut verarztet.« Ihre Stimme klang kalt und unpersönlich.

»Bleiben Sie ein paar Minuten hier, Herr Doktor?« fragte Maria. »Ich bin gleich wieder da.«

»Natürlich, Schwester. Lassen Sie sich Zeit.«

Als er mit Jasmin allein war, wollte er ihre linke Hand nehmen, doch sie entzog sie ihm. »Was ist mit dir, Liebes?« fragte er enttäuscht.

»Das fragen Sie noch? Sie hatten versprochen, die ganze Nacht hierzusein, aber wo waren Sie, als ich aufwachte?«

»Jasmin«, erwiderte Claus traurig, »hast du vergessen, daß wir uns duzen?«

»Das haben Sie scheinbar nur geträumt. Ich möchte weiter von Dr. Büttner betreut werden.« Ihre Stimme klang regelrecht lieblos. Als sie dann noch fragte, warum er ihr verschwiegen habe, daß ihr Vater einen Herzanfall hatte, verließ er grußlos den Raum. Vor der Tür stand Maria und unterhielt sich mit Dr. Büttner.

»War etwas Besonderes heute morgen, als Jasmin aufwachte?« fragte Claus den Kollegen.

»Ja, sie hat gleich nach Ihnen gefragt, warum Sie schon gegangen seien, obwohl Sie versprochen hatten, bei ihr zu bleiben.« Als Claus Heller nur leicht den Kopf schüttelte, fügte Dr. Büttner hinzu: »Ich habe ihr klargemacht, daß Sie die ganze Nacht bei ihr gewacht haben und dann gefrühstückt haben und anschließend bei dem Professor waren.«

»Also deshalb reagiert sie so abweisend, weil ich ihr den Anfall ihres Vaters verschwiegen habe. Übrigens, ich komme gerade von ihm, es geht ihm schon wieder bestens. Er will sie heute morgen noch besuchen.«

»Darüber bin ich aber froh«, bemerkte Dr. Büttner. »Nun muß ich zu Jasmin, sonst schmeißt sie mich auch noch raus. Es ist erstaunlich, wie sehr sie der Verbrennungsschock verändert hat.«

»Ich hoffe, wenn sie sich besser fühlt, daß sie wieder so sein wird wie vorher.«

Bedrückt ging Claus Heller in sein Arbeitszimmer. Hinlegen und zwei Stunden zu schlafen, konnte er vergessen, denn er war von Jasmins Benehmen geschockt. Hatte er sich wirklich eingebildet, sie könnte ihn lieben? »Claus, hast du allen Ernstes

geglaubt, diese schöne junge Frau glücklich machen zu können? Schau dich doch im Spiegel genau an. Du könntest ihr Vater sein.«

Er hatte sich noch nie so elend gefühlt. Reiß dich zusammen! dachte er und ließ sich in seinen Sessel fallen. Am besten wird es sein, wenn ich Erika nicht absage und die drei Wochen mit ihr in Biaritz verbringe... Nein, das geht wirklich nicht, ich muß ja meinen Freund Jürgen Weinert finden, damit er Jasmins rechte Wange wieder ganz in Ordnung bringen kann. Er wußte, Jürgen konnte Wunder vollbringen. Daß Jasmin so böse auf ihn gewesen war, konnte er nicht begreifen. Vielleicht hatte sie darüber nachgedacht, daß er doch zu alt für sie war?

Nun wählte er gleich Erikas Nummer, denn er wußte, daß sie immer erst um zehn Uhr ihren Dienst in der Klinik antrat. Sie meldete sich mit ungewöhnlich leiser Stimme.

»Bist du krank, Erika?« fragte Claus Heller deshalb.

»Ja, ich habe mich erkältet, aber bis wir abfliegen, bin ich wieder ganz fit. Ich freue mich schon ganz toll auf Biaritz – und besonders, daß wir einmal drei Wochen zusammensein können.«

»Es tut mir leid, Erika, aber ich kann leider nicht mit, der Professor hatte einen Herzanfall, und du weißt, ich bin sein Stellvertreter.«

»Habe ich richtig gehört, du willst dich drücken?«

»Erika, du siehst das falsch, ich kann wirklich nicht weg...«

»Ich glaube dir kein Wort, Claus. Du hast eine andere gefunden, deshalb willst du mich nicht sehen.«

»Rede keinen Unsinn! Komm nach Nürnberg und überzeuge dich, wie viele Schwerkranke zur Zeit in unserer Klinik liegen.« Als sie darauf nicht antwortete, dachte er schon, sie hätte den Hörer aufgelegt.

Doch er hörte kein Freizeichen, deshalb fragte er: »Kannst du niemand von deinen Bekannten oder Freundinnen mitnehmen? Ich schenke Ihnen das Ticket und den Aufenthalt.«

»Das ist sehr großzügig von dir, Claus. – Telefonierst du gleich mit deinem Reisebüro, daß ich sie anrufe, wenn ich die passende Begleitung gefunden habe?«

»Natürlich mache ich das.«

»Ich komme dann nach Nürnberg, in dieser Woche noch, dann kann ich die Tickets selber abholen. Weißt du, ich möchte dich einmal wiedersehen. Ich weiß gar nicht mehr, wie du aussiehst.«

Spöttisch entgegnete er: »Das ist ja gut – ich nehme an, daß du mehrere Freunde hast, da wird schon einer bei sein, den du mitnehmen kannst.«

»Jetzt bist du böse auf mich, Claus? Das mit dem Aussehem war doch nur ein Scherz. Du weißt doch, dein Foto steht auf meinem Nachttisch.«

»Genieß erst mal den Urlaub. Nach Nürnberg brauchst du nicht zu kommen, ich lasse dir alles zuschicken. Denn ich sagte dir schon, daß ich mehr in der Klinik bin als daheim.«

»Ist gut, Claus. Ich weiß, Arztsein ist kein Beruf, er ist Besessenheit, und bei dir erst recht. Ich bin anders, ich genieße mein Leben, aber es kann mir keiner sagen, daß ich meinen Beruf als Ärztin nicht ernst nehme.«

»Erika, ich muß jetzt Schluß machen, ich habe noch viel zu tun. Aber ich rufe sofort das Reisebüro an.« Ohne ihre Reaktion abzuwarten, legte er den Hörer auf.

Er fragte sich: Warum merke ich erst jetzt, daß diese Frau mich nervt? Das wären ja schreckliche Urlaubswochen geworden. Wie stelle ich es nur an, daß sie nicht mehr nach Nürnberg kommt? Könnte ich ihr sagen, ich habe mich verlobt? In Gedanken war er es schon mit Jasmin.

*

Wie immer an einem Montag wurden mehr Patienten eingeliefert als an anderen Wochentagen.

Dr. Heller hatte genau eine Stunde geschlafen, dann wurde er vom Assistenzarzt Peter Hahn geweckt.

»Wir brauchen Sie dringend, Herr Oberarzt. Ein Patient wurde mit einem Blinddarmdurchbruch eingeliefert. Hoffentlich kann er gerettet werden.«

»Ich bin in fünf Minuten im Operationsraum. Bereiten Sie alles vor, und unterrichten Sie die OP-Schwester Tatjana.«

»Habe ich schon gemacht, auch die Blutgruppe des Patienten ist schon ermittelt worden.«

»Das ist gut. Wollen Sie mir assistieren, Herr Kollege?«

»Ja, Herr Oberarzt.«

»Lassen Sie doch den Oberarzt weg, ich bin nur Dr. Heller. Ist der Kollege Zeitler im Haus?« wollte er wissen.

Dr. Hahn nickte.

»Er soll mit dabeisein, auch Schwester Sabine.«

»Sabine hat heute ihren freien Tag. Vielleicht Schwester Maria?«

»Ja, sie ist stark und fällt nicht gleich um, wenn ein bißchen Blut fließt.« Beide lächelten sich an.

Heller wollte wissen: »Ist Dr. Büttner noch bei Jasmin?«

»Ja, auch Maria war bei ihm, doch Dr. Büttner meinte, sie könnte selbstverständlich ihre täglichen Pflichten erledigen. Er würde mit Jasmin schon klarkommen.«

»Sie arrangieren alles, Herr Kollege, ich bin in fünf Minuten im OP, wie ich schon sagte.«

Mit einem zufriedenen Lächeln verließ Dr. Hahn das Zimmer des Oberarztes. Er war stolz, daß er bei dieser Operation hinzugezogen wurde. Es war eine Auszeichnung.

Schon nach ein paar Minuten war Claus Heller im Vorraum des OP und schrubbte sich die Hände. Dr. Hahn war bereits fertig, und die Lernschwestern Gerda und Anja – beide erst zwanzig – halfen den Ärzten, die Gummihandschuhe überzuziehen und die hellgrünen Kittel zu schließen.

Kappe und Mundschutz legten sich die beiden selbst an, dann betraten sie den Operationsraum.

Der 25jährige Erich Wagner lag schon in tiefer Narkose. Der Neurologe, Dr. Christian Zeitler, hatte alles schon vorbereitet.

Die OP-Lampe warf ihr grelles Licht auf den Leib des Patienten, der mit sterilen Tüchern abgedeckt war. Nur das Operationsfeld war frei.

Das Ärzteteam, drei Ärzte und zwei Schwestern, arbeiteten schweigsam. Nur kurze Befehle klangen auf.

»Skalpell« – »Klemme!« – »Tupfer!«

So ging es eine halbe Stunde. Eile war geboten.

Dr. Claus Heller kämpfte um das Leben des jungen Mannes. Der Blinddarmdurchbruch hatte das Sekret im Bauchraum ausgebreitet, und es war mühselig, nachdem der Blinddarm entfernt war, mit Tupfern dieses restlos aufzusaugen.

»Der Puls wird schwächer«, meldete Dr. Hahn.

»Dann tun Sie was!« zischelte Heller.

Schwester Maria, die neben dem Oberarzt stand, tupfte ihm von Zeit zu Zeit den perlenden Schweiß von der Stirn. Er bemerkte es gar nicht, so konzentriert arbeitete er.

Die Operation dauerte über eine Stunde. Hahn wunderte sich, daß Dr. Heller keine Müdigkeit spürte, obwohl er doch die ganze Nacht bei der Tochter des Professors gewesen war.

»Ist der Puls wieder in Ordnung?« wollte Heller wissen, dabei sah er kurz Hahn in die Augen. Dieser nickte, und der Operateur begann den Leib wieder zu schließen.

»Er ist noch jung und ich bin sicher, dieser Mann wird es schaffen, am Leben zu bleiben, obwohl er schon am Samstag hätte kommen müssen.«

»Sie haben recht, Dr. Heller. Dieser Mann muß ja entsetzliche Schmerzen ausgehalten haben«, sagte Hahn. Und noch mehr bewunderte er den Oberarzt, der ihm ein Vorbild sein würde.

Claus Heller bedankte sich bei der OP-Schwester Tatjana Müller, weil sie ihm immer hervorragend zur Hand gegangen war.

Während er sich im Waschraum der OP-Kleidung entledigte und wieder die Hände schrubbte, wurde der Operierte von den Pflegern Martin und Alfred in den Intensivraum gefahren, an den Tropf gehängt, und Dr. Hahn blieb bei ihm, bis er aufwachte.

Im Geist ging der junge Arzt noch mal die ganze Operation durch. Er war wißbegierig und wußte, daß er sehr viel von Dr. Heller lernen konnte.

*

Nach dieser komplizierten Operation fühlte sich Claus Heller schon sehr müde. Ist ja auch kein Wunder, dachte er, die ganze Nacht bei Jasmin gewacht, nur eine Stunde Schlaf und dann dieser Durchbruch. Er fragte sich: Soll ich erst was in der Kantine essen? Hunger hatte er schon, aber war schlafen nicht wichtiger? Claus entschied sich für letzteres.

Er zog nur die Schuhe aus und legte sich auf die bequeme Liege. Eine Decke brauchte er nicht, es war ja ein schöner Sommertag. Er schlief sofort ein…

Wie lange er geschlafen hatte, wußte er nicht. Als sein Telefon klingelte, war er mit einem Satz am Schreibtisch.

Er meldete sich nicht mit Namen, sondern fragte nur: »Was ist?«

Dr. Büttner war am Apparat. Er bat ihn, in Jasmins Zimmer zu kommen.

»Was ist mit ihr?« fragte Claus Heller, und sein Herz begann schneller zu pochen.

»Ich war nur einen Moment aus dem Intensivraum, und als ich

zurückkam, hatte sie den Tropf aus dem Arm gerissen und stand neben dem Bett. Sie taumelte bedenklich. Ich konnte sie noch auffangen, sonst wäre sie auf dem Boden gelandet.«

»O nein! Ich komme sofort und werde ihr sagen...«

Dr. Büttner unterbrach ihn. »Sie müssen ganz sanft mit ihr umgehen, sie ist mit den Nerven fertig. Eine Lernschwester hat ihr gesagt, daß David Baron auch in der Klinik mit einer schweren Lungenentzündung liegt.«

»Welche Schwester war das?«

»Das ist jetzt unwichtig. Bitte kommen Sie sofort! Sie wissen, nur Sie können Jasmin wieder beruhigen.«

Eine kurze Gesichtswäsche mußte genügen. Er zog einen frischen weißen Kittel an. Während er die Treppe nach oben eilte, dachte er: Was ist das heute nur für ein Tag? Erst warf mich Jasmin aus dem Intensivraum, dann der Blinddarmdurchbruch, und David liegt mit einer Lungenentzündung auch in unserer Klinik?

Vor der Tür zu Jasmins Zimmer wartete der Kollege Büttner schon auf ihn. »Ist sie jetzt allein?« fragte Dr. Heller.

»Nein. Ich habe die Oberschwester gebeten, Jasmin zu beruhigen. Sie wissen ja, beide mögen sich sehr.«

»Ein Glück, daß Lisa noch im Haus ist. Wo nimmt sie nur die Kraft her? Sie war die ganze Nacht bei dem Professor.« Claus Heller wollte noch wissen: »Hat Jasmin einen neuen Tropf anbringen lassen?«

»Ja, bei Lisa ist sie wie ein Lamm. Und nun bin ich neugierig, wie sie reagiert, wenn Sie zu ihr kommen.«

»Ehrlich, ich habe keine Lust, mich von ihr beschimpfen zu lassen...« Tief atmete er durch, bevor er die Tür aufmachte. Jasmin schien zu schlafen, denn Lisa wandte sich ihm zu und legte einen Finger auf den Mund.

Er wollte deshalb wieder gehen, doch die Oberschwester bat ihn zu bleiben. Als sie auf ihn zukam, erschrak er, denn sie sah müde und erschöpft aus. Sie war erst sechsunddreißig, und alle hatten sie auf höchstens dreißig geschätzt. Ihre Augenlider waren rot und vom Weinen geschwollen. In ihrem schwarzen Haar entdeckte er zum erstenmal ein paar graue Strähnen.

Claus Heller wußte, sie litt doppelt. Die ganze Nacht betreute sie den Professor, den sie liebte und der es gar nicht bemerkte. Und daß sie Jasmin in ihr Herz geschlossen hatte, wußten auch alle in der Klinik.

»Herr Doktor«, sagte sie nun leise, »bleiben Sie bitte jetzt bei Jasmin. Dr. Büttner hat sie angeschrien, weil sie nicht nur den Tropf weggerissen, sondern auch aufgestanden ist.« Flehentlich sah sie ihn dabei an, und nur mit Mühe konnte sie die Tränen zurückhalten.

»Zu mir war sie heute auch sehr...«, er wollte sagen: »unverschämt«, das unterdrückte er und sagte dafür »garstig.«

»Jasmin hat gedacht, sie schafft es, sie wollte David besuchen.«

»Sie hätte gar nicht zu ihm gedurft, denn er liegt noch unter dem Sauerstoffzelt. Aber ich glaube, daß er die Krise überwindet, bei uns wird doch alles für ihn getan.«

Obwohl beide sehr leise gespro-

chen hatten, war Jasmin wach geworden.

»Was machst du denn hier, Claus?« fragte sie. »Ich dachte, du wärst zu Hause und schläfst...«

Und Claus Heller fragte sich: Hat sie vergessen, wie unfreundlich sie heute morgen zu mir gewesen ist? Am liebsten hätte er jetzt geantwortet: So kannst du mit mir nicht umspringen, einmal wegjagen, dann wieder liebevoll sein...

Lisa spürte, daß zwischen diesen beiden Menschen mehr war als nur Freundschaft. Sie sagte deshalb: »Ich gehe für eine halbe Stunde in die Kantine, denn ich habe plötzlich einen Riesenhunger.«

»Ich wünschte, ich könnte mit«, bemerkte Jasmin seufzend. »Bitte, Lisa, komm dann wieder zu mir.«

»Mal sehen, versprechen kann ich es nicht.«

Erst als sie die Tür von außen geschlossen hatte, trat Claus an Jasmins Bett. »Weißt du, ich mache mir große Sorgen um dich.«

»Weil ich David besuchen wollte?«

»Nein, weil du so unvernünftig warst, den Tropf abzureißen und auch noch aufzustehen versuchtest.«

»Bitte, schimpf jetzt nicht mit mir. Wahrscheinlich ist die schmerzstillende Spritze schuld gewesen, daß ich mich so wohl gefühlt hatte.«

»Wer hat dir diese Injektionen gegeben, Dr. Büttner?«

»Ich weiß es nicht mehr. Mein Gehirn muß auch gelitten haben.«

»Erinnerst du dich, daß du mich heute morgen aus dem Zimmer gewiesen hast?«

Erstaunt sah sie ihn an. »I c h, d i c h ? Den Mann, den ich so liebe?«

»Glaubst du, ich erzähle dir Märchen?« Kopfschüttelnd sah er sie dabei an.

»Ich habe Angst, Claus, schreckliche Angst. Kann es sein, daß mich die schmerzende Stichflamme verrückt gemacht hat?«

»Das glaube ich nicht, aber wenn noch mehr solche Bewußtseinsstörungen auftreten, muß unser Neurologe Zeitler sobald wie möglich ein EEG (Gehirnstrommessungen) machen.«

»Nein, Claus, bitte nicht!« warf sie schnell ein.

»Ich werde zukünftig immer erst überlegen, bevor ich was sagen will. Aber ich wundere mich, daß ich mich nicht erinnere, so häßlich zu dir gewesen zu sein.«

»Vergessen wir das, Jasmin. Ich frage mich jedoch, ob die schmerzstillenden Spritzen dich so aggressiv machen.«

»Dann will ich keine mehr, lieber halte ich die Schmerzen aus.«

»Das kannst du nicht, Jasmin, denn die ersten Tage nach der Verbrennung sind die schlimmsten.«

Ganz leise fragte sie: »Hast du mich noch lieb, Claus?«

»Aber ja. Habe ich dir heute nacht nicht gesagt, daß ich dich liebe und mir wünsche, daß du meine Frau wirst?«

»Ja. Aber ich dachte später, als ich wach wurde, ich hätte das nur geträumt.«

»Dann frage ich dich jetzt noch mal: Willst du, liebe Jasmin, meine Frau werden?«

»Ja, ja, aber erst, wenn ich wieder gesund bin und normal aussehe. Weißt du in etwa, wann das sein wird?«

»Das läßt sich jetzt noch nicht sagen. Es kommt darauf an, wie tief die Brandwunde ist.«

»Bitte, Claus, sei ehrlich! Werde ich ein Narbengesicht behalten?«

»Nein, sicher nicht. Wir werden alles Menschenmögliche tun, und du wirst zufrieden sein – auch ich, denn wir werden auf jeden Fall im Frühjahr heiraten.«

»Ich weiß nicht, Claus...«

»Du hast mir dein Ja-Wort gegeben, Jasmin, nun steh auch dazu«, erinnerte er sie.

»Weißt du, Claus, warum ich Medizin studiert habe?«

»Ich nehme an, daß du mit deinem Vater zusammenarbeiten willst.«

»Nein, mit dir wollte ich es. Aber als deine Frau muß ich ja keine Ärztin sein.«

»Das mußt du wirklich nicht, Liebling.« Dann wollte er wissen: »Hast du beim Sprechen keine Schmerzen?«

»Nein. Ich denke, die Spritzen, die in den Tropf gegeben werden, betäuben sie.«

»Du hast sicher recht, aber ich werde aufatmen, wenn du richtige Nahrung zu dir nehmen kannst. Ein paar Schmerztabletten wären bestimmt besser.«

»Wie lange muß ich denn in diesem Intensivraum liegen! Vielleicht noch bis morgen mittag?«

»Ich weiß, die Geräte hier sind deprimierend. Wir können dich erst in ein Krankenzimmer verlegen, wenn du keine ständige Bewachung brauchst.«

»Ja, ich bin an allem selbst schuld. Aber woher hat David die Lungenentzündung?«

»Emma war gestern abend noch hier. Du hast geschlafen, und wir wollten dich nicht wecken. Sie sagte mir, daß David mit dem Gärtner zusammen alles wieder an Ort und Stelle geräumt hat. Bestimmt hat er sich dabei übernommen, denn so schwere große Tische hatte er sicher noch nicht gehoben.«

»Wie ich ihn kenne, ist er auch im offenen Auto heimgefahren. Er sagte immer: Mich kann nichts umwerfen, weil ich viel Sport treibe und abgehärtet bin.«

»Da siehst du ja, wie sehr man sich irren kann. Nun rate ich dir, wieder ein wenig zu schlafen. Du weißt ja, Schlaf ist die beste Medizin. Ich warne dich! Steh nicht wieder auf, es könnte dein Tod sein. Ich werde dir eine Schwester schicken, die auf dich aufpaßt.«

»Ich werde ganz ruhig und still liegenbleiben, das verspreche ich dir, Claus.«

Er lächelte und küßte sie zärtlich auf die Nasenspitze. An der Tür drehte er sich kurz um und sagte ernst: »Daß mir keine Klagen mehr kommen!«

Bevor er in die Kantine ging, die im 4. Stock war, sah er ins Schwesternzimmer, wo ihn Maria Peters gleich fragte: »Herr Doktor, wie geht es Jasmin? Soll ich nicht wieder zu ihr?« Als er nickte, bot sie ihm Kaffee an, den sie gerade frisch gebrüht hatte.

»Danke für das Angebot, doch ich will erst in die Kantine, vielleicht bekomme ich noch ein kleines Mittagessen.«

»Da bin ich ganz sicher, denn unsere Köchin, Frau Groß, hat immer ein paar Leckerbissen für Nachzügler.«

Schwester Maria wollte den Kaffee in die Thermoskanne füllen, um gleich zu Jasmin zu gehen, doch Dr. Heller meinte: »Trinken Sie erst ruhig Ihren Kaffee. Jasmin wird keine Dummheiten mehr machen.«

Nachdem Claus Heller wenig, aber gut gegessen hatte, ging er in den Intensivraum, wo David Baron noch unter dem Sauerstoffzelt lag. Dr. Hahn hatte ihm noch ein Breitbandbiotikum gespritzt und beobachtete nun die Herz- und Lungenmaschine.

»Ist das Fieber schon ein wenig gesunken?« wollte der Oberarzt wissen.

»Nur ganz wenig. Er hat immer noch 40 Grad. Und sehen Sie, sein Herzschlag ist unregelmäßig und der Atem keuchend.«

»Er wird es schaffen, er muß es schaffen. Professor Bühler und seine Tochter würden ihres Lebens nicht mehr froh werden, denn indirekt wären sie schuld, weil er bis in die Nacht noch mit dem Gärtner alles wieder an Ort und Stelle gebracht hat. Dabei hat er seine Kräfte überschätzt.«

»Und wie geht es der Tochter des Professors?« fragte Dr. Hahn.

»Das Schlimme kommt erst, wenn Jasmin ihre Narben sieht«, antwortete Heller. »Aber ich hoffe, wir finden einen Chirurgen, der ihr Gesicht wieder in Ordnung bringt.«

»Darf ich Ihnen sagen, Herr Kollege, daß Sie heute auch sehr müde aussehen. Bestimmt haben Sie keine drei Stunden geschlafen.«

»Ja, ich weiß. Aber heute nacht werde ich in mein Bett fallen, das Telefon und den Piepser ausschalten, sonst kippe ich morgen um, wenn wieder ein Notfall auf uns zukommt.«

»Aber unser Beruf ist doch wunderbar, wenn man Menschen helfen und retten kann«, sagte Hahn und lächelte sein Vorbild an.

»Ich finde es schön, daß Sie so denken, ich tue es ja auch, doch die Jahre vergehen so schnell, und selber geht man am Leben vorbei.«

Dr. Hahn blickte ihm nach, als er den Intensivraum verließ. Der junge Arzt wünschte sich nichts sehnlicher, als so ein guter Arzt und Chirurg zu werden wie Dr. Heller.

*

Der Oberarzt ging in sein Arbeitszimmer, setzte sich an den Schreibtisch und wollte das Reisebüro anrufen, um seinen Flug nach Biaritz abzusagen. Er hielt schon den Hörer in der Hand, als er ein leises Klopfen an der Tür hörte. Auf sein »Herein!« öffnete Maria Peters. Sie hatte auf einem Tablett ein Kännchen Kaffee mit allem Zubehör und ein Stück Apfelkuchen.

»Schwester Maria, Sie sind ein Goldstück. Genau das brauche ich jetzt, um noch ein paar Stunden durchzuhalten. Herzlichen Dank!«

Die siebenundzwanzigjährige Maria Peters strahlte, denn vom Oberarzt ein Lob zu bekommen, war schon eine Auszeichnung.

Claus Heller fiel zum erstenmal auf, wie schön diese Frau war. Ihr hellblondes Haar war leicht gelockt und wurde im Nacken mit einer dezenten Schließe zusammengehalten. Ihre blauen Augen in dem gutgeschnittenen Gesicht waren von dunklen Wimpern umrahmt.

Maria spürte genau, daß Dr. Heller sie heute anders ansah als sonst. Doch dieser charmante Arzt konnte ihr nicht gefährlich werden, denn sie hatte einen festen Freund. Außerdem wußte nun jeder in der Klinik, daß er in die Tochter des Chefs verliebt war. Die ganze Nacht hatte er bei ihr gewacht. Maria sagte: »Ich hole das Tablett später ab, Sie müssen sich nicht beeilen.«

»Nochmals vielen Dank, Schwester Maria.«

»Hoffentlich schmeckt Ihnen der Kuchen, ich habe ihn selber gebacken.«

»Da bin ich ganz sicher, der Duft allein ist schon verlockend.«

Mit einem kleinen Lächeln schloß Maria von außen die Tür. Alle mochten den sympathischen Oberarzt Claus Heller. Sie wußten aber auch, daß er eine Freundin in München hatte, denn ab und zu kam sie nach Nürnberg, blieb ein, zwei Tage. Und beide wollten nun ihren Urlaub in Biaritz verbringen.

Daß er in diesem Moment das Reisebüro anrief und um die Stornierung seines Fluges bat, wußte außer der Oberschwester Lisa und Jasmin nur noch der Professor.

*

Claus Heller hatte gehofft, daß die nächsten Stunden nicht so turbulent verlaufen würden wie am Vormittag. Doch nur fünfzig Minuten blieben ihm Zeit, Krankenmappen zu vervollständigen, dann mußte er mit dem Kollegen Büttner und der Oberschwester Lisa die Nachmittagsvisite machen, denn am Vormittag war sie ausgefallen.

Als sie an die Tür des Krankenzimmers, in dem der Professor lag, klopften, machte er selber auf und bat die Herren herein. Als er aber sah, daß die Oberschwester Lisa auch dabei war, sagte er galant: »Dieser Frau habe ich zu verdanken, daß ich schon wieder gut beisammen bin.«

»Es ist doch nicht zu glauben, Chef, daß Sie ohne meine Erlaubnis das Bett verlassen und sich sogar noch anziehen«, bemerkte Heller sehr vorwurfsvoll.

»Ich hoffe doch sehr, ihr werdet verstehen, daß ich meine Jasmin sehen muß. Und erst wenn ich überzeugt bin, daß alles für sie getan wird, lege ich mich noch einen Tag ins Bett.« Als der Oberarzt ihn ungläubig ansah, fügte er hinzu: »Also gut, lassen Sie nach meinem Besuch bei Jasmin noch mal ein EKG machen, und wenn es dann sein muß, bleibe ich so lange im Bett, bis Sie mich rausschmeißen.«

»Chef, Sie sind manchmal unmöglich, aber Sie müssen wissen, was Sie tun.«

»Oberschwester, begleiten Sie mich? Ich brauche vielleicht einen Schutzengel.«

»Gut, setzen Sie sich noch etwa zehn Minuten in den Sessel, ich komme Sie dann holen, wenn wir die Visite beendet haben.«

Als die beiden Ärzte und Lisa auf dem Flur waren, sagte sie: »Wie der Vater, so die Tochter... ungeduldig und unvernünftig.«

»Man muß die Menschen nehmen, wie sie sind, und nicht wie sie sein sollen«, belehrte Dr. Büttner sie mit einem Lächeln.

Sie setzten die Visite fort, und als

sie das letzte Zimmer verlassen hatten, wurde durch Notruf ein Krankenwagen angefordert. Auf der Autobahn von München – genau bei der Ausfahrt nach Nürnberg – wollte ein PKW-Fahrer einen Lastzug überholen.

Der fünfunddreißigjährige Ludwig Storm war schon seit Stunden unterwegs gewesen. Er kam von Innsbruck, wo er geschäftlich zu tun hatte. Seine Frau Sabine hatte ihn angerufen und ihn gebeten, sofort heimzufahren, weil bei ihnen eingebrochen worden war.

Der LKW-Fahrer hatte keine Schuld, das bestätigte sogar Ludwig Storm den Polizisten, die in wenigen Minuten am Unfallort alles aufnahmen. Doch als der Krankenwagen ankam, war der junge Mann bewußtlos. In der Martha-Klinik stellte der Neurologe Dr. Zeitler fest, daß der Verunglückte eine Platzwunde am Kopf hatte. Wie üblich wurde erst die Blutgruppe festgestellt, und die Computertomographie zeigte einen Schädelbruch unter der Platzwunde und Knochensplitter im Gehirn.

Zeitler wußte, daß diese Operation keinen Aufschub duldete, deshalb ließ er sofort den OP-Raum herrichten, und er fragte Oberarzt Dr. Heller, ob er ihm assistieren würde.

Der erklärte sich spontan einverstanden obwohl er liebendgern heimgefahren wäre, weil er sehr müde war. Er ließ sich das aber nicht anmerken. Ein Mensch brauchte Hilfe, also war er dabei. Nachdem er wieder minutenlang die Hände geschrubbt hatte und in die OP-Kleidung schlüpfte, fragte er sich: Warum fahren die jungen Leute so verrückt?

Daß der Verunglückte unkonzentriert gefahren war, rührte von der Übermüdung her, und er hatte den bekannten Sekundenschlaf. Worüber sich jeder Autofahrer im klaren sein sollte: Wenn er auch nur ein paar Sekunden einnickt und dann wieder die Augen aufmacht, dauert es manchmal bis zu einer Minute, bevor er sich wieder völlig im Griff hat. Pech hatte Ludwig Storm, daß er auf den LKW-Anhänger geprallt war.

Dr. Mannert hatte die Unterlagen des Verunglückten aus dessen Brieftasche genommen und gleich eine Krankenmappe angelegt. Aus den Papieren war ersichtlich, daß Storm verheiratet war und gar nicht so weit entfernt wohnte. Er fand auch die Telefonnummer – und er mußte, obwohl es ihm immer schwerfiel, die Angehörigen verständigen.

Tief atmete er erst durch, bevor er die Zahlen drückte. Er hatte gehofft, daß sich Frau Storm meldete, doch eine aufgeregte Stimme sprudelte gleich los: »Sag mal, was ist eigentlich mit dir los, Ludwig? Ich bin ganz verzweifelt, du läßt mich mit dieser Situation allein...«

Hier unterbrach Dr. Mannert den Redeschwall der Frau. »Bitte, bleiben Sie ganz ruhig! Ich bin Dr. Mannert und rufe aus der Martha-Klinik an.«

»Ist mein Mann verunglückt?« Die Stimme der Frau klang ganz schrill.

»Ja. Er wurde vor einer Viertelstunde hier eingeliefert.«

Von Schluchzen unterbrochen kam Frau Storms Stimme durchs Telefon: »Ist er schwer verletzt?«

»Wir haben noch nicht feststellen können, was...«

»Er wird doch nicht – nicht sterben?«

»Wir lassen nichts unversucht, ihn wieder gesund zu machen. Aber es wäre gut, wenn Sie herkommen würden.«

»Ich kann hier nicht weg, bei uns ist die Nacht eingebrochen worden. Die Polizei war schon hier und hat alles aufgenommen...« Nun weinte sie sogar, und kaum verständlich sagte sie dann: »Die Haustür und auch die Tür zum Garten sind total kaputt. Jeder kann in unser Haus...«

»Haben Sie schon jemanden beauftragt, beide wieder zu reparieren oder...«

»Ja, aber erst morgen früh können neue geliefert werden.«

»Das tut mir leid, aber Sie müssen nun entscheiden, was für Sie wichtiger ist, Ihr Mann oder Ihr Haus.«

»Ist mein Mann bei Bewußtsein?« kam die Stimme nun klar.

»Nein, leider nicht. Er hat eine Kopfverletzung.«

»Aber Sie können mir versprechen, daß er wieder gesund wird?«

»Versprechen? Wir können nur hoffen, und wir tun alles, um jeden Patienten wieder gesund entlassen zu können.«

Frau Storms Stimme klang nun ruhiger. »Ich will sehen, vielleicht kann ich einen Sicherheitsdienst beauftragen, das Haus zu bewachen, damit ich in die Klinik kann.«

Dr. Mannert gab ihr den Rat: »Vielleicht können Sie die Leute auch nachtsüber verpflichten, die Türen zu überwachen.«

»Danke für den guten Rat. Ich bin schon ganz durcheinander. Warum nur kommt immer alles auf einmal?«

»Versuchen Sie optimistisch zu denken, Frau Storm, das ist immer besser, als sich unnötig verrückt zu machen.«

»Sie haben recht, Herr Doktor. Darf ich mich bei Ihnen melden, wenn ich in der Klinik bin?«

»Ich werde Ihnen noch nichts Näheres sagen können. Erst wenn die Operation vorbei ist und Ihr Mann in der Intensivstation liegt, werden wir Ihnen sagen, um welche Verletzungen es sich handelt.«

»Ich kann aber schon in die Klinik kommen?«

»Ja, wenn Ihr Haus gesichert ist. Lassen Sie sich dann von der Schwester beim Empfang das Wartezimmer zeigen.«

»Nochmals vielen Dank, Herr Doktor. Vielleicht sehen wir uns später?«

»Ich denke schon. Aber haben Sie bitte Geduld, und bleiben Sie ganz ruhig, denn niemandem ist geholfen, wenn Sie die Nerven verlieren, Frau Storm.«

*

Im Operationssaal waren die Ärzte dabei, dem Verletzten die Knochensplitter aus den Gehirnwindungen zu entfernen. Dr. Zeitler, der Neurologe, arbeitete sehr konzentriert, obwohl er den ganzen Vormittag an seine Frau gedacht hatte, denn in den nächsten Tagen erwartete sie ihr erstes Kind. Die Entbindung würde nicht so einfach sein, denn Angelika war schon 38 und sehr zart. Das erste Vierteljahr hatte sie fast alles erbrochen, doch das ertrug sie tapfer, denn beide freuten sich schon sehr auf das Baby.

Op-Schwester Tatjana bewunderte

Dr. Zeitler, weil er so sicher und ganz konzentriert alle Knochensplitter aus den Gehirnwindungen entfernt hatte.

Das Team atmete auf, doch nun mußte das herausgesägte Knochenteil wieder millimetergenau eingesetzt werden. Es würde sich wieder mit dem Schädelknochen verbinden. Die Kopfhaut wurde sorgsam geschlossen und der Verband angelegt.

Alle Geräte zeigten während der ganzen Operation keine wesentlichen Veränderungen. Herz und Lunge des Verletzten waren in Ordnung.

Nach etwa einer Stunde wurde der Frischoperierte von Alfred Jäger, dem Pfleger, und Schwester Anja Kübler in den Intensivraum auf einem fahrbaren Bett gebracht, nachdem noch ein Tropf mit seinem linken Arm verbunden worden war.

Dr. Zeitler bedankte sich bei seinem Team und ganz besonders bei dem Kollegen Heller. Als sich die beiden im Waschraum wieder die Hände schrubbten, sagte der Oberarzt: »Heute habe ich das Gefühl, als wäre ich schon tage- und nächtelang in der Klinik.«

»Das glaube ich Ihnen gern, Herr Kollege. Sie hätten einen Urlaub dringend nötig.«

»Ich weiß, aber es ist zur Zeit nicht möglich. Der Chef ist noch nicht einsatzbereit, auch Jasmin braucht mich.« Lächelnd fügte er hinzu: »Aber es macht uns doch glücklich, wenn wir den Kranken helfen können.«

»Ja, das ist ein wunderbares Gefühl, das mit nichts zu vergleichen ist«, erwiderte der Kollege Zeitler.

»Wer hat heute Nachtdienst?« wollte er noch wissen.

»Dr. Hahn. Ich finde ihn sehr gut, er ist wißbegierig und sehr gewissenhaft. Ich werde mit dem Professor reden, denn wir könnten noch gut zwei Ärzte brauchen, auch wenn es nicht immer so turbulent zugeht wie heute.«

»Das ist eine sehr gute Idee, Kollege Heller. Wir könnten uns ja schon umschauen, bestimmt finden wir ein oder zwei Assistenzärzte, die zu unserem Team passen.«

»Haben Sie noch Kontakt zu der Erlanger Universitätsklinik?« Als Zeitler nickte, sagte er noch: »Ich bin sicher, daß wir einen oder vielleicht sogar zwei Assistenzärzte finden, die gerne in unserer Klinik arbeiten würden.«

»Ich werde mich darum kümmern, denn unser Privatleben müssen wir auch haben, zumal ich in den nächsten Tagen meine Tochter oder meinen Sohn in den Arm nehmen kann.«

»Ihr habt euer Baby nicht durch Ultraschall gesehen?«

»Nein, wir wollen uns überraschen lassen. Auch Angelika meinte, ganz gleich, was es ist – ob Junge oder Mädchen, Hauptsache, es ist gesund.«

»Das ist die richtige Einstellung. Grüßen Sie Ihre Angelika von mir. Ich schau noch mal nach Jasmin, und dann nichts wie heim ins Bett.«

Dr. Mannert kam ihnen auf dem Flur entgegen. Er sagte zu Zeitler: »Im Warteraum sitzt Frau Storm, sie ist die Frau des Verunglückten, den Sie operiert haben. Sie möchte wissen, wie es ihrem Mann geht, ob er wieder gesund wird.«

»Wir hoffen es, aber wissen noch nicht, ob sein Gehirn jetzt schon wieder intakt ist.«

Dr. Zeitler atmete tief durch, bevor er das Wartezimmer betrat. Frau Storm war eine noch junge, sehr schöne Frau. Sie stand von dem Sessel auf, als der Arzt sich vorstellte und ihr die Hand reichte.

»Darf ich zu meinem Mann, Herr Doktor?« fragte sie gleich.

»Er liegt jetzt im Intensivraum. Ein Kollege von mir ist bei ihm, denn er ist aus der Narkose noch nicht aufgewacht.«

Als sie ihn mit großen angstvollen Augen anschaute, erklärte er ihr die Kopfverletzung und fügte hinzu: »Vorerst können wir noch nicht absehen, wann er wieder ganz klar denken und sprechen kann.«

»So schlimm ist das? Wird er vielleicht gar nicht mehr er selber sein?« fragte sie mit kleiner Stimme.

»An so was dürfen Sie gar nicht denken, Frau Storm«, antwortete Dr. Zeitler. »Wenn Sie mit solch negativen Gedanken an sein Bett kommen, spürt er das unbewußt. Das können Sie mir glauben.«

»Ich reiße mich schon zusammen und versuche positiv zu denken, das verspreche ich Ihnen.« Dann berichtete sie ihm, daß man in der vergangenen Nacht gewaltsam in ihr Haus eingedrungen war – und die Eingangstür, auch die zum Garten, total zerstört wurden.

»Ein Unglück kommt selten allein, Frau Storm. Ist viel gestohlen worden?«

»Ja, mein ganzer Schmuck, Wertpapiere und einige sehr kostbare Bilder.« Leise sagte sie noch: »Meinetwegen hätte das ganze Haus abbrennen können, wenn nur mein Mann nicht verunglückt wäre.«

»Waren Sie denn daheim, als eingebrochen wurde?«

»Nein, ich war bei Freunden und habe auch bei ihnen übernachtet. Mein Mann ist beruflich viel unterwegs, und ich fühle mich nicht wohl, wenn ich allein in dem großen Haus bin.« Daß sie ihn bedrängt hatte, so schnell wie möglich heimzukommen, sagte sie dem Arzt nicht.

Dr. Zeitler fuhr mit ihr im Fahrstuhl nach oben, wo die Intensivräume lagen. Frau Storm mußte Kittel, Mundschutz und Haube anlegen und Papierschutzhüllen über ihre Schuhe streifen, bevor sie die Intensivstation betreten konnte.

Dann stand sie am Bett ihres Mannes. »Ludwig«, flüsterte sie, »kannst du mich hören?«

Natürlich konnte er nicht, denn sein Kopf war durch den Verband und eine Netzhaube, auch unbedingt durch die tiefe Narkose, bewegungsunfähig.

Obwohl Dr. Zeitler Frau Storm gewarnt hatte, nicht emotional zu reagieren, schluchzte sie: »Ludwig, du darfst nicht sterben! Was soll ich nur ohne dich anfangen?«

Der Arzt atmete tief durch, dann sagte er: »Es wird besser sein, wir verlassen jetzt Ihren Mann. Jetzt braucht er viel Ruhe und keine Aufregungen.«

Als sie auf dem Flur waren, schluchzte sie laut: »Ich weiß, Sie haben mich gebeten, ruhig und gelassen zu bleiben, doch ich habe schreckliche Angst, daß er sterben wird.«

»Frau Storm, ich bitte Sie, vorerst Ihren Mann nicht zu besuchen. Jede

Aufregung muß von ihm ferngehalten werden. Das verstehen Sie doch?«

Sie nickte nur und entledigte sich der Schutzkleidung. Im Fahrstuhl sagte er: »Ich rufe Sie an, wenn Ihr Mann ansprechbar ist. Einverstanden?«

»Ja, muß ich wohl...« Sie wollte noch was sagen, doch eine Schwester kam auf Dr. Zeitler zu und berichtete ganz aufgeregt: »Herr Doktor, Ihre Frau hat vor ein paar Minuten angerufen, bei ihr haben schon die Wehen eingesetzt. Sie möchte, daß Sie kommen und sie abholen.«

Ausgerechnet heute, dachte er, doch die Freude, bald sein Kind in dem Arm zu halten, überwog die Müdigkeit. »Ich fahre gleich los. Rufen Sie bitte meine Frau an, damit sie sich fertigmacht und ich sie sofort mitnehmen kann.«

»Sofort, Herr Doktor«, erwiderte Maria, die schnell wieder in die Telefonzentrale lief, um Frau Zeitler die Worte ihres Mannes auszurichten.

Frau Storm war gegangen. Sie haderte mit dem Schicksal, denn mehrere Ärzte hatten schon vor Jahren bei ihr festgestellt, daß sie niemals Kinder bekommen konnte. Ihr Mann hatte sie getröstet und damals gesagt, daß er sie immer lieben würde. Und nun lag er schwerverletzt in dieser Klinik. Die Tränen liefen ihr wieder über die Wangen. Beinahe wäre sie die Stufen hinuntergefallen, wenn nicht eine Schwester, die in die Klinik wollte, sie festgehalten hätte.

Diese Nacht wollte sie wieder bei ihren Freunden verbringen, und sie wußte, bei ihnen durfte sie nicht jammern. Morgen würden wieder die beiden Türen in Ordnung sein, dann konnte sie weinen soviel sie wollte.

*

Claus Heller klopfte nur kurz an Jasmins Zimmertür und ging gleich hinein. Sie schlief offenbar. Oder hatte sie nur die Augen geschlossen und sich schlafend gestellt? »Hallo, Liebes! Ich möchte dir nur eine gute Nacht wünschen, denn ich falle schon bald um vor Müdigkeit.«

Als sie nicht reagierte, trat er an ihr Bett und sah, daß sie fest schlief. Warum läßt man Jasmin allein? fragte er sich und überlegte, ob er sie wecken sollte.

Er tat es nicht, denn jeder Schlaf war besser als eine Schmerztablette. »Schlaf dich gesund, mein Herz«, flüsterte er. »Ich schicke dir gleich Nachtschwester Anna.«

Obwohl er ganz leise gesprochen hatte, öffnete Jasmin ihre Augen. Seine Stimme war in ihr Unterbewußtsein gedrungen.

»Nun habe ich dich aufgeweckt, das tut mir leid.«

»Den ganzen Nachmittag habe ich auf dich gewartet, Claus.«

»Ich wäre zu gern bei dir geblieben, doch wir hatten alle Hände voll zu tun.«

»Man merkt's, du siehst erschöpft aus.«

»Das gibt sich wieder bis morgen. Ich muß nur mal eine Nacht durchschlafen.«

»Um mich brauchst du dir keine Gedanken zu machen. Oberschwester Lisa hat mir eine Klingel in die linke Hand gegeben. Ich kann sie jederzeit rufen. Und wenn sie nicht da ist, kommt die Nachtschwester.«

»Du solltest nicht so viel sprechen, Jasmin. Bestimmt schmerzt deine rechte Wange.«

»Nur ein bißchen, aber ich bin glücklich, wenn du bei mir bist.«

»Ich weiß, daß die ersten Tage die schlimmsten sind, doch zu viele schmerzstillende Spritzen sind auch nicht das Ideale.«

»Weißt du, Claus, was mich bedrückt?«

»Ich kann es mir schon denken, Jasmin«, erwiderte er. »Du glaubst, daß die Narben bleiben. Aber ich...« Claus sprach nicht weiter, denn er mußte ja erst seinen Freund Dr. Weinert ausfindig machen, bevor er ihr versprechen konnte, daß sie wieder eine glatte Gesichtshaut haben würde.

»Ich weiß, was du mir sagen willst, aber jetzt schon darüber zu sprechen ist noch zu früh.«

»Du hast recht, Jasmin, warten wir doch ab, wie groß der Schaden ist, wenn die Wunden vernarbt sind.« Er gab ihr ein Küßchen auf die Nasenspitze und sagte liebevoll: »Schlaf gut! Morgen früh bin ich wieder bei dir.«

»Ich bin so froh, daß es dich gibt, Claus«, murmelte sie und schaute ihn ganz verliebt an.

An der Tür drehte er sich kurz um und warf ihr eine Kußhand zu. Und jetzt nach Hause und ins Bett, waren seine Gedanken. In seinem Zimmer zog er sich den weißen Kittel aus und schlüpfte in sein Sakko.

An der Aufnahme sagte Claus zu der diensthabenden Schwester Sabine: »Ich bin so müde, daß ich nicht mit meinem Auto heimfahren kann. Bitte, seien Sie so nett und bestellen mir ein Taxi.« Während Sabine die Nummer der Taxizentrale wählte, ging er schon zum Ausgang, wo sich die große Glastür automatisch öffnete. Obwohl nur ein paar Stufen waren, die zum Kiesweg und zum Parkplatz führten, hielt Claus sich am Geländer fest. Er konnte sich nicht erinnern, jemals so erschöpft gewesen zu sein. Ich darf doch jetzt nicht krank werden, Jasmin braucht mich doch, dachte er.

Hatte er schon Halluzinationen? Er sah Dr. Zeitler mit dessen Frau auf sich zukommen. Soviel er wußte, war es noch nicht soweit, daß ihr Baby kam.

Als die beiden näher kamen, bemerkte er, daß Frau Zeitler ein schmerzverzerrtes Gesicht hatte. Und ihr Mann fragte: »Sie gehen schon heim, Herr Kollege?«

»Ja, ich bin sehr müde. Habe mir gerade ein Taxi bestellen lassen.«

Während Dr. Zeitler zu Claus Heller sagte: »Sie sehen wirklich ganz erschöpft aus, hoffentlich werden Sie nicht krank«, unterbrach ihn seine Frau Angelika:

»Christian, bitte, laß uns gehen, ich halte es vor Schmerzen nicht mehr aus.«

»Entschuldige, Liebes! Nur noch ein paar Minuten, dann kannst du dich entspannen, und bald werden wir unser Kind in den Armen halten können.«

Als sie die wenigen Stufen nach oben gegangen waren, blieb die Schwangere stehen. Sie stöhnte: »Ich kann nicht mehr.«

Wie auf ein Stichwort öffnete sich die Glastür, und Pfleger Martin Heuser schob einen Rollstuhl neben die schmerzgepeinigte Frau. Die sagte leise: »Sie schickt der Himmel.«

Erleichtert atmete sie auf, denn der ganz große Schmerz hatte ein bißchen nachgelassen, als sie in dem bequemen Stuhl saß. »Ist es weit bis zum Kreißsaal?« fragte sie mit vibrierender Stimme.

»Nein, wir fahren mit dem Lift in den 3.Stock. Unsere Hebamme, Frau Mader, ist schon verständigt.« Zärtlich drückte Dr. Zeitler die Hand seiner Frau, als er ihr zuflüsterte: »Hab keine Angst, Liebling, bald hast du es geschafft.«

Sie wollte etwas erwidern, doch ein noch stärkerer Schmerz quälte sie, und nur ein schwerer Seufzer drang über ihre Lippen. Sie preßte ihre Fingernägel in die Handflächen und hoffte, daß dieser Schmerz die aus ihrem Leib kommenden heftigen Wehen abschwächte.

Es dauerte noch ein paar Minuten, bis sie ausgezogen im Kreißsaal auf dem sterilen Bett lag – nur mit einem weißen Hemd. Ihr Mann Christian war nur schnell in sein Zimmer gegangen und hatte sich einen weißen Kittel angezogen.

Frau Mader war eine erfahrene Hebamme. Sie hatte schon vielen Kindern auf die Welt geholfen. Sie war eine resolute, aber herzensgute Person. Ihre braunen Augen in dem faltenreichen Gesicht blickten die Schwangere freundlich an, als sie sagte: »Nur keine Panik, liebe Frau, auch zu früh Geborene gedeihen prächtig.«

Die Gebärende wollte etwas entgegnen, doch die Worte blieben ihr in der Kehle stecken, denn ein neuer, noch stärkerer Schmerz durchzuckte ihren Leib.

Frau Mader hielt ihr eine Hand hin und sagte: »Drücken Sie ganz fest zu, das erleichtert Sie ein wenig!«

Die unermüdliche Schwester Lisa war mit im Kreißsaal. Forschend sah sie die mütterliche Frau an, die fünf Kindern das Leben geschenkt hatte.

»Wo – wo ist mein Mann?« fragte Frau Zeitler zwischen zwei Wehen.

»Er wechselt seine Straßenkleidung mit dem weißen Dienstanzug. Bestimmt ist er in ein paar Minuten hier.«

Mit schmerzverzerrtem Gesicht lag Frau Zeitler in den Kissen. Als ihr Mann in den Kreißsaal kam, versuchte sie ein Lächeln – es wurde nur eine Grimasse. Ihre Augen waren dunkel vor Qual. Tief atmete sie durch, als eine neue Schmerzwelle ihren Körper marterte.

»Hab keine Angst, Angelika. Alles wird gut werden«, tröstete ihr Mann.

Er wechselte ein paar Worte mit der Hebamme, anschließend schrubbten sich beide minutenlang die Hände, dann legten sie Mundschutz und sterile Handschuhe an.

Die Hebamme untersuchte erneut die Frau, und sie wußte, daß es nicht leicht sein würde, das Kind zu drehen. Nur mit Blicken verständigten sich Hebamme und der Arzt.

»Angelika, das Kind liegt verkehrt. Ich muß versuchen, es zu drehen.«

»Mach – was du für – richtig hältst, ich kann die Schmerzen bald nicht mehr ertragen.«

Sein Herz war schwer, doch er mußte sich entscheiden: Entweder das Kind zu drehen versuchen oder einen Kaiserschnitt… Bei diesem würde sie nichts spüren, aber danach.

»Halte noch ein bißchen aus,

Liebling. Wir schaffen es, ich werde das Kind drehen.«

Er versuchte es, und mit großer Mühe gelang es.

Noch eine halbe Stunde mußte sich die Gebärende quälen, bis sie einem kleinen Mädchen das Leben schenkte. Völlig erschöpft lag sie in den Kissen.

Dr. Zeitler hielt sein Kind hoch. Er wollte es seiner Frau zeigen, doch die hatte vor Erschöpfung die Augen geschlossen. Das Glück, sein kleines Mädchen im Arm zu halten, war groß, daß ihm Tränen über die Wangen liefen.

»Jetzt gehört die Kleine ein paar Minuten mir, Herr Doktor,« sagte die Hebamme. »Sie muß gebadet werden, gemessen und gewogen, dann dürfen Sie Ihr Mädchen untersuchen.«

Oberschwester Lisa sah, daß Frau Zeitler sehr erschöpft war. Sie hatte ihr Kind nicht einmal angeschaut. Lisa gratulierte dem Doktor, der vor Glück strahlte. Aber sie konnte nicht verstehen, daß er sich nicht mehr um seine Frau kümmerte. Nachdem er die Kleine untersucht und festgestellt hatte, daß es nichts zu bemängeln gab, nahm er das Bündelchen Glück hoch und brachte es zum Bett seiner Frau, die noch die Augen geschlossen hatte,

»Angelika, wie kannst du schlafen? Wir haben das süßeste Mädchen der Welt. Es hat meine braunen Haare und deine blauen Augen.« Sanft streichelte er die Wangen seiner Frau, die erstaunt die Augen aufmachte und fragte: »Haben wir ein Mädchen oder einen Jungen?«

»Hier, nimm deine kleine süße Tochter in den Arm und schau sie dir genau an.«

Angelikas Augen leuchteten, als das Menschlein plötzlich herzhaft gähnte und dann mit den Fäustchen herumfuchtelte. Nur ganz kurz öffnete das Kind die Augen, dann schlief es.

Die Hebamme sagte: »Die Kleine ist genauso müde wie Sie, Frau Zeitler. Es hat sich auch sehr anstrengen müssen, auf unsere schöne Welt zu kommen.«

Sie nahm das Baby hoch und legte es in das schon vorbereitete Bettchen. Dann wurde die junge Mutter in ein Krankenbett gelegt, das in ein Zimmer gefahren wurde, wo sie die nächsten Tage mit ihrem Baby zusammen verbringen würde.

Dr. Zeitler bedankte sich herzlich bei Frau Mader und der Oberschwester Lisa.

»Haben Sie denn schon einen Namen für das Baby?« fragte Lisa.

»Meine Frau will sie nach ihrer Schwester Carolin nennen, die möchte auch die Patin sein.«

»Ja, das ist ein schöner Name. Carolin Zeitler klingt gut.«

»Sie haben recht, Lisa, aber daran haben meine Frau und ich nicht gedacht.« Er hielt eine Hand vor den Mund, weil er heftig gähnen mußte. »Jetzt spüre ich auch, wie müde ich bin. Am besten fahre ich gleich heim und versuche die ganze Nacht zu schlafen.«

»Das gleiche werde ich auch tun, denn ich bin schon viele Stunden nicht mehr in meinem Bett gewesen.«

»Hoffentlich wird diese Woche nicht mehr so turbulent wie der gestrige Sonntag und der heutige Montag.«

»Lange könnte ich einen solchen

Streß auch nicht durchhalten«, erwiderte Oberschwester Lisa. »Aber ich bin froh, daß sich der Professor wieder gefangen hat.«

»Ich auch. Dr. Heller und ich werden versuchen, von der ErlangerUniversitäts-Klinik zwei Assistenzärzte für unsere Klinik zu bekommen.«

»Das wäre gut. Im Septemeber fangen hier auch zwei Schwestern an, ich meine Vollschwestern, die sehr gute Zeugnisse haben.«

»Wunderbar, dann haben wir etwas mehr Zeit für unsere Familien.« Dr. Zeitler lächelte, während er hinzufügte: »Jetzt habe ich ja auch eine Familie.«

Lisa erwiderte dieses Lächeln, doch ein wenig traurig dachte sie: Wie gerne hätte ich auch eine.

*

Als der Taxifahrer, der Claus Heller heimfuhr, vor dessen Haus hielt, mußte er seinen Fahrgast aufwecken, denn er war vor Erschöpfung eingeschlafen.

»Das ist mir auch noch nicht passiert«, entschuldigte er sich bei dem Fahrer. »Aber Sie werden doch nicht denken, daß ich betrunken bin?«

»Bestimmt nicht, Herr Doktor. Wir haben eine Nase für einen Suffkopf – und lassen diesen erst gar nicht ins Auto.«

»Wie gut, daß ich meinen Wagen auf dem Parkplatz der Klinik habe stehenlassen, sonst hätte ich vielleicht noch einen Unfall gebaut.«

»Ja, man sollte eben immer auf seine innere Stimme hören. Die ist wie ein Schutzengel. Meine Mutter hat mir das manchmal gesagt, und sie hatte recht.«

»Sie war sicherlich eine kluge Frau.«

Der Mann nickte spontan. Claus Heller gab ihm ein gutes Trinkgeld, und der Fahrer wünschte ihm eine gute Nacht.

Hoffentlich schläft Elli schon, dachte er, als er durch den Vorgarten ging, sonst macht sie mir wieder Vorwürfe, daß ich zuviel arbeite.

Als hätte die Haushälterin Elli auf sein Kommen gewartet, flammte plötzlich die Lampe über der Haustür auf. Und schon wurde sie geöffnet.

»Bitte, heute keine Predigt, Elli! Ich bin unschuldig, denn der gestrige Tag war ein einziger Alptraum.«

»Ich habe davon schon gehört. Aber mich verständigen, daß Sie zwei Tage und eine Nacht in dieser Knochenmühle arbeiten, das hielten Sie nicht für nötig.«

»Soll ich Ihnen aufzählen, was alles passiert ist?« fragte er und umarmte die mütterliche Frau.

»Nein, nein. Sie wissen, ich sehe das alles vor mir, und schon allein der Gedanke, diese Menschen leiden zu sehen, bereitet mir schon Übelkeit.«

»Ja, ich weiß, Sie sind ein Sensibelchen. Überlegen Sie mal, vielleicht wäre es besser, Sie würden bei einem Zahnarzt arbeiten, da fließt weniger…« Er sprach das Wort »Blut« nicht aus, sondern fragte: »Haben Sie noch eine Kleinigkeit zu essen für mich? Seit Mittag habe ich nichts mehr im Magen gehabt.«

»Aber ja«, antwortete sie und lächelte schon wieder.

Claus ging nach oben, stellte sich unter die Dusche und schlüpfte dann in seinen Trainingsanzug. Und plötz-

lich war er wieder putzmunter. Als ihm aber einfiel, daß er seinen Urlaub abgesagt hatte, weil er Jasmin nicht allein lassen wollte, wußte er nicht, wie er es der guten Elli beibringen sollte. Seit sechs Jahren war sie seine Haushälterin, und es hatte nie einen Grund zur Klage gegeben.

»Wo bleiben Sie denn, Herr Doktor? Sind Sie vielleicht schon im Bett?«

»Nein, nein, ich habe doch noch Hunger.«

»Es ist in der Küche gedeckt. Ist es Ihnen recht?«

»Aber ja, ein Glas Bier möchte ich auch gerne trinken.«

»Steht schon alles bereit.«

Als er sich an den runden Tisch gesetzt hatte, sah er, daß für zwei gedeckt war. »Schön, daß Sie mir Gesellschaft leisten, da schmeckt alles noch mal so gut.«

Claus Heller dachte an seine Mutter, die vor sechs Jahren an einem plötzlichen Herztod gestorben war. Niemals hatte sie geklagt, wenn er sie besuchte. Damals hatte er noch in München gearbeitet. Sie hatte den Tod ihres Mannes, der in den Bergen tödlich abgestürzt war, nicht verwinden können.

Das Elternhaus wollte er nicht aufgeben, deshalb bewarb er sich bei Chefarzt Professor Bühler, der die Martha-Klinik leitete. Er wurde angestellt, denn sie kannten sich beide von den Ärztetagungen.

Elli sah ihn mit gefurchter Stirn an. »Schmeckt Ihnen der kalte Braten nicht?«

»Doch. Alles, was Sie machen, ist perfekt.« Er lächelte und sagte ihr, daß er sehr froh sei, weil seine Mutter ihm die beste Haushälterin hinterlassen habe.

»Danke für das wunderbare Kompliment«, sagte sie strahlend.

Er bedachte sie mit einem kleinen Lächeln, dann ließ er sie wissen, daß er seinen Urlaub absagen mußte, weil er Jasmin nicht allein lassen wollte.

»Das habe ich mir schon gedacht. Sie mögen diese junge Frau sehr?«

»Mögen ist noch stark untertrieben. Sie verstehen, daß ich alles tun werde, um sie nicht mit einer verunstalteten Gesichtshälfte aus der Klinik zu entlassen.«

Verständnisvoll nickte Elli.

»Ich kenne einen guten Chirurgen, von dem ich weiß, daß er Unfallopfer wieder so herrichten kann, daß sie sich wieder ihres Lebens freuen können. Gleich morgen will ich versuchen, ihn telefonisch ausfindig zu machen, damit wir den Termin für Jasmin festlegen können.«

»Haben Sie ihr das gesagt, Herr Doktor?«

»Nein, sie ist noch ziemlich deprimiert, und bei ihr wird es auch länger dauern, bis sie sich auch psychisch erholt hat.«

»Ich glaube, es wird nun Zeit, daß Sie ins Bett kommen«, meinte die Haushälterin. »Morgen ist hoffentlich kein so turbulenter Tag wie heute.«

»Ihr Wort in Gottes Ohr. Vielleicht wäre es doch besser gewesen, wenn ich eine Zahnarzt-Praxis eröffnet hätte.«

Lachend wünschten sich beide eine gute Nacht.

Während Claus sofort einschlief und wirre Träume hatte, entspannte sich Elli beim Fernsehen. Sie verfolg-

te eine Talkshow, die sehr interessant war.

Als sie nach einer Stunde schlafen ging, fragte sie sich: Wie lange kann mein Doktor diesen Streß mitmachen? Heute sah er besonders mitgenommen aus.

*

Am anderen Morgen war Dr. Heller bereits um sieben Uhr wieder in der Klinik. Weil sein Wagen noch auf dem Parkplatz stand, war er wieder mit einem Taxi gefahren. Er fühlte sich frisch und ausgeruht.

Mit einem freundlichen Gruß ging er an dem Pförtner vorbei, der vor einer Stunde seinen Tagesdienst angetreten hatte. Hans Peters wunderte sich, daß der Oberarzt nicht mit seinem Auto gekommen war.

Dr. Heller nickte Schwester Sabine zu, die an der Aufnahme saß. Dann blieb er stehen und fragte: »War in der Nacht was Besonderes?«

»Nein, Herr Doktor. Ich habe aber schon gehört, daß gestern allerhand los war.«

»Sabine, Sie wissen sicher, ob Frau Zeitler einen Jungen oder ein Mädchen hat, oder?«

»Sie haben ein süßes Mädchen. Ich habe es auch schon bewundert.«

»Das freut mich sehr. Aber Sie könnten mir helfen, Sabine. Bitte rufen Sie doch den Blumenladen an, Frau Taubert soll in meinem Namen fünfzehn lachsfarbene Rosen an Frau Zeitler schicken.«

»Wird erledigt, Herr Doktor.«

»Danke, Sabine!« Er lächelte sie an und lief dann eilig die Treppe nach oben in sein Zimmer, wo er den Straßenanzug mit der Dienstkleidung vertauschte.

Zunächst wollte er zu Jasmin, doch Oberschwester Lisa kam ihm entgegen, und er sah, daß sie diese Nacht auch zu wenig Schlaf bekommen hatte. »Ist was mit Jasmin – oder mit dem Professor?«

»Jasmin hat die Nacht gut verbracht, doch der Chef gefällt mir gar nicht. Seine Lippen schimmern bläulich, auch die Fingernägel. Er behauptet aber, es ginge ihm gut.«

»Liegt er noch im Bett?« Als Lisa nickte, sagte Heller: »Ich werde gleich nach ihm sehen.«

»Ich gehe nicht mit«, erwiderte Lisa, »er hat sich so verändert seit dem Unglück mit Jasmin.«

»Mit ihm werde ich schon fertig werden. Er muß sofort ein EKG machen lassen, da können wir ihm schwarz auf weiß zeigen, daß er sein Herz schonen muß.«

»Mit Ihnen springt er nicht so um wie mit mir«, bemerkte Lisa leicht verärgert.

»Und ich habe immer geglaubt, daß er Sie auch liebt.«

»Nein, das tut er nicht. Ich werde mich, wenn ich Urlaub habe, woanders bewerben, aber bestimmt nicht als Oberschwester.«

»Bitte, Lisa, nehmen Sie sein jetziges Benehmen nicht ernst. Er bangt um Jasmin. Aber sagen Sie, seit wann sind Sie schon wieder in der Klinik?«

»Ich konnte nicht gut schlafen, deshalb kam ich wieder her, doch am liebsten ging ich jetzt wieder fort.«

Dr. Heller sah in ihren grauen Augen Tränen schimmern, deshalb nahm er sie in den Arm und sagte

leise: »Haben Sie noch ein wenig Geduld mit dem Chef. Ich weiß, er mag Sie sehr, das müssen Sie mir glauben.«

»Das wäre zu schön, doch zur Zeit komme ich mir vor, als würde er mich am liebsten ins kalte Wasser werfen, damit ich ihn vergesse.«

»Bitte, gehen Sie jetzt zu Jasmin und sagen Sie ihr, daß ich bald zu ihr kommen werde. Wie steht es eigentlich um David Baron? Liegt er noch unter dem Sauerstoffzelt?«

»Nein, nicht mehr. Sein Fieber ist gesunken. Doch er will sobald wie möglich Jasmin besuchen. Und er hat durch mich schon einen Strauß roter Rosen im Blumenladen von Frau Taubert bestellt.«

Erstaunt schaute Dr. Heller die Oberschwester an, schließlich sagte sie: »Ich glaube, er läßt sich nicht so schnell beiseite schieben.«

»Wenn er es ernst meint, hoffe ich nur, daß Jasmin mit ihm glücklich wird.« Leise fügte er hinzu: »Ich hätte gestern schon an Blumen denken müssen.«

»Unmöglich – Blumen im Intensivraum, Herr Doktor? Jasmin wird erst heute in ein Krankenzimmer verlegt.«

»Nach der Visite?« wollte er wissen. Lisa nickte, und er bat lächelnd: »Bestellen Sie doch bitte für mich auch... Nein, ich rufe gleich Frau Taubert an. Sie wird für Jasmin einen besonderen Strauß mit verschiedenen Blumen zaubern, denn sie ist wirklich eine Künstlerin.«

»Sie lieben Jasmin sehr?«

»Ja. Sie sagte mir, daß Sie mich schon seit Jahren liebt. Aber vielleicht glaubt sie das jetzt nur, weil ich sie gerettet habe.«

Ein paar Schwestern kamen mit dem Frühstückswagen durch den Flur. Sie grüßten den Arzt und die Oberschwester mit einem Lächeln, denn beide waren in der Klinik sehr beliebt.

Schwester Sabine fragte: »Haben Sie schon gefrühstückt, Oberschwester?«

»Ja. Außerdem haben wir in der Küche auch was Eßbares.« Sie wandte sich wieder Dr. Heller zu und bat ihn, dem Chef nichts von ihrem Gespräch zu sagen.

Er schüttelte den Kopf.

Dr. Heller ging noch mal eilig in sein Zimmer zurück und bestellte für Jasmin den besonderen Strauß bei Frau Taubert.

»Sie werden zufrieden sein, Herr Doktor. Soll ich ein Kärtchen beilegen, daß er von Ihnen kommt?«

»Nein, auf keinen Fall, Jasmin wird sich denken können, daß er von mir ist.«

Nun wird es aber Zeit, den Professor aufzusuchen, bestimmt wartet er schon auf mich, dachte er. Er überlegte, ob er ihm von der Oberschwester berichten sollte, daß sie vorhabe, die Klinik in ihrem Urlaub zu verlassen. Schließlich verwarf er diesen Gedanken, weil er sich sagte, daß die beiden das unter sich abmachen müßten.

Nur kurz klopfte er an die Tür des Krankenzimmers und trat sofort ein. Mit einem freundlichen »Guten Morgen!« ging er zum Bett, reichte dem Chef die Hand und fragte ganz ruhig: »Wie fühlen Sie sich heute?«

»Ich bin wütend«, antwortete er anstatt zu grüßen.

»Wer hat Sie denn schon am frühen Morgen geärgert?«

»Das fragen Sie noch? Ich habe geklingelt, doch keine Schwester kam, da öffnete ich die Tür zum Gang und sah Sie und die Oberschwester im vertrauten Gespräch. Bestimmt hat Lisa über mich geschimpft?«

Kopfschüttelnd erwiderte Claus Heller: »Chef, Sie wissen hoffentlich, wie ungerecht Sie mit Lisa umgegangen sind. Die Frau war verzweifelt. Und ich sage Ihnen gleich, wenn Sie sich nicht bei ihr entschuldigen, wird sie in ein paar Wochen nicht mehr bei uns sein.«

»Ach, Quatsch! Lisa spielt sich auf, als wäre sie der beste Arzt im Haus. So lasse ich mit mir nicht umspringen, denn sie behauptet, daß ich noch nicht aufstehen darf.«

»Da muß ich Lisa recht geben. Soll ich Ihnen einen Spiegel bringen, damit Sie sehen, wie bläulich Ihre Lippen sind? Sie können es aber auch an Ihren Fingernägeln erkennen, daß Ihr Herz noch nicht wieder in Ordnung ist.«

»Kann denn niemand hier verstehen, daß ich meine Jasmin sehen möchte?«

»Doch, Sie können ja mit dem Rollstuhl zu ihr gebracht werden...«

»Bis jetzt habe ich Sie gut leiden mögen, Doktor Heller, doch das geht zu weit.«

»Bitte, bleiben Sie ganz ruhig, Herr Professor! Wollen Sie einen neuen Schwächeanfall riskieren?«

»Sie haben gewonnen, Stellvertreter, und ich habe nichts mehr zu sagen, bis ich wieder ganz gesund bin.«

»Ja, das ist die richtige Einstellung.«

»Weiß meine Jasmin, daß ich zur Zeit nicht fit genug bin, zu ihr zu gehen?«

»Freilich weiß sie es. Sie kommt heute morgen in das Krankenzimmer Nr. 11. Es hat einen großen Balkon mit Blick auf unseren Park.«

»Ich war ein Ekel, aber so elend ich mich fühle und dabei noch allein gelassen wurde – entschuldigt dies mein Benehmen?«

»Ein wenig schon. Ich verstehe Sie, aber mit Lisa müssen Sie liebevoller umgehen. Ich dachte immer, ihr hättet euch gern, und Sie wissen, wie sehr unsere Oberschwester um Ihr Wohlergehen besorgt ist.«

»Sie haben recht, ich mag sie sehr, doch wenn man so hilflos herumliegt, kommt man sich klein und überflüssig vor.«

»Das kann ich Lisa nicht sagen, das müssen Sie selber tun.«

»Wenn Sie ihr noch heute morgen über den Weg laufen, sagen Sie ihr, daß ich mich bei ihr entschuldigen möchte.«

»Ja, ich werde es ihr ausrichten, wenn ich sie sehe«, erwiderte Dr. Heller. Er dachte aber, ein wenig soll er noch zappeln, denn einen wertvollen Menschen so zu behandeln, das kann nicht ungestraft bleiben.

»Herr Kollege, können Sie dafür sorgen, daß ich auch ein Frühstück bekomme? Man hat mich scheinbar übergangen.«

»Vorerst aber wird Dr. Hahn bei Ihnen ein EKG machen.«

»Ich hätte nicht gedacht, daß Sie auch ein Tyrann sind, und da soll man ruhig und gelassen bleiben.«

»Ja, das müssen Sie. Erst wenn Sie ganz gesund sind, Herr Professor, können Sie wieder die erste Geige spielen. Ich besuche jetzt Jasmin.

Soll ich ihr von Ihnen Grüße ausrichten?«

»Ja, ich werde am Nachmittag zu ihr kommen – und wenn es nicht anders geht, dann eben im Rollstuhl.«

»Ich gehe jetzt lieber, sonst schmeißen Sie mich auch noch aus dem Zimmer. Das wäre aber unfair, denn ich habe meinen Urlaub nach Biaritz gestern beim Reisebüro abgemeldet.«

»Das haben Sie getan? Und ich dachte, Sie überlassen mir die ganze Verantwortung. Diese Nachricht macht mich bald wieder gesund, denn ich fühlte mich jetzt schon überfordert.«

»Na, dann ist ja alles geklärt. Aber zu meiner Beruhigung wird das EKG doch angeschlossen.«

»Leider, Sie sind ja jetzt der Chef.«

»Ich weiß, deshalb bekommen Sie nach dem Befund des EKGs das entsprechende Frühstück. Wir sehen uns noch...«

*

Claus Heller blickte auf seine Uhr. Es war bereits acht. Jasmin wartete sicher schon auf ihn, denn Lisa hatte ihr bestimmt gesagt, daß er schon im Haus sei. Er nahm zwei Stufen auf einmal und war in wenigen Sekunden in der Intensivstation, wo in einem der Räume Jasmin lag. Nebenan war Ludwig Storm untergebracht, der tags zuvor auf einen LKW geprallt war.

Unwillkürlich zog es Heller erst zu dessen Tür. Er wollte wissen, wer bei dem Kopfverletzten Wache hielt. Leise klopfte er an die Tür. Dr. Büttner, der Assistenzarzt, öffnete sie nach ein paar Sekunden.

»Herr Kollege! Sicher wollen Sie wissen, wie der Verunglückte die Nacht verbracht hat?«

»Zunächst wünsche ich Ihnen einen guten Morgen, Herr Kollege«, entgegnete der Oberarzt. »Wann werden Sie abgelöst?«

»Kurz nach acht von Dr. Mannert.«

»Na, dann wird er ja jeden Augenblick aufkreuzen. Hm, ist der Kranke einmal aufgewacht?«

»Nicht ein einziges Mal. Er liegt noch genauso da, wie wir ihn gebettet haben. Nur die Apparate haben manchmal verrückt gespielt. Wollen Sie die Aufzeichnungen ansehen?« Als Dr. Heller den Kopf schüttelte, sagte Büttner: »Ich lege sie in die Krankenmappe, dann können Sie diese auswerten, wenn Sie Zeit haben.«

»Ja, tun Sie das, denn ich hoffe, daß heute nicht so viele Notfälle eingeliefert werden.«

Dr. Büttner wollte noch wissen: »Wie geht es dem Professor und seiner Tochter?«

»Der Chef ist bald wieder auf dem Damm. Bei Jasmin kann es noch mehrere Wochen dauern, bis ihre Brandwunden geheilt sind.«

Als er kurz darauf leise an Jasmins Tür klopfte, öffnete ihm Lisa. »Gut, daß Sie endlich kommen, ich wollte schon nach Ihnen sehen. Jetzt werde ich ja nicht mehr gebraucht und kann gehen.«

Claus näherte sich mit einem zärtlichen Lächeln Jasmin. »Bist du mir böse?« fragte er.

»Das muß ich mir erst überlegen«, war ihre Antwort.

»Freust du dich, wenn ich dir liebe Grüße von deinem Vater ausrichten

soll? Er kommt dich am Nachmittag besuchen.«

»Natürlich freue ich mich.« Doch auf einmal verzog sie den Mund.

Claus tat es in der Seele weh, als er sie so leiden sah. »Hast du große Schmerzen, Liebes?«

»Ja. Das ist ein Gefühl, als würde mir jemand meine rechte Wange abreißen. Gib mir was gegen diese entsetzlichen Schmerzen, ich halte sie nicht mehr aus.«

Claus wußte von Verbrennungsopfern, daß die Verletzungen mehr schmerzten als ein Knochenbruch. Er holte vom Arzneischrank die erforderlichen Gegenstände und die Spritze, die den Schmerz für längere Zeit ausschaltete.

Jasmin schloß die Augen, als er die Nadel in die Vene stach. Dann nahm er ihre Hand und führte sie an seine Lippen. »Ich wünschte, ich könnte dir von deinen Schmerzen etwas abnehmen.«

Ein Klopfen an der Tür hinderte Jasmin zu antworten.

Claus Heller öffnete. Lernschwester Antje überreichte ihm einen großen Strauß roter Rosen. »Von wem die Blumen sind, steht auf der Karte«, sagte sie leise. Sie lächelte Jasmin zu, und schon war sie wieder aus dem Zimmer.

Claus wußte, wer diesen Strauß hatte schicken lassen.

»Das ist aber lieb von dir, Claus«, sagte Jasmin. Bevor er ihr aber erklären konnte, daß sie nicht von ihm seien, hatte Jasmin schon die Karte mit den Genesungswünschen von David Baron gesehen. »Er ist doch ein besonders guter Freund«, sagte sie und sah Claus dabei eigenartig an.

»Hm, das ist er wohl.« Mehr sagte er nicht, denn er wußte ja, daß Jasmin nach der Arztvisite in ein normales Krankenzimmer umgebettet wurde. Und sein bunter Blumenstrauß würde dann auf dem runden Tisch sein, der neben der Balkontür stand.

Aber irgendwie störte es Claus schon, daß Jasmin diesen David als einen besonderen Freund betrachtete. Er fragte: »Haben die Schmerzen ein wenig nachgelassen?«

»Ja, die Injektion wirkte schnell. Ich werde ein wenig schlafen, dann kannst du dich den anderen Kranken widmen.«

»Ist gut. Wir sehen uns bei der Visite.«

Als er auf dem Flur war, blieb er an einem offenen Fenster stehen und schaute in den Park. Sein Blick jedoch ging ins Leere, denn er kam sich vor, als würde er nach einer heißen Dusche ins eiskalte Wasser gestoßen. Claus fragte sich, ob Jasmin auch so wankelmütig sein mochte, wenn sie gesund war. Sicher war es verfrüht gewesen, ihr seine Liebe zu gestehen, denn sie kannten sich doch kaum. Er grübelte weiter: Ich bin doch sonst ein besonnener Mensch – vielleicht ist der Altersunterschied doch zu groß? Sicher würde sie besser zu David Baron passen. Der war nur zwei Jahre älter als sie.

Claus nahm sich vor, ihr keine Liebesbeweise mehr zu geben, vorerst wenigstens nicht. Er blickte auf seine Uhr und ging in sein Zimmer zurück, denn bis zur Visite war noch genug Zeit, seinen Studienfreund Jürgen Weinert anzurufen. Er sollte Jasmin helfen, wieder ein narbenfreies Gesicht zu bekommen. Der Gedanke jedoch schmerzte ihn sehr,

aß seine Liebe nicht so erwidert urde, wie er gehofft hatte.

In seinem Datebook hatte Claus eller von dem Freund vier Telefonummern. Er wählte die erste und öffte, daß sich Jürgen Weinert mel-ete, oder wenigstens sein Anrufbeantworter ihm die genaue Adresse bekanntgab, wo er zu erreichen war. n München ist er also nicht, dachte Claus und legte auf, denn der Ruf ging ab, doch niemand meldete sich.

Auch in Zürich schien er nicht mehr zu sein, denn als Claus die Nummer gewählt hatte, sagte eine unpersönliche Stimme: »Kein Anschluß unter dieser Nummer.« Das ist ja das reinste Lotteriespiel, dachte Claus und wählte die nächste Nummer in Paris. Es meldete sich Jürgen zwar nicht persönlich, doch wenigstens hatte er auf seinen Anrufbeantworter gesprochen, daß er zur Zeit nicht erreichbar sei, weil er für drei Wochen nach Rio geflogen war und dort nicht gestört werden wollte.

Claus überlegte, ob er nicht auch in London anrufen sollte, doch er unterließ es, denn es wurde an die Tür geklopft, und sein bestellter Blumenstrauß wurde von der Tochter der Ladeninhaberin abgegeben.

»Meine Mutter läßt fragen, ob Sie mit diesem Strauß zufrieden sind, Herr Doktor.«

»Aber ja, Linda. So zauberhaft habe ich ihn mir gar nicht vorgestellt. Sage ihr, daß ich begeistert bin, und ich glaube auch, daß die Patientin, die ihn bekommt, sich darüber freut.«

Er wollte Linda ein kleines Trinkgeld geben, doch sie lehnte verlegen ab. »Mutter sagte, Sie haben mich im vergangenen Jahr am Blinddarm operiert, wohl in letzter Minute.«

»Linda, das war doch selbstverständlich.«

»Ja, ich weiß es«, murmelte sie mit einem Lächeln.

Als er ihr dennoch ein Fünfmarkstück in die Hand drücken wollte, sagte sie schnell: »Auf Wiedersehen, Herr Doktor! Und alles Gute für Jasmin.« Und schon schloß sie die Tür von außen.

Er setzte sich an seinen Schreibtisch und sah die Krankenmappen durch. Er wollte über die Patienten Bescheid wissen, wenn in wenigen Minuten die Visite begann.

Während er eine Weile später im Nebenzimmer die Hände wusch, hörte er die Oberschwester fragen: »Sind Sie bereit zur Visite, Dr. Heller?« Sie räusperte sich. »Ich habe angeklopft und dachte mir, daß Sie sich frisch machen.«

»Ja, wir können, Lisa. Aber mich würde doch mal interessieren welche Mittel Sie nehmen, daß Sie Tag und Nacht arbeiten können. So einen Streß hält doch niemand lange durch.«

»Zu Ihrer Beruhigung, Herr Oberarzt: Ich habe dazwischen immer eine oder zwei Stunden geschlafen.«

»Das ist ja sehr, sehr viel. Aber denken Sie gar nicht an Ihre Gesundheit?«

»Doch, wenn ich in zwei Wochen Urlaub mache, werde ich meinen Schlaf nachholen.« Da sah sie den bunten Blumenstrauß und wußte sofort, daß er für Jasmin war. »Soll ich ihn gleich in Jasmins Krankenzimmer bringen?«

»Ja, darum wollte ich Sie eben bitten. Aber ich weiß, Sie können ja

auch Gedanken lesen. Ist es möglich, daß Sie eine kleine Hexe sind, die kaum Schlaf braucht und immer nur den anderen Menschen helfen will?«

»Bestimmt nicht, Herr Doktor, eine Hexe hat keinen Liebeskummer. Sie würde den Menschen, den sie liebt, verzaubern – und er würde ihr gehören.«

Dr. Heller nickte, dabei dachte er, Jasmin hat mich auch seit Jahren, wenn wir uns zufällig begegnet sind, immer mit ihren tiefblauen Augen fragend angesehen. Vergeblich hatte ich versucht, diese Blicke zu ignorieren, deshalb befreundete ich mich mit Erika März, doch diese Frau und ich harmonierten nicht gut zusammen. Und ich wundere mich, daß ich mit ihr Urlaub machen wollte.

Lisa merkte, daß Dr. Heller mit seinen Gedanken ganz woanders war, nur nicht in der Klinik. Behutsam fragte sie: »Worüber grübeln Sie?«

»Ach, Lisa, das Leben und die Liebe sind oft so verwirrend.«

»Ich verstehe Sie gut, denn ich mache das gleiche durch.«

»Ja, Vater und Tochter sind sich sehr ähnlich.«

*

Beide waren froh, als sich die anderen diensthabenden Ärzte im Besprechungsraum eingefunden hatten. Lisa nahm ihren Schreibblock zur Hand, und die Visite begann. Die Intensivräume wurden ausgelassen, weil Dr. Zeitler und Dr. Hahn diese bereits aufgesucht hatten.

David Baron war auf dem Weg der Besserung, er konnte am anderen Tag in ein normales Krankenzimmer umgebettet werden. Leider war Ludwi Storm (Kopfverletzung) noch nic wieder bei Bewußtsein. Und es w noch fraglich, ob er aus dem Kor aufwachen würde.

Als sie am Ende der Visite d Zimmer der Wöchnerin Angeli Zeitler betraten, war deren Man besonders stolz, denn die kleine Carolin war ganz allerliebst. Es fuchtelte mit den Händchen herum, als wollte es die Ärzte begrüßen. Und alle fanden, daß das Baby seinem Vater ähnlich war. Die Ärzte beglückwünschten die Wöchnerin, und Dr. Hahn sagte: »Das Mädchen wird eine Schönheit, da müssen Sie aufpassen, Herr Dr. Zeitler…«

Alle lachten.

Professor Bühler fühlte sich wieder stark, denn ihn hatte der Gedanke gequält, daß sein Stellvertreter Claus Heller am kommenden Samstag für drei Wochen in Biaritz Urlaub machen wollte. Als Heller ihm am Morgen eröffnet hatte, daß er nicht fliegen würde und schon im Reisebüro seinen Flug storniert habe, wußte er, daß sein Oberarzt hauptsächlich wegen Jasmin in der Klinik blieb…

Thomas Bühler schmunzelte, denn ihm wäre es recht, wenn aus seiner Tochter und Claus Heller ein Paar würde. Zugegeben, Claus war achtzehn Jahre älter als Jasmin, doch wenn beide sich lieben, sollte es keine Hindernisse geben.

Doch nun plagte ihn sein schlechtes Gewissen. Er war zu Lisa, der Oberschwester, sehr unbeherrscht gewesen, als er ihr vorwarf, sie kümmere sich nicht um ihn. Warum nur habe ich diese Frau, die ich wirklich sehr gern habe, so schlecht behan-

delt? Dr. Heller hatte ihm erzählt, wie verletzt Lisa gewesen war. Sie war nicht nur tüchtig, sondern auch sehr schön. Der Kontrast ihrer großen Augen zu dem schwarzen Haar war faszinierend. Auch an ihrer Figur war nichts auszusetzen.

Ich muß ihr gleich sagen, dachte er, daß es mir leid tut, sie verletzt zu haben. Er drückte deshalb auf den Klingelknopf, doch es kam nicht Lisa, sondern Maria Peters. »Bitte, schicken Sie mir die Oberschwester, ich muß mit ihr was besprechen!«

»Es tut mir leid, Herr Professor, Lisa ist vor einer halben Stunde nach Hause gefahren worden. Sie fühlte sich nicht wohl. Bestimmt hatte sie sich übernommen, denn sie war die letzten Nächte nicht mehr daheim.«

»Warum hat man mir das nicht gesagt?« fragte er barsch.

»Wir wollten es Ihnen schon melden, Herr Professor, doch Dr. Heller meinte, er würde Sie informieren.«

»Über was hat sie denn geklagt?«

»Sie hat nicht geklagt, sie ist einfach umgekippt. Dr. Heller fühlte ihr den Puls, der sehr unregelmäßig ging, deshalb ließ er sie in ein Krankenzimmer bringen. Er gab ihr eine Kreislaufspritze – ich war dabei –, und als sie wieder die Augen öffnete, bat sie nur: Ich möchte heim, meine Mutter kümmert sich schon um mich!«

»Wer hat sie nach Hause gebracht?«

»Der Pfleger Martin.«

»Und wo ist Dr. Heller jetzt?«

»Bei Ihrer Tochter. Sie wissen sicher, daß sie nicht mehr in der Intensivstation liegen muß. Jasmin hat das Balkonzimmer bekommen, denn sie wird in ein paar Tagen aufstehen können.«

»Danke, nun weiß ich wenigstens, was in meiner Klinik so alles geschieht.«

»Haben Sie einen Wunsch, den ich erfüllen kann?« fragte Schwester Maria.

»Danke, nein. – Doch, Dr. Heller soll sofort zu mir kommen, auch wenn er bei meiner Tochter ist.«

»Ich richte es ihm aus«, sagte die Schwester nur und war froh, den Klinikchef wieder verlassen zu können. Sie wußte gar nicht, daß er so ein Ekel sein konnte. Morgen hätte sie ihren freien Tag, sie hatte sich so darauf gefreut, aber wenn die Oberschwester ausfiel, mußte sie diese vertreten.

Nachdenklich ging sie den Flur entlang und wäre beinahe mit Dr. Heller zusammengestoßen, der aus dem Fahrstuhl kam.

»Waren Sie beim Professor?« fragte er gleich.

»Ja, er fragte nach der Oberschwester, doch weil sie nicht da war, ging ich zu ihm.«

»Und welche Wünsche hatte er?«

»Ich weiß es nicht, er meinte nur, Sie möchten zu ihm kommen.«

»Bin schon auf dem Weg«, sagte der Oberarzt und wußte schon im voraus, daß der Chef ihm Vorwürfe machen würde, weil er ihm nicht gleich von Lisas Zusammenbruch berichtet hatte.

Nur ganz kurz klopfte er an die Tür und öffnete sie sofort. Bevor der Professor etwas fragen konnte, sagte er: »Es tut mir leid, nicht früher kommen zu können. Schwester Maria hat Ihnen sicher gesagt, was mit Lisa geschehen ist.« Claus Heller

ließ dem Professor gar keine Zeit, ihm Fragen zu stellen, er sprach schnell weiter: »Wie ich unsere Oberschwester kenne, wird sie in zwei, drei Tagen wieder ihren Dienst aufnehmen.«

»Es war alles zuviel für sie«, bemerkte der Professor leise.

»Das kann man wohl sagen.« Dr. Heller nickte und dachte: Wären Sie etwas netter zu ihr gewesen, hätte Lisa niemals schlappgemacht.

»Und wie fühlt sich meine Tochter im Krankenzimmer? Es ist doch das mit dem großen Balkon?«

»Ja, es gefällt ihr gut, und sie ist froh, nicht mehr im Intensivraum sein zu müssen.«

Claus Heller erwähnte aber nicht, daß Jasmin manchmal sehr launisch war. Am Vormittag war sie eine ganz andere als vor einer halben Stunde. Als sie seinen bunten Blumenstrauß auf dem runden Tisch entdeckte, wußte sie sofort, daß er nur von ihm sein konnte. Und sie hatte mit verführerischer Stimme gesagt: »Am liebsten möchte ich dich jetzt ganz fest umarmen und küssen, leider geht das aber nicht.«

»Ich habe Sie etwas gefragt, Herr Kollege…«

»Entschuldigen Sie bitte, ich war in Gedanken weit weg.«

»Ich wollte wissen, ob Sie schon Kontakt mit dem Schönheitschirurgen aufgenommen haben, von dem Sie mir berichtet hatten.«

»Versucht ja, doch leider ohne Erfolg. Dr. Weinert war nicht in München – der Ruf ging zwar ab, aber er meldete sich nicht. In Zürich war nur zu hören: ›Kein Anschluß unter dieser Nummer‹. In Paris hatte ich mehr Glück. Hier war der Anrufbeantworter eingeschaltet. Er sagte: ›Ich bi zur Zeit nicht erreichbar, weil ich f drei Wochen in Rio Urlaub mach Wann er das genau aufgenomm hatte, war nicht vermerkt.« Als d Chef nur die Stirn runzelte, füg Claus hinzu: »Mir bleibt nichts anderes übrig, als täglich in Paris anzurufen, ob er nicht doch schon wieder zurück ist.«

»Vergessen Sie das auch nicht?«

»Keine Sorge! Auf meinem Schreibtisch liegt ein großer Block, auf dem die Pariser Telefonnummer mit Rotstift vermerkt ist.«

»Sollten wir nicht doch nach einem anderen Gesichtschirurgen suchen? Es wird doch außer Dr. Weinert noch andere geben?«

»Natürlich. Ich weiß nur, daß mein Freund der beste ist. Und solange die Wunde nicht vernarbt ist, kann sowieso kein Arzt was daran machen.« Dr. Heller erwähnte dann: »Heute vormittag habe ich bei Jasmin den Verband gewechselt…«

Der Professor unterbrach ihn: »Und wie sieht die Wunde aus?«

»Sie wissen, Herr Professor, daß sie nach achtundvierzig Stunden noch nicht verheilt sein kann.«

»Ja, und ich bin schuld, daß mein Kind so leiden muß, nur weil ich David Baron etwas fragen wollte, das nicht einmal wichtig war.«

Nachdenklich meinte Claus Heller: »Ich glaube, daß alles vorbestimmt ist, denn selten kommt es so, wie wir es uns wünschen.«

»Sie haben sicher recht, denn keiner bleibt ohne Leid.«

Ein leises Klopfen an der Tür war zu hören, und schon wurde sie geöffnet. Emma Schultes, die Haushälterin des Professors, kam ins

ler. Sie begrüßte kurz Dr. Hel-
ınd ging dann zum Bett des
essors.

Ich sehe, Ihnen geht es wieder
t«, sagte sie mit einem Lächeln.
Hier in der großen Tasche ist alles, was Sie brauchen, um sich wieder wohl zu fühlen. Ich hoffe, Sie bleiben in paar Tage daheim, um sich wie-
r erholen zu können.«

»Das ist eine gute Idee, Frau
hultes. Aber bevor ich gehe, will
erst nach meiner Jasmin sehen.«

»Ich war kurz bei ihr, und sie freu-
e sich, weil ich ihr von unserem Blumengarten ein paar goldfarbene Rosen mitgebracht habe. Und sie sagte mir, ihre Schmerzen wären auszuhalten.«

»Herr Professor, erinnern Sie sich? Wir wollten vor Ihrer Entlassung noch ein EKG machen.«

»Ach was! Ich als Chefarzt sage, das ist nicht nötig. Fühlen Sie meinen Puls, Herr Kollege, er ist ganz normal.«

Dr. Heller sagte nun sehr ernst: »Frau Schultes, Sie sind Zeuge, daß ich den Patienten nur auf eigenes Risiko entlasse.«

»Ja, ich habe es zur Kenntnis genommen, doch ich kenne ihn besser als Sie, Herr Doktor.« Sie fragte noch: »Wie geht es David Baron? Ist das Fieber endlich gesunken, und darf ich ihn vielleicht besuchen?«

»Ja, das können Sie. Er hat zwar noch erhöhte Temperatur, doch er ist ansprechbar. Seit heute morgen liegt er in Zimmer fünfzehn. – Ich komme gleich mit Ihnen, Frau Schultes.«

Claus Heller wandte sich noch mal an den Professor: »Ihnen wünsche ich, daß Sie sich daheim gut erholen, denn ich muß Ihnen nicht sagen, daß unser Beruf viel Kraft und Ausdauer erfordert.«

»Danke für die Belehrung, Herr Oberarzt«, erwiderte der Chef grinsend. »Rufen Sie mich bitte an, wenn Oberschwester Lisa wieder in der Klinik ist.«

»Natürlich. Aber ich würde an Ihrer Stelle einen riesigen Blumenstrauß mit ein paar netten Zeilen schicken.«

»Sie haben recht, das werde ich tun.« Schmunzelnd meinte er noch: »Ich habe doch den richtigen Oberarzt zu meinem Stellvertreter gewählt.«

»Danke! Ich wäre schon längst nicht mehr in dieser Klinik, wenn ich nicht so akzeptiert würde, wie ich bin.«

Als Claus Heller mit Frau Schultes auf dem Flur war, sagte sie: »Manchmal ist der Professor ein richtiger Holzklotz. Er hat bestimmt die Oberschwester gekränkt.«

»Ja, das hat er. Sie war zwei Tage und zwei Nächte nur mit ein paar Stunden Schlaf ausgekommen, und als ihr ein kleines Malheur passierte – eine leere Tasse fiel ihr aus der Hand und zerbrach, es war in seinem Zimmer – da war er so unverschämt und hat sie angeschrien.«

»Wenn er mich dumm anredet, gebe ich ihm gleich kontra, dann entschuldigt er sich sofort.«

Während Emma Schultes zu David Baron ging, begab sich Dr. Heller in die Intensivstation. Ludwig Storm war noch nicht aus dem Koma erwacht. Der Neurologe Dr. Zeitler war bei ihm und schüttelte den Kopf, als der Oberarzt ihn fragend ansah.

»Wir müssen Geduld haben, sicher wird er bald aufwachen. Es

kann natürlich sein, daß er auch eine Gehirnerschütterung hat.«

Dr. Heller studierte die Aufzeichnungen am Monitor, die immer noch ein sehr unregelmäßiges Bild ergaben.

Dr. Zeitler wollte nun wissen: »Wenn Frau Storm kommt, darf Sie ihn sehen?«

»Ich habe sie gebeten, ihn vorerst nicht zu besuchen, denn sie war zu unbeherrscht und hatte gleich zu jammern angefangen, als sie im Intensivraum war.«

»Gut, daß ich das weiß. Ich werde diese Anordnung Dr. Hahn weitergeben, denn er löst mich in zwei Stunden ab.« Er meinte noch: »Der Blinddarmdurchbruch – ich meine Herrn Wagner – er fühlt sich gut, und seine Temperatur ist auch schon normal.«

»Ich weiß, ich habe ihn ja bei der Morgenvisite gesehen und auch gesprochen. Aber ich muß Ihnen schon sagen, Herr Kollege, ich beneide Sie um Ihr kleines Mädchen. Ich durfte es auch einmal im Arm halten.«

»Ja, Angelika hat mir erzählt, daß Sie gesagt haben: Nun halte ich ein ganzes Bündelchen Glück im Arm.«

Der Oberarzt lächelte und sagte: »Ich wünsche mir auch ein – besser zwei Kinder, wenn ich die richtige Frau gefunden habe.«

Obwohl die beiden Ärzte mit normaler Lautstärke gesprochen hatten, war der Patient nicht aufgewacht, doch als Dr. Heller gegangen war, hörte sein Kollege den Bewußtlosen stöhnen. Erleichtert atmete Dr. Zeitler auf, weil in diesem Moment der Patient die Augen öffnete.

»Wie fühlen Sie sich? Haben Sie große Schmerzen?«

»Ja... mein Kopf...«

»Können Sie sich erinnern, [illegible] passiert ist?«

»Nein. Ich weiß nicht mal mei[illegible] Namen.« Es folgte wieder ein Stö[illegible]nen.

»Ich gebe Ihnen jetzt eine schmerzstillende Spritze, dann können Sie richtig schlafen, und wen[illegible] Sie aufwachen, wissen Sie vielleic[illegible] wer Sie sind und was geschehen is[illegible]

Nachdem Dr. Zeitler ihm die [illegible]jektion ganz langsam in die lin[illegible] Armvene gegeben hatte, schloß d[illegible] Kranke die Augen, und der Arzt sah[illegible] daß auf dem Oszillographen gleichmäßige Kurven erschienen. Er wußte, der Patient würde leben, aber es war fraglich, ob sein Gehirn sich wieder ganz regenerieren würde.

Am liebsten hätte er gleich den Oberarzt verständigt, daß Ludwig Storm aus der langen Bewußtlosigkeit erwacht war. Aber das konnte er wenig später auch noch, wenn seine Ablösung Dr. Hahn in die Intensivstation kam.

*

Dr. Claus Heller ging in das Zimmer, in dem David Baron lag. Bei der Morgenvisite war die Temperatur nur noch 39° gewesen. Er begrüßte den Patienten und fragte: »Haben Sie irgendeinen Wunsch?«

»Ja, ich möchte wissen, wann der Tropf abgemacht wird. Mir wäre ein richtiges Essen schon lieber.«

»Das verstehe ich. Aber nur, wenn die Temperatur am Abend nicht wieder klettert, bekommen Sie morgen früh ein gutes Frühstück.«

»Bis dahin ist es noch lange«, meinte David mit einem Seufzer.

Und der Arzt fand diesen Mann auf einmal sehr sympatisch, obwohl er wußte, daß auch er Jasmin liebte. Heller nahm die Krankenmappe in die Hand, doch er studierte sie nicht, sondern dachte, daß dieser Mann besser zu Jasmin passen würde als er. Der Gedanke tat zwar weh, aber Heller spürte doch, daß Jasmin ihn nicht so liebte, wie er es sich wünschte. Sie wäre doch sonst nicht so launisch.

David Baron schien ihn beobachtet zu haben, denn er fragte: »Stimmt was nicht mit mir, Herr Doktor?«

»Doch, alles in Ordnung. In einer Woche können Sie sicher entlassen werden, wenn Sie sich daheim noch ein wenig schonen.«

»Darf ich Jasmin noch nicht besuchen?«

»Warten Sie noch bis morgen. Ich denke, sie kann schon früher zu Ihnen kommen.«

»Haben ihre Schmerzen schon ein wenig nachgelassen?«

»Ja, nur manchmal sind sie stärker, dann bekommt sie ein leichtes Schmerzmittel, das ihr Linderung verschafft.«

Ein leises Klopfen an der Tür war zu hören, und schon wurde sie geöffnet. »Darf ich stören?« fragte eine junge, sehr schöne Frau. Ihre grünen Augen kontrastierten gut zu dem hellblonden Haar.

David strahlte über das ganze Gesicht, als er antwortete: »Du störst nie, Rosalinde. Wenn du nicht so hartnäckig gewesen wärst, würde ich schon tot sein.«

Er stellte sie dem Arzt vor: »Das ist eine Freundin von mir, Rosalind Angerer. Sie ist Fotomodell, und ihre Schönheit ist in exklusiven Modezeitschriften zu bewundern.«

»Du übertreibst, David«, bemerkte sie lachend und winkte ab. »Du hast aber vergessen, mir erst deinen Arzt vorzustellen.«

»Entschuldige bitte, aber die Freude, dich zu sehen, hat mich ein wenig durcheinandergebracht. – Herr Dr. Heller ist der Stellvertreter des Professors. Er ist der beste Arzt weit und breit.«

»Na, na, Sie übertreiben wieder«, erwiderte Heller und gab Frau Angerer die Hand.

»Ich war, bevor ich hierherkam, bei Jasmin. Auch sie ist von Ihnen sehr begeistert.« Daß die Freundin ihr anvertraut hatte, daß Claus Heller und sie, wenn sie wieder gesund war, heiraten wollen, verriet sie nicht.

»Das wundert mich aber, denn zu mir ist sie manchmal ausgesprochen schroff«, meinte der Arzt. »Hm, ich habe noch zu tun, deshalb verabschiede ich mich von Ihnen, und ich hoffe, daß wir uns wiedersehen, wenn Sie Ihre Freunde besuchen.«

»Ich muß leider heute abend noch nach Berlin fliegen, denn ich habe mich verpflichtet, für zwei Wochen bei einer Modenschau als Modell mitzumachen.«

»Das ist aber schade, Rosalind. Kannst du nicht noch absagen? Ich brauche dich doch.« Bittend sah David sie dabei an.

Dr. Heller gab ihr die Hand, dann ließ er die beiden allein. Sie hatten sich bestimmt noch viel zu sagen. Ihm schien es, als hätte diese schöne junge Frau Davids Herz erobert. Sie war zur rechten Zeit am rechten Ort gewesen und hatte ihn dadurch ret-

ten können, daß sie sofort in der Klinik anrief und einen Krankenwagen anforderte.

Während Claus in der Kantine eine Kleinigkeit aß, dachte er darüber nach, daß die Jugend heute viel ungezwungener miteinander umging. Und er fragte sich, warum Jasmin zu ihm einmal lieb und ein, zwei Stunden später wieder so verletzend war. Spürte sie denn nicht, wie weh sie ihm dadurch tat? Er konnte und wollte es nicht glauben, daß sie so herzlos war. Bestimmt waren die Schmerzen und Ängste schuld, für immer entstellt zu bleiben.

Nachdem er noch eine Tasse Kaffee getrunken hatte, ging er wieder in sein Arbeitszimmer und sah die Krankenmappe durch, die Maria Peters auf seinen Schreibtisch gelegt hatte. Einige Patienten konnten am nächsten Tag entlassen werden, und er unterzeichnete die betreffenden Formulare.

Während er noch überlegte, ob er zu Jasmin gehen sollte, fiel sein Blick auf den Schreibblock, wo mit Rotstift die Pariser Telefonnummer seines Freundes Jürgen Weinert notiert war. Wie unter einem Zwang wählte er diese Nummer, dabei dachte er: Ich glaube, ich ticke nicht mehr richtig. Claus wollte schon den Hörer wieder auflegen, doch plötzlich hörte er Jürgen sagen: »Weinert... Sie haben Glück gehabt, denn ich bin erst seit einer Stunde wieder in Paris.«

Claus Heller glaubte zu träumen, er fragte deshalb ganz vorsichtig: »Bist du es wirklich, Jürgen?«

»Ja, Claus, ich bin es. Kannst du vielleicht Gedanken lesen? Ich habe schon an dich gedacht und hätte dich bestimmt heute noch angerufen.«

»Ich bin so froh, daß du wieder in Europa bist, denn ich brauche dein Hilfe. Das heißt, nicht ich, sonder Jasmin. Sie ist die Tochter meine Professors. Am Sonntag hat sie sic die rechte Gesichtshälfte beim Grillfeuer verbrannt. Von dir habe ich Jasmin noch nichts gesagt, denn ich wi erst wissen, ob du sie in ein paar Wochen behandeln könntest. – Entschuldige, ich rede viel zuviel und z schnell.«

»Ich habe das Gefühl, du bist m der jungen Frau irgendwie verbunden, stimmt's?«

»Ja, noch nicht fest, aber ich lieb sie schon lange.«

»Claus, ich habe zwar ein paa feste Termine in Hamburg, die ich unbedingt einhalten muß. Aber ich verspreche dir, in drei Wochen in Nürnberg zu sein. Dann werden wir deiner Jasmin wieder ihre Schönheit zurückgeben.«

»Heute morgen habe ich schon mal bei dir angerufen, doch da war noch der Anrufbeantworter eingeschaltet, ich legte wieder auf. Scheinbar gibt es Telepathie wirklich. – Du hast an mich gedacht, und wie unter einem Zwang wählte ich heute zum zweitenmal deine Nummer.«

»Auf jeden Fall ist es gut, daß wir jetzt schon miteinander reden konnten, denn du weißt, Claus, daß ich manche Termine nicht annehmen kann.«

»Es ist schade, daß du keinen Assistenten hast, dem du dein Können vermitteln kannst.«

»Vielleicht finde ich eines Tages einen geeigneten Partner, dann kann ich auch ein wenig kürzer treten.«

»Ich danke dir, mein Freund, daß

du helfen willst. Ich werde Jasmin vorerst noch nichts von dir sagen.«

»Ja, ist schon gut. Ich rufe dich von England an, dann kannst du mir sagen, wie weit die Heilung fortgeschritten ist.«

»Ich bin so froh, daß es dich gibt, Jürgen.«

Lachend erwiderte er: »Ich bin es auch, alter Freund.«

Als Claus den Hörer aufgelegt hatte, wunderte er sich immer noch, daß er ein zweites Mal in Paris angerufen hatte. Das konnte er niemandem sagen, keiner hätte es ihm geglaubt. Der Oberschwester Lisa wollte er erzählen, daß es ein Wunder war, seinen Freund Jürgen in Paris telefonisch zu erreichen.

Am liebsten wäre er gleich zu Jasmin gegangen, um ihr die gute Nachricht zu überbringen, daß sein Freund Jürgen ihr garantiert helfen könne, ihrem Gesicht wieder die alte Schönheit zu geben. Sein Verstand sagte ihm jedoch, daß sie ihm das jetzt nicht glauben würde.

*

Nachdem der Neurologe Dr. Zeitler von dem Assistenzarzt Hahn abgelöst wurde, berichtete er ihm, daß Storm wach geworden war.

»Das ist eine gute Nachricht. Und konnte sich der Verletzte erinnern, was passiert war?«

»Leider nicht, er wußte nicht einmal seinen Namen. Aber schauen Sie auf die Monitore, die zeichnen schon viel bessere Werte an.«

»Ausgezeichnet. Er wird also überleben«, sagte Dr. Hahn erleichtert.

»Ja, aber ob sein Gedächtnis wieder funktioniert, das können wir jetzt noch nicht voraussagen.«

»Darf seine Frau zu ihm, wenn sie kommt?« wollte Dr. Hahn wissen.

»Ich habe Bedenken. Sie war sehr durcheinander, und das ist nicht gerade förderlich für einen Kopfverletzten. Entscheiden Sie aber, Kollege Hahn, vielleicht ist sie vernünftig und hält sich zurück. Doch sagen Sie ihr nicht, daß er noch nicht klar denken kann, sonst flippt sie ganz aus.«

»Es ist natürlich nicht einfach, einem geliebten Menschen in solch einer Situation sehen zu müssen.«

»Er wird überleben, das ist die Hauptsache, und seine Erinnerungen kehren bestimmt wieder zurück. Ich habe schon manche Schädelfraktur wieder in Ordnung bringen können. Die Patienten lebten danach viel bewußter.«

»Es ist ein wunderbares Gefühl, wenn man Menschen wieder dem Leben zurückgeben kann.«

»Ja, das ist es, Herr Kollege. Hm, in zwei Stunden löst Sie Dr. Büttner ab. Ich besuche jetzt meine Frau und das Baby.«

Mit einem glücklichen Lächeln verließ er die Intensivstation. Als er die Tür des Zimmers öffnete, in dem seine Frau lag, sah er, daß sie die Kleine stillte.

Mit strahlendem Gesicht begrüßte sie ihn und sagte stolz: »Unser Mädchen hat großen Hunger.«

»Daß wir dieses Glück noch erleben dürfen, ist schon wunderbar. Ich freue mich schon darauf, wenn ihr daheim seid.«

Als die Kleine satt war, gähnte sie herzhaft.

»Darf ich meine Tochter ein wenig im Arm halten?«

»Aber ja, Christian, sie muß auch noch ein Bäuerchen machen, dann darfst du sie in das kleine fahrbare Bettchen legen und sie ganz dicht zu mir rollen.«

Behutsam nahm er das Baby auf. »Du bist das schönste Kind, das ich je gesehen habe«, sagte er stolz.

Mit großen Augen sah es seinen Vater an. Plötzlich war ein Klopfen an der Tür zu hören.

Es war Dr. Büttner. Er sagte: »Herr Kollege, wir brauchen Sie dringend!« Als er sah, daß Dr. Zeitler sein Kind im Arm hielt, zuckte er mit den Schultern. »Es tut mir leid, Sie jetzt zu stören.«

»Schon gut, ich komme gleich mit.« Er legte das Baby in das fahrbare Bettchen und rollte es neben seine Frau.

»Bis heute abend, meine Lieben«, sagte er lächelnd und verließ mit dem Kollegen das Zimmer.

»Was ist passiert?« fragte er ihn.

»Ein Bauarbeiter wurde eingeliefert, der von einem Gerüst gestürzt ist. Die Platzwunde am Hinterkopf sieht böse aus.«

»Ist der Mann schon im Röntgenraum?« Als Dr. Büttner bejahte, ging er gleich mit ihm. Bevor Dr. Zeitler den Verletzten untersuchte, wusch er sich die Hände und schlüpfte in einen frischen Kittel.

Die Röntgenaufnahmen zeigten keine Schädelfraktur, es war nur eine Platzwunde und eine leichte Gehirnerschütterung.

Als der Verletzte versorgt war, wurde er in ein normales Krankenzimmer verlegt. Ein Tropf war angeschlossen, in dem ein schmerzstillendes Mittel gespritzt wurde und womit gleichzeitig die Ernährung gesichert war, bis er wieder feste Nahrung zu sich nehmen konnte.

Schwester Sabine blieb bei ihm, bis er aufwachte und sie ansah. Sie lächelte und fragte: »Haben Sie irgendeinen Wunsch?«

Er betastete mit der rechten Hand seinen Kopf. »Bin ich in einem Krankenhaus?«

»Ja, man hat Sie zu uns gebracht, weil Sie vom Gerüst gefallen sind. Erinnern Sie sich?«

»Bin ich schlimm verletzt?«

»Nein, Sie haben nur eine Platzwunde und eine leichte Gehirnerschütterung. Aber bitte sagen Sie uns, haben Sie Angehörige, die wir verständigen sollen?«

»Nein, meine Kumpels wissen, daß ich allein bin…«

»Versuchen Sie zu schlafen. Ein Arbeitskollege war dabei, als Sie eingeliefert wurden. Er hat uns Ihre genauen Daten angegeben. Morgen will er Sie besuchen.«

»Danke, Schwester! Ich bin so müde. Darf ich jetzt schlafen?« Als sie nickte, schloß er die Augen, und bald darauf schlief er tief und fest.

Bevor Sabine ging, löste sie Lernschwester Anja ab. »Wie heißt eigentlich dieser Mann?« wollte Anja wissen. Schwester Sabine nahm die Krankenmappe vom Tisch und antwortete leise: »Er heißt Georg Mitterer und ist dreißig Jahre alt.«

Und dieser Georg Mitterer wurde der Liebling aller Schwestern.

*

Claus Heller bezwang seinen Wunsch, Jasmin von dem Gespräch mit seinem Freund Jürgen Weinert zu unterrichten. Als er seine Nachmit-

tagsvisite antrat, richtete er es so ein, daß er erst alle anderen besuchte, dann konnte er länger bei Jasmin bleiben.

Als er nach einer guten Stunde an ihre Tür klopfte und gleich eintrat, sagte sie spitz: »Ich habe nicht erwartet, daß du noch mal nach mir siehst.«

»Warum bist du wieder so garstig, Jasmin? Ich habe hier noch mehr Patienten im Haus.«

»O ja, das weiß ich, aber du kümmerst dich mehr um die anderen als um mich.«

»Soll ich wieder gehen?« fragte er enttäuscht.

»Bitte, wie du willst.«

»Dann wünsche ich dir eine gute Nacht!« Ohne sie noch eines Blickes zu würdigen, öffnete er die Tür und verließ das Krankenzimmer. Auf dem Flur blieb er in der Hoffnung stehen, sie würde ihn zurückrufen. Sie tat es nicht.

Er fragte sich: Was mache ich nur falsch, daß sie kratzbürstig ist, wenn ich nicht nach ihrer Pfeife tanze? Ich kenne sie viel zu wenig. Ist sie immer so zickig? Da war ja die Ärztin Erika März noch harmlos...

O nein, dachte er, ich kann doch keine Vergleiche anstellen – der Klügere gibt nach. Und er klopfte diesmal nur an und wartete auf ihr »Herein«. Doch es war nichts zu hören. Noch einmal pochte er an die Tür und öffnete sie dann.

Mit wenigen Schritte war er an Jasmins Bett. Sie weinte haltlos.

Als er einen Arm um sie legte, schluchzte sie: »Bitte, verzeih mir, Claus! Ich kenne mich selbst nicht wieder. Seit ich dir zum ersten Mal begegnet bin, liebe ich dich. Und ich bin manchmal so gemein und herzlos zu dir.«

»Ich muß mich entschuldigen, weil ich erst jetzt begreife, wie sehr du leidest. Nur darauf führe ich dein Verhalten zurück.«

»Wenn du nicht da bist, fühle ich mich so allein gelassen. Und wenn du dann kommst, bin ich ein Ekel. Ich liebe dich wirklich von ganzem Herzen, und ich will nicht, daß du mich heiratest, wenn ich entstellt bleibe.«

»Erst jetzt verstehe ich dich. Du glaubst, daß für immer die Narben bleiben?« Als sie nickte, nahm er sie behutsam in die Arme und sagte: »Hab keine Angst, ich weiß, daß du wieder so schön wirst wie zuvor.«

»Kannst du hellsehen?« fragte sie lächelnd.

»Nicht direkt, aber ich kann vorausschauen, und ich weiß bestimmt, daß wir im nächsten Jahr verheiratet sind.«

»Mir wäre schon viel wohler, wenn ich nur ein bißchen von deiner Zuversicht hätte.«

»Ich gebe dir von meiner Kraft und Stärke, aber du mußt mir versprechen, mir zu vertrauen, daß wir beide sehr glücklich werden.«

»Ja, Claus, ich will dir vertrauen. Auch Vater, der mich heute morgen besucht hat, ist voller Zuversicht. Er meint, daß unsere Liebe Bestand hat. Und stell dir vor, was er sich noch wünschte...« Jasmin mußte lachen, doch sie verzog ihren Mund, weil der rechte Wangenmuskel noch sehr schmerzte.

»Du kannst dir doch denken, daß nach ein paar Tagen die Verbrennungen noch nicht verheilt sein können, Liebes. Diese Verletzungen heilen

langsamer als Schnitt- oder Schürfwunden. Aber was sich dein Vater wünscht, kann ich mir schon denken, doch das werden nur wir beide entscheiden, ja?«

»Ist klar, aber ein Kind – besser zwei – möchte ich schon gern. Du weißt, ich war ein Einzelkind und fühlte mich oft sehr einsam. Erst als Emma zu uns kam, wurde ich richtig geliebt.«

»Also, Liebling, ab heute beginnt unser gemeinsames Glück. Zusammen werden wir alles meistern, auch wenn es manchmal aussieht, als gäbe es keinen Ausweg. Einverstanden?«

»Ja, Claus, ich liebe dich und will versuchen, nur noch positiv zu denken.«

»Nun weißt du ja, warum ich jetzt erst zu dir gekommen bin.«

»Ja, weil du nun mehr Zeit für mich hast. Manchmal bin ich ungeduldig, wenn nicht alles so läuft, wie ich es möchte. Bin eben ein Einzelkind und vom Vater sehr verwöhnt.«

Lachend meinte Claus: »Daran werde ich denken, wenn wir uns manchmal in den Haaren liegen.«

»Ich kann noch nicht lachen, Claus. Es tut immer noch weh.«

Mit dunkler Stimme sagte er: »Entschuldige bitte, ich werde nur noch ernsthafte Gespräche mit dir führen.«

»Immer wieder verstehst du es, mich glücklich zu machen«, sagte sie leise.

»Was meinst du, Jasmin, wirst du morgen mit meiner Hilfe aufzustehen versuchen?«

»Ja, daran habe ich auch schon gedacht. Ich könnte dann am Tisch richtig essen – mit der linken Hand schaff ich es schon – und dann am Abend mit dir vielleicht fünf oder zehn Minuten im Park spazierengehen.«

»Ja, wenn du dich gut fühlst, machen wir das. Du kannst dann nachts auch besser schlafen, und deine Beinmuskeln erschlaffen nicht. Du mußt dich nicht extra anziehen, Schlafanzug und Bademantel tun es auch.«

»Wie schön! Nun habe ich was, worauf ich mich freuen kann.«

»Ich wünsche dir eine schmerzfreie Nacht, Jasmin. Schwester Anna wird dich unter ihre Fittiche nehmen. Auch Dr. Zeitler ist im Haus. Er hat sich freiwillig gemeldet, um seiner Frau und dem Baby nahe zu sein.«

»Claus, ich bin sehr froh, daß es dich gibt«, sagte Jasmin, als er sich verabschiedete.

»Das war eine schöne Liebeserklärung, mein Herz. – Also dann bis morgen.«

Er drückte ihre linke Hand an seine Lippen. An der Tür drehte er sich kurz um, und sein Lächeln begleitete sie in den Schlaf.

*

Zwölf Tage waren seit dem Geburtstagsfest des Professors vergangen. David Baron hatte die Lungenentzündung gut überstanden. Auch Frau Zeitler war inzwischen mit ihrem kleinen Mädchen wieder zu Hause.

Ludwig Storm lag in einem Krankenzimmer und erholte sich von seiner Kopfverletzung. Sein Gedächtnis funktionierte wieder, er hatte nur noch Schwindelanfälle, wenn er aufrecht saß. Seine Frau war glücklich,

denn der Oberarzt hatte ihr versichert, daß diese auch in ein paar Wochen vorbei seien.

Lisa Winkler, die Oberschwester, war nur drei Tage daheim geblieben. Sie fühlte sich wieder gut, besonders, als am zweiten Tag vom Professor ein riesiger Blumenstrauß bei ihr abgegeben wurde. Eine Karte war dabei, die sie mit Herzklopfen gelesen hatte. Er hatte sich vielmals entschuldigt. Und der letzte Satz lautete: Ich versteh mich selbst nicht mehr. Wie konnte ich nur so garstig zu Dir sein? Weißt du nicht, daß ich Dich liebe?

Wie oft Lisa diese Zeilen las, wußte sie gar nicht mehr.

Als sie wieder in die Klinik kam, freute sie sich am meisten darüber, daß der Professor die Empfangsschwester gebeten hatte, Lisa sofort zu ihm zu schicken. Ihr Herz klopfte ungewöhnlich schnell, als sie schließlich vor ihm stand. Sie schauten sich an, keiner sprach ein Wort, dann nahm er sie in die Arme und küßte ganz sanft ihren Mund. »Das hätte ich schon früher tun sollen, Lisa.«

Sie drohte ihm spielerisch mit dem Zeigefinger. »Du wirst nie mehr so garstig sein?«

Er schüttelte den Kopf und fragte ohne Umschweife: »Bist du damit einverstanden, daß wir heiraten, wenn Jasmin wieder ganz in Ordnung ist?«

»Ja, tausendmal ja«, war ihre Antwort.

*

Lisa schwebte seitdem wie auf Wolken, doch ihre Arbeiten machte sie weiterhin zu aller Zufriedenheit. Die Abende und Sonntage verbrachten sie miteinander, und alle in der Klinik freuten sich über die Harmonie, die im Haus herrschte.

Zur Zeit waren nicht alle Betten belegt, doch keiner wußte, was der andere Tag brachte.

Jasmin hatte sich noch nicht damit abgefunden, daß sie vielleicht mit einer Narbe in der rechten Gesichtshälfte leben mußte. Obwohl ihr Claus immer wieder versicherte, daß auch diese eines Tages entfernt werden konnten.

Vierzehn Tage waren nach dem Unglück vergangen. Claus Heller hatte immer die Brandwunde versorgt. Als er das Pflaster von Jasmins Gesicht löste, atmete er erleichtert auf.

»Es verheilt wirklich gut, ich bin zufrieden.«

»Bitte, Claus, gib mir mal einen Spiegel, ich möchte es auch sehen.«

»Nein, Liebes, dazu ist es noch zu früh. Hab Geduld. Du weißt, alles braucht seine Zeit.«

»Ich finde es unfair, daß ihr im Bad den Spiegel entfernt habt.«

»Wir haben das nur zu deinem Besten getan, Jasmin.«

Als Claus gegangen war – sie wußte, daß er zum Zahnarzt mußte und erst spät am Abend wieder zurückkommen würde – bat sie Lernschwester Gerda, ihr einen Spiegel zu bringen. Sie wollte ihre Haare anders ordnen, war ihre Ausrede.

Gerda brachte nichtsahnend das Gewünschte und ließ dann Jasmin allein.

Nachdem sie das Pflaster vorsichtig gelöst hatte, blickte Jasmin in den Spiegel. Sie war über ihr Aussehen so

entsetzt, daß ihr der Spiegel entglitt und auf dem Boden zerbrach.

Claus hatte sie belogen. Ihr Gesicht war entstellt. Es war also nur Mitleid, daß er sie zur Frau haben wollte. Oberschwester Lisa, die Jasmin das Abendessen brachte, erschrak, als sie Scherben sah.

Obwohl sich Jasmin schlafend stellte, wußte Lisa, daß sie nur die Augen geschlossen hatte. »Sag mir, wer hat dir den Spiegel gegeben?«

Unter Schluchzen erwiderte sie: »Das möchte ich nicht verraten. Ich hatte darum gebeten.«

»Komm, beruhige dich, Jasmin!«

»Lisa, ich weiß, daß du mich sehr gern hast. Hilf mir bitte, ich möchte nicht mehr leben.«

»Was redest du für einen Unsinn, Mädchen? Willst du uns alle unglücklich machen? Du hast wohl keine Ahnung, wie sehr dich Claus liebt? Und dein Vater? Glaubst du nicht, es würde ihm das Herz brechen?«

»Verstehst du denn nicht, daß mein Leben verpfuscht ist? Alle Menschen würden mich nur mitleidig betrachten...« Sie weinte wieder und hörte erst auf, als Lisa ihr eine Beruhigungstablette gab.

Als Claus nach der Zahnbehandlung wieder in die Klinik kam, wurde er schon von der Oberschwester in der Halle erwartet. Er sah ihr ernstes Gesicht und ahnte, daß etwas Schlimmes passiert sein mußte.

»Ist was mit Jasmin?« fragte er deshalb.

Lisa nickte und bat ihn, sofort mitzukommen.

Während sie die Treppe nach oben gingen, schwiegen beide. Auf dem Flur blieb Dr. Heller stehen und bat Lisa, ihm zu berichten, was mit Jasmin geschehen war.

Als sie ihm schilderte, daß ein zerbrochener Spiegel am Boden gelegen, Jasmin verzweifelt geweint und davon gesprochen hatte, nicht mehr leben zu wollen, habe nur eine Beruhigungstablette geholfen, daß sie endlich einschlief.

»Ich hätte mir denken können, daß sie keine Geduld aufbringt. Und jetzt muß ich ihr von meinem Freund Dr. Weinert berichten, der sie hundertprozentig wiederherstellt.«

»Der Professor hat es mir gesagt. Er und ich glauben fest daran, daß ihr Gesicht wieder narbenfrei wird.«

»Lisa, ich gehe am besten gar nicht zu ihr, sondern werde jetzt gleich versuchen, meinen Freund zu erreichen. Vielleicht kann er schon einen früheren Termin mit mir ausmachen.« Nach einem tiefen Atemzug fügte der Arzt hinzu: »Nur eine Woche hätte sie warten müssen, dann hätte man mit der Behandlung beginnen können.«

»Ich drücke die Daumen, daß er früher als ausgemacht kommen kann«, sagte Lisa und versuchte ein Lächeln.

»Wenn er es möglich machen kann, ist Jürgen Weinert in ein paar Tagen hier. Hoffentlich hält Jasmin noch bis dahin durch.«

»Wenn sie wach ist, wird sie nach Ihnen fragen. Was soll ich ihr dann sagen?« Abwartend sah Lisa ihn an.

»Ich muß ganz wichtige Telefongespräche führen, die keinen Aufschub dulden... Wird sie das glauben?«

»Ich hoffe schon, denn es ist ja die Wahrheit.« Lisa bat ihn noch, ihr sofort Bescheid zu geben, wenn er Weinert erreicht hat, und wann er frühe-

stens nach Nürnberg kommen konn-
te.

»Natürlich werde ich Ihnen von unserem Gespräch berichten.«

»Viel Glück, Herr Doktor!«

»Danke, Lisa. Es ist schön, daß es Sie gibt.«

Sie lächelte und öffnete leise die Tür zu Jasmins Krankenzimmer. Bevor sie die wieder schloß, sagte sie: »Unser Sorgenkind schläft noch immer.«

Ein wenig erleichtert ging Claus Heller in sein Büro. Und er hatte wieder das bestimmte Gefühl, Jürgen anzutreffen. Er wählte die Telennummer in London, unter der er en Freund erreichen konnte. Es eldete sich die Pension Kritz, und is Claus Heller bat, ihn mit Dr. Jürgen Weinert zu verbinden – er sprach natürlich englisch –, hörte er nach drei Sekunden die Stimme des Freundes.

»Schön, daß ich dich antreffe, Jürgen. Hast du eine Minute Zeit für mich?«

»Für dich doch immer, Claus. Hättest du fünf Minuten später angerufen, wäre ich schon weg gewesen. Aber berichte nun, wie es deiner Jasmin geht, denn deshalb rufst du doch an.«

»Ja, du hast recht.« Und er sagte dem Freund, was sie angestellt hatte. »Ich hatte ihr streng verboten, in einen Spiegel zu sehen, und als sie die Narbe sah, drehte sie durch.«

»Du willst sicher wissen, ob ich nicht schon früher nach Nürnberg kommen könnte, um ihre Schönheit wiederherzustellen. Stimmt's?«

»Ja, Jürgen. Jasmin ließ sich von einer Lernschwester einen Spiegel bringen und schickte sie wieder aus dem Zimmer. Als unsere Oberschwester zu ihr kam, sah sie den zerbrochenen Spiegel und fand Jasmin in Tränen aufgelöst.«

»Claus, ich versichere dir, sie war nicht die erste, die heimlich in den Spiegel schaute, und sie wird auch nicht die letzte bleiben.«

»Ich hatte es ihr wirklich streng verboten. Als ich zu ihr ins Zimmer wollte, schlief sie fest, denn Lisa, unsere Oberschwester, hatte ihr eine Beruhigungstablette gegeben.«

»Und wie sieht die Vernarbung aus? Wann hast du die zuletzt versorgt?«

»Erst heute morgen, und ich finde, wenn du dich früher freimachen könntest, wäre uns schon sehr geholfen, denn Jasmin ist, befürchte ich, zu allem fähig.«

»Warte mal, Claus! Ich schau ganz schnell in meinen Terminkalender...« Nach einer halben Minute sagte er: »Wie schaffst du es immer, den richtigen Zeitpunkt für ein Gespräch mit mir zu finden?«

»Ich nehme an, es ist mein Schutzengel, der mir sehr viele Wünsche erfüllen will.«

»Du bist ja dann ein echtes Glückskind, lieber Claus. Kannst du mir deinen Schutzengel einmal ausleihen?«

»Wenn das möglich ist, gern. Aber wie sieht es aus, kannst du ein paar Tage früher kommen als ausgemacht?«

»Ja, ich werde in drei Tagen in Nürnberg sein und sofort in die Martha-Klinik kommen, dann sehe ich mir die junge Dame genau an. Aber dir gestatte ich nicht, dabeizusein, wenn ich mit ihr spreche und die Narben begutachte.«

»Natürlich, Jürgen, ich vertraue dir voll und ganz. Aber ich habe noch eine Bitte...«

»Ja?«

»Schick mir doch vorab, am besten gleich in die Klinik, ein paar Fotos von Verletzten, die du wieder völlig hergestellt hast.«

»Ja, ich verstehe schon. Eines vor einer Operation und eines danach. Ich habe ein kleines Album angelegt, das werde ich dir morgen per Eilboten schicken.«

»Das ist gut. Ich bin froh, wenn ich es Jasmin zeigen kann, denn bis jetzt habe ich mit ihr noch nicht über dich gesprochen. Ohne Beweise hätte sie mir nicht geglaubt, daß es noch Wunder gibt.«

»Du kennst mich, Claus, ich werde alles tun, damit du wieder eine lebensfrohe Jasmin bekommst... O nein, jetzt erst fällt mir ein, daß ich das kleine Album einem jungen Mann, der einen Autounfall hatte, gegeben habe, damit er sieht, wie Schwerverletzte wiederhergestellt werden können.«

»Na ja, das ist auch nicht so schlimm. Wir werden schon dafür sorgen, daß Jasmin keine Dummheit macht.«

»Ich komme dann schon am Sonntag und sehe mir Jasmin an, dann bringe ich auch die Fotos mit. Noch was, Claus: Kannst du mir für etwa eine Woche im Hotel ATRIUM ein Zimmer bestellen? Soviel ich weiß, liegt das Hotel in der Nähe der Klinik.«

»Nein, das kann ich nicht. Ich hoffe doch, daß du – wie auch schon früher – bei mir wohnen wirst. Oder willst du lieber frei und unabhängig sein? Bringst du vielleicht eine Freundin mit?«

»Leider nein. Ich wünschte, ic hätte eine. Aber ich habe ja keine so guten Schutzengel.«

»Wie wäre es mit einer Kranken schwester? Wir haben hier ein paa sehr tüchtige.«

»Du weißt doch, ich bin viel un terwegs, aber eine gute Kranken schwester wäre schon eine Hilfe fü mich.«

»Na also. Ich bin überzeugt, da du hier die Richtige finden wirst. Claus überlegte kurz, dann sagte e noch: »Vor ein paar Tagen hat mic Schwester Peters gefragt, ob ich ih nicht in einer anderen Stadt ei gutbezahlte Stelle anbieten könn sie möchte sich verändern.«

»Anschauen kostet ja nichts«, e widerte Jürgen.

»Ich werde dir Schwester Maria als Helferin bei Jasmin geben.«

»Claus, ich wußte schon immer, daß du ein besonderer Freund bist, und wenn diese Maria will, werde ich sie engagieren.«

»Jürgen, soll ich Jasmin vorbereiten, daß du Schönheitschirurg bist?«

»Nein, besser nicht. Ich werde mit ihr unter vier Augen sprechen und erwähnen, daß wir beide Freunde sind. Dann zeige ich ihr erst die Fotos von den Verletzten und dann die nach meinen chirurgischen Eingriff.«

»Ja, ich verstehe, du hast genug Erfahrung. Aber kann ich nicht dabei helfen?«

»Ich möchte dich nicht dabeihaben, Claus. Schwester Maria könnte ich schon brauchen.«

»Ist gut, Jürgen, ich füge mich deinen Anweisungen.«

»Also, ich bin dann in drei Tagen in Nürnberg. Kannst du es einrich-

ten, daß du mich um achtzehn Uhr vom Flughafen abholst?«

»Natürlich. Ich kann es kaum erwarten, daß Jasmin bald wieder ein normales Leben führen kann. Nochmals vielen Dank, Jürgen.«

*

Als Claus Heller am anderen Morgen zu Jasmin ging, war sie immer noch sehr depressiv. Ihre vorwurfsvollen Worte taten ihm weh: »Warum hast du mir nie die Wahrheit gesagt, wie groß und tief die Brandwunde ist?«

»Jasmin, überlege doch mal. Deine Verzweiflung wäre angebracht, wenn du blind geworden wärst.«

»Dann würde ich heute nicht mehr leben. Auch weiß ich jetzt, daß du mich nur aus Mitleid heiraten willst«, sagte sie mit rauher Stimme.

»Weißt du, was du bist? Ein undankbares Menschenkind. Du kannst die Wahrheit nicht von einer Lüge unterscheiden. Ich sage dir zum letztenmal: Ich liebe dich und will dich heiraten, und ich verspreche dir, wir werden glücklich werden.« Er ging zu ihr, nahm ihre Hand, doch sie entzog sie ihm.

»Claus, ich möchte dir ja gerne glauben, doch ich kann es nicht,«

»Ja, dann ist es am besten, ich gehe und überlasse dich Dr. Büttner. Vielleicht glaubst du ihm mehr als mir.« Er hielt schon die Türklinke in der Hand, da bat Jasmin ihn, zu bleiben.

»Ich komme heute abend, vielleicht möchtest du dann noch eine halbe Stunde im Park spazierengehen.«

»Claus, ich will ja daran glauben, daß mich ein guter Gesichtschirurg wiederherstellen kann.«

»Das ist gut, du denkst schon wieder positiv.« Am liebsten hätte er gesagt: In drei Tagen wird schon der beste Schönheitschirurg alles tun, um dir wieder Lebensfreude zu geben. Er schwieg, denn sie hätte ihm nicht geglaubt.

*

Claus Heller atmete vor Erleichterung tief durch, als er seinen Freund Jürgen Weinert vom Flughafen abholte. Sie umarmten sich, und überrascht sagte Jürgen: »Dich hat der Unfall dieser Jasmin ja sehr mitgenommen. Du warst noch nie so schlank.«

»Ich weiß, ich sehe aus wie siebzig. Doch du bist nun da und wirst auch feststellen, daß Jasmin keine geduldige Kranke ist.«

»Keine Sorge, ich werde schon mit ihr fertig. Du kennst doch meinen Charme«, meinte er lächelnd.

»Da habe ich mir ja was Schönes eingebrockt. Vielleicht verliebt sie sich noch in dich, und ich bleibe ewig Junggeselle.«

Jürgen Weinert sah mit seinen vierzig Jahren wirklich jung aus. Seine leichtgelockten Haare waren hellblond, die großen blauen Augen in dem braungebrannten Gesicht ließen ihn jünger erscheinen. Er grinste nur, und Claus puffte ihn in die Seite.

Zusammen holten sie noch das Gepäck vom Fließband, dann fuhren sie sofort in die Martha-Klinik.

Dr. Weinert machte sich ein wenig frisch, schlüpfte in einen weißen Kittel, dem ihm sein Freund Claus gegeben hatte, dann äußerte er den

Wunsch, Jasmin sofort zu sehen. Die kleine Fotomappe. die seine Erfolge zeigten, nahm er natürlich mit.

Claus, der froh war, daß sein Freund als Gesichtschirurg einen guten Ruf hatte und Jasmin bestimmt bald wieder ein normales Leben führen konnte, hatte unbewußt Angst, Jasmin könnte sich in Jürgen verlieben. Er hatte versucht, sich ein wenig abzulenken, es war ihm aber nicht gelungen. Zum Glück war der Professor an diesem Tag nicht in der Klinik. Claus hätte Jürgen Weinert nicht allein zu seiner Jasmin gelassen. Wenn nur die Oberchwester Lisa noch im Hause wäre, würde er sich schon etwas wohler fühlen.

Er hielt es nicht lange in seinem Zimmer aus, er mußte wissen, wie die beiden miteinander klarkamen. Kurzentschlossen ging er nach oben und blieb an der Tür von Jasmins Zimmer stehen. Er wollte anklopfen und gleich eintreten, doch er hörte Jasmin laut und deutlich rufen: »Verlassen Sie sofort mein Zimmer, sonst schreie ich das ganze Haus zusammen! Ich glaube Ihnen kein Wort.«

Oje, dachte Claus, das läuft schief, ich hätte doch gleich mitkommen sollen. Ohne anzuklopfen öffnete er die Tür und sah, daß Jürgen vergeblich versuchte, ihr zu erklären, daß er ihr wirklich helfen konnte.

Als Jasmin Claus entdeckte, atmete sie erleichtert auf. »Gottlob, daß du da bist! Dieser Mann hier will mir weismachen, daß du mit ihm befreundet bist.«

»Ja, das bin ich, Jasmin. Es war ein Fehler von mir, ihn allein zu dir zu lassen.«

Jürgen Weinert blieb völlig ruhig, als er sagte: »Claus, du hattest recht, wir hätten gemeinsam deine Jasmin aufklären sollen. Ein Glück, daß du im richtigen Moment gekommen bist.«

»Warum hast du mir nicht vor deinem Freund berichtet, daß er mir wieder ein narbenfreies Gesicht garantieren kann?«

»Ich wollte keine falschen Hoffnungen wecken, denn Jürgen hat so viele Termine, er ist auch oft im Ausland.«

»Es war ein Wunder«, bemerkte Jürgen, »daß Claus mich in Paris erreicht hat.« Mit einem Seufzer sprach er weiter: »Hätten Sie mich nicht gleich so angegriffen, Jasmin würden Sie die Fotos, die ich von den Verletzten vor meinen chirurgischen Eingriffen und danach gemacht habe, schon gesehen haben.«

»Es tut mir leid, Jürgen. Ich darf doch Jürgen sagen?«

»Natürlich, Jasmin. Können wir nun alles in Ruhe besprechen?«

Jasmin und Claus nickten, setzten sich an den runden Tisch, und beide staunten über die Aufnahmen, die ihnen Jürgen Weinert zeigte. Er sagte aber auch, daß er eine Bedingung hatte, die unbedingt eingehalten werden mußte, wenn er zu einem guten Ergebnis kommen sollte. »Jasmin, Sie dürfen erst in einen Spiegel sehen, wenn ich es erlaube.«

»Ich füge mich in allem, was Sie sagen, Jürgen.« Leise fügte sie hinzu: »Wann werden Sie anfangen?«

»Wir können schon morgen beginnen, wenn es euch recht ist.«

Jasmin und Claus waren damit einverstanden.

Natürlich hatte Jasmin Angst vor neuen Schmerzen, doch sie wollte das in Kauf nehmen.

Als der Professor und die Oberschwester am nächsten Tag wieder in der Klinik waren, berichtete Claus dem Chef, daß sein Freund Jürgen Weinert schon dabei war, Jasmin zu behandeln. Erleichtert atmete der Chef auf, denn Claus zeigte ihm die Fotos, die ihm Jürgen geliehen hatte.

»Ich habe Schwester Maria als Assistentin für Dr. Weinert eingeteilt. Ist das in Ordnung?«

»Natürlich, Sie machen doch immer das Richtige, Claus.«

*

Jasmin spürte von den Operationen gar nichts. Natürlich bekam sie schmerzstillende Mittel, doch das Vertrauen, das sie in Jürgen setzte, wuchs von Woche zu Woche. Sie wollte die Einzelheiten gar nicht wissen, doch Claus wurde in alles eingeweiht.

Dem Oberschenkel wurden die entsprechenden Hautlappen entnommen. Es dauerte zehn Wochen, bis Dr. Weinert nach drei Operationen die Verbände abnahm und ihr einen Spiegel in die Hand drückte.

Jasmins Herz klopfte zum Zerspringen. Die Angst, eine Fremde im Spiegel zu sehen, war so groß, daß sie Claus und ihren Vater bat, ihre Hände zu halten, weil die so zitterten.

Claus hielt ihre Hand mit dem Spiegel und sagte erstaunt: »Es ist kaum zu glauben, du bist wieder wunderschön.«

Jasmin hielt ihre Augen noch geschlossen, als sie mit vibrierender Stimme fragte: »Was sagst du, Vater?«

Lächelnd antwortete er: »Ich hatte eine sehr hübsche Tochter, doch jetzt ist sie eine Schönheit.«

Als Jasmin langsam die Augen öffnete und in den Spiegel blickte, liefen ihr ein paar Tränen über die Wangen. Sie wußte, wäre sie noch entstellt gewesen, hätte sie Claus niemals geheiratet. Nun war sie überglücklich. Zu Jürgen sagte sie ergriffen: »Dir habe ich mein neues Leben zu verdanken.«

Er lächelte nur, auch er war zufrieden, denn in Schwester Maria hatte er nicht nur eine Assistentin gefunden, sondern die richtige Partnerin.

Claus umarmte den Freund, denn sein Können hatte ihm Jasmin zurückgegeben. Auch der Professor konnte vor Rührung kaum sprechen. Er honorierte ihn sehr großzügig, und alle bedauerten, daß Jürgen Weinert und Maria noch am selben Tag abreisen mußten, denn für den anderen Tag hatte er schon wieder einen Termin.

Die Hochzeitsglocken für das junge Paar läuteten noch vor Weihnachten. Für den Professor und Oberschwester Lisa läuteten sie zu Ostern.

– E N D E –

DIE GROSSE SERIE

JETZT NEU!

Lo Marx-Lindner

Sie schrieb die unsterblichen Romane vom

"SILBERNEN SPIEGEL"



DER SILBERNE SPIEGEL - das ist die große Serie der bekannten Bestseller-Autorin LO MARX-LINDNER, die die Herzen aller Romanleser höher schlagen läßt. In diesen faszinierenden Generationenromanen um den schillernden Familienclan der Crothas dominieren gleichermaßen Romantik, Zärtlichkeit und Spannung.

Vor dem Hintergrund einer unruhigen Zeit voller Wirren und Dramatik schildert LO MARX-LINDNER in meisterhafter Weise das aufregende Leben verwegener Männer- und eindrucksvoller Frauengestalten. Das ergreifende Schicksal der Familie Crotha zieht alle Freunde des guten Unterhaltungsromans in seinen Bann.

alle 4 Wochen * 192 Seiten * nur DM 5,-

kelter

Martin Kelter Verlag · Mühlenstieg 16-22 · 22041 Hamburg

Er suchte Vergessen in seinem Beruf

Roman von Gisela Reutling

Unmittelbar hinter Dr. Grothaus betrat der Chefarzt den Waschraum. »Sie kommen doch heute abend, Grothaus«, sagte er, während er sich warmes Wasser über die Hände laufen ließ. »Meine Tochter würde sich freuen.«

Für einen Augenblick vergaß Dieter Grothaus die bevorstehende Operation, der seine Gedanken gegolten hatten. Würde sich Brigitte Plessing wirklich freuen?

Bisher hatte er nicht den Eindruck gehabt, wenn er, wie es gelegentlich geschah, in der Villa des Chefs zu einem freundlichen, zwanglosen Beisammensein eingeladen war. Sie war zu Hause von derselben kühlen Distanziertheit wie in der Klinik, wenn sie den weißen Kittel trug.

Dieter Grothaus legte die Seife weg und griff nach dem Handtuch. »Vielen Dank, Herr Professor, ich komme gern«, sagte er.

Als sein Blick bei diesen Worten den Chefarzt traf, sah er, daß dessen Gesicht sich in Sekunden mit einer ganz unnatürlichen Blässe bedeckt hatte.

Besorgt musterte ihn Dieter Grothaus. »Fühlen Sie sich nicht gut?« fragte er.

Nervös faßte sich der Angeredete an den Hals. »Doch. Es ist nichts.« Er holte tief Atem. Die Farbe kehrte in sein Gesicht zurück. Mit pedantischer Sorgfalt fuhr er fort, sich Finger um Finger zu desinfizieren. Dabei sprach er mit Dieter Grothaus über den Patienten, der nebenan für die Operation vorbereitet wurde.

Es handelte sich um ein Aneurysma im Herzbereich.

»Ich denke, wir werden es schaffen«, sagte Professor Plessing und ging mit sicherem Schritt durch die offene Tür in den Operationssaal, gefolgt von seinem Assistenten Dr. Grothaus.

Routiniert schlüpften die schmalen Chirurgenhände in die sterilen Gummihandschuhe, eine Schwester band ihnen den keimfreien Mundschutz aus Gaze um. Es roch intensiv nach

Karbol und Chloroform. In tiefer Narkose lag der Patient auf dem gepolsterten Tisch. Das Team war vollzählig versammelt, der Anästhesist hatte seinen Platz eingenommen, die zierliche Opertionsschwester Mi Ku aus Korea hielt Scheren, Pinzetten und Skalpelle bereit.

Professor Plessing und Dr. Grothaus traten in das grelle Licht der Lampe. Die Operation konnte beginnen.

Sie arbeiteten alle mit größter Konzentration. Selten fiel ein Wort.

Zehn Minuten, zwanzig Minuten vergingen. Unaufhaltsam kreiste der Sekundenzeiger der großen Uhr an der Schmalseite des Operationssaales. Professor Plessing blickte immer häufiger kurz auf. Er hatte den gleichen Gedanken wie alle hier im Raum: Es dauert schon viel zu lange... Unter der grünen Haube perlte Schweiß auf seiner Stirn, Schwester Elisabeth tupfte ihn ab.

»Puls wird schwächer«, meldete der Narkosearzt.

Professor Plessing zögerte, er hielt die Klemme in der halb erhobenen Hand. Das leise Dröhnen der Aggregate schien sich zu verstärken, es wuchs in seinen Ohren zu einem gewaltigen Lärm an...

Irritiert blickte Dr. Grothaus auf den Chef. Das sah ja aus, als wollte er aufgeben. Er schien den Mut verloren zu haben. Das war so ungewöhnlich bei diesem Mann, der mit dem Skalpell in der Hand dem Tod ungezählte Opfer entrissen hatte, daß ihm für einen Augenblick der Atem stockte.

Dann mahnte er drängend: »Der Puls schlägt!«

Professor Plessing nickte unmerklich, er warf die blutige Klemme in das Stahlbecken und streckte seine Rechte aus, doch er griff nicht nach dem nächsten Instrument, das die routinierte OP-Schwester ihm in die Hand legte. Die Hand mit der Zange fiel herab, taumelnd wandte der Professor sich ab und lehnte sich gegen die glattgekachelte Wand. Sein Atem ging mühsam.

»Weitermachen, Grothaus!« brachte er heiser hervor. Unwillig wehrte er den jungen Assistenzarzt ab, de[r] bestürzt auf ihn zutrat, mit einer matten, aber doch befehlenden Geste deutete er auf den Tisch, um ihn an seinen Platz zu verweisen.

Einige kostbare Sekunden lan[g] standen alle wie erstarrt, dann nahm Dr. Grothaus entschlossen den dramatischen Wettlauf mit dem Tod au[f].

»Injektion«, sagte er. Die Schwester reichte ihm die Spritze.

»Puls belebt sich«, meldete der Narkosearzt. Er verbarg seine Erleichterung nicht. »Puls belebt sich weiter...«

Das Schlimmste war überstanden. Aber erst nach einigen Minuten wagte er aufzuatmen. Da wußte er nämlich, daß der Patient gerettet war.

Untereinander sahen sich die Ärzte bedeutungsvoll an, nachdem die Trage mit dem Frischoperierten hinausgerollt worden war.

»Das hätte ins Auge gehen können«, sagte der Narkosearzt Dr. Witt. »Der Alte hat schlappgemacht. In Zukunft wird er die großen Operationen wohl einem anderen überlassen müssen.« Sein Blick streifte dabei seinen Kollegen Grothaus. »Einen Augenblick der Schwäche hat jeder mal«, meinte dieser. Er wollte es sich nicht anmerken lassen, wie sehr er sich um den Professor sorgte.

»Mann, aber in dieser Situation!« Dr. Witt riß sich die Kappe vom Kopf. »Der Patient wäre doch glatt hopsgegangen, wenn Sie nicht gewesen wären! Oder hätten Sie ihn vielleicht wieder auf die Beine gebracht, Bollmännchen?« witzelte er, sich an den ungen Medizinalassistenten wendend, der zusehen durfte.

»So wenig wie Sie«, gab dieser chlagfertig und wenig respektvoll urück.

»Müßte sich nicht jemand um den Professor kümmern?« äußerte ein Asistenzarzt mit bedenklicher Miene.

»Das würde er sich schön verben«, fiel ein anderer ein. »Der Chef ird sich schon selbst zu helfen wisn.«

Wie auf Kommando hoben sie die öpfe, als sie draußen die Stimme essen hörten, über den sie sich Kopfzerbrechen machten, und ein befreites Schmunzeln ging über ihre Gesichter. Mit lauter, kräftiger Stimme traf Professor Plessing eine Anordnung…

»Na, was hab' ich gesagt«, triumphierte Dr. Hermes, der zuletzt gesprochen hatte, »so leicht ist unser Chef nicht kleinzukriegen!«

*

Zwei winzige rote Kapseln, die er immer bei sich trug, hatten den gestörten Kreislauf wieder in Ordnung ebracht.

Bisher wußte niemand, daß der hef der Klinik, die seinen Namen rug, ein kranker Mann war. Bis heue, verbesserte sich Karl Plessing in einen Gedanken. Heute hatte er um erstenmal vor aller Augen veragt. Es war ein bitteres, niederchmetterndes Gefühl.

Nachdenklich betrachtete er seine Hände, auf denen sich die Adern bläulich abzeichneten. Vierundsechzig Jahre alt war er – und schon am Ende? Alles in ihm bäumte sich dagegen auf, und doch mußte man den Tatsachen ins Auge sehen.

»Du sitzt ja fast im Dunkeln, Vater, warum machst du denn kein Licht?«

Brigitte Plessing war eingetreten. Mit raschem Griff schaltete sie die Deckenbeleuchtung ein, die den großen, mit antiken Möbeln stilvoll und behaglich eingerichteten Wohnraum erhellte.

Der Vater folgte ihr mit den Blicken. Sie trug einen grauen Tweedrock, eine Hemdbluse und darüber eine Strickjacke. Ihre Kleidung war so farblos wie das stumpfblonde Haar. Warum fiel ihm das auf einmal ins Auge?

»Kollege Grothaus kommt heute noch auf eine Stunde zu uns, Brigitte«, sagte er. »Vielleicht möchtest du dich noch ein wenig umziehen?«

Sie wandte sich um und sah ihn verblüfft an. »Umziehen?« wiederholte sie und blickte erstaunt an sich herab. »Warum sollte ich mich denn umziehen?«

»Nun, ich dachte –«, der Professor zögerte eine Sekunde, bevor er fortfuhr: »Dieser Anzug ist nicht sehr vorteilhaft für dich, wenn ich dir das einmal sagen darf. Und da wir einen Gast haben werden, könntest du dir doch vielleicht etwas Netteres anziehen!«

»Also, ich muß schon sagen…« Belustigt schüttelte Brigitte Plessing den Kopf und ließ sich ihrem Vater gegenüber in einem Sessel nieder. »Das ist wohl das Erstaunlichste, was ich seit langem gehört habe. Mein Vater

interessiert sich für meine Kleidung! Soll ich mich vielleicht auch noch anmalen und mir die Nägel lackieren?«

Ein Hauch von Make-up könnte am Ende nicht schaden, dachte Karl Plessing und betrachtete die blasse Gesichtshaut der Tochter, der man den ständigen Mangel an frischer Luft ansah. Aber natürlich sagte er nichts dergleichen, sondern er lächelte nur etwas hilflos.

»Grothaus ist doch kein Gast, für den man besondere Vorbereitungen treffen muß«, bemerkte sie leichthin. »Er ist ein Kollege, den du gelegentlich auch ganz gern privat um dich siehst. Na schön. Aber, sei mir nicht böse, Vater, mich entschuldigst du wohl heute abend. Ich muß unbedingt Fachzeitschriften lesen. Es sind ein paar Artikel darin, die mich brennend interessieren und die ich aufmerksam lesen möchte, um mich dann darüber mit dir zu unterhalten.«

»Schade. Grothaus wird dich vermissen.«

Erstaunt hob Brigitte Plessing die Augenbrauen. »Warum sollte er mich vermissen? Er kann mich doch jeden Tag in der Klinik sehen.«

Karl Plessing schwieg. Er fühlte sich heute seltsam müde. Ich werde doch alt, dachte er und lehnte den Kopf gegen die hohe Rückenlehne seines Sessels.

Brigittes Blick wurde aufmerksam. »Hattest du einen besonders anstrengenden Tag, Vater?« Ihre Stimme klang jetzt wärmer, verhaltene Zärtlichkeit lag darin.

»Wir haben operiert«, antwortete er einsilbig, »einen Induktionstumor, eine Hepatikostomie und ein Aneurysma ...« Er stockte. Seinen Schwächeanfall wollte er ihr lieber verschweigen, um sie nicht unnötig zu beunruhigen.

»Grothaus ist ein glänzender Operateur«, sagte er nach einer kurzen Pause aus seinen Gedanken heraus. »Ich werde ihn zum Oberarzt und zu meinem Stellvertreter ernennen.«

»Warum nicht, wenn du ihn für geeignet hältst. Dr. Leussner scheidet ja ohnehin zum 1. April aus.« Ihre Stimme klang jetzt wieder sachlich. Brigitte arbeitete erst seit zwei Jahren als Ärztin auf der Inneren Station, aber sie war mit den Belangen de väterlichen Klinik völlig vertraut, si war sozusagen damit aufgewachsen.

Schweigend rauchte sie einige Zü ge, dann fragte sie vorsichtig: »Ist e nicht etwas zu jung, um sich den nöti gen Respekt zu verschaffen?«

Karl Plessing machte eine Handbewegung. »Jungsein ist kein Fehler, Brigitte, wenn man die nötige Erfahrung hat. Grothaus ist sechsunddreißig und äußerst zuverlässig. Oder wüßtest du jemand, der besser geeignet wäre, Leussners Position einzunehmen?«

Brigitte ließ die Reihe der Ärzte im Geist an sich vorüberziehen. Sie schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht. Außerdem ist jede Entscheidung, die du triffst, richtig.« Sie drückte ihre Zigarette aus und stand auf. »Es macht dir hoffentlich nichts aus, wenn ich schon hinaufgehe. Du bekommst ja nachher noch Gesellschaft.« Flüchtig legte sie ihrem Vater die Hand auf die Schulter. »Laßt es nicht zu spät werden! Du siehst müde aus.«

Der Professor hielt ihre Hand fest. Mit einem langen, eigenartigen Blick sah er sie an, bis sie verwundert zu

lächeln begann. »Du hast noch irgend etwas auf dem Herzen, stimmt's?«

Der Vater nickte fast verlegen. »Hast du eigentlich noch nie daran gedacht, zu heiraten, Brigitte?« fragte er.

Sie stutzte, dann versuchte sie die Sache ins Scherzhafte abzubiegen. »Wen denn, Dr. Grothaus vielleicht?«

Sein Gesicht blieb ernst. »Ich mache mir Gedanken um deine Zukunft.«

»Meine Zukunft?« Sie löste ihre Hand aus der seinen und trat einen Schritt zurück. »Ich denke, die liegt klar vor mir. Ich habe meinen Beruf, der mich ausfüllt. Die Klinik ist für mich ebenso Lebensinhalt wie für dich. Wir ziehen doch beide am gleichen Strang.«

»Und wenn ich einmal nicht mehr bin?« warf Karl Plessing ein.

»Aber Vater, was sind das für Gedanken! Du wirst hundert Jahre alt.« Sie lächelte ihm zu. »Und bis du dich zur Ruhe setzt, werde ich so weit sein, um die Leitung der Klinik übernehmen zu können. Oder hast du in dieser Beziehung Bedenken bekommen?«

»Durchaus nicht.« Er blickte auf, sah ihr direkt in die Augen. »Aber hast du schon einmal daran gedacht, was aus der Klinik werden soll, wenn du unverheiratet bleibst? Mein Großvater, der Sanitätsrat Plessing, hat sie gegründet – eine kleine, bescheidene Privatklinik mit ein paar Zimmern. Mein Vater hat sie ausgebaut und ihr einen Ruf verschafft, der über die Grenzen unseres Landes hinausging. Und ich habe sie weiter vergrößert und so modernisiert, daß sie es heute mit jedem anderen Krankenhaus aufnehmen kann.«

»Das weiß ich alles, Vater.« Auch Brigitte war nun sehr ernst geworden. Sie schob die Hände in die Taschen ihres Tweedrocks und begann, auf und ab zu gehen, wie sie es auch zu tun pflegte, wenn sie den weißen Ärztekittel anhatte und ein Krankheitsfall sie besonders beschäftigte.

»Du wünscht dir Enkel«, fuhr sie mit nüchterner Überlegung fort. »Du möchtest, daß ich heirate und Kinder bekommen, um so die Klinik der Familie zu bewahren.

»Es wird Zeit, Brigitte, Du bist einunddreißig.« Er legte die Hände zusammen und tippte die Fingerspitzen leicht gegeneinander. »Wie stehst du selbst dazu?«

Sie hob mit einer vagen Geste die Schultern. »Ich kann es mir kaum vorstellen, verheiratet zu sein. Ich habe allerdings bisher auch noch nicht versucht, es mir vorzustellen, dafür hatte ich gar keine Zeit und keine Lust. Aber ich verstehe dich.« Sie wandte sich zu ihrem Vater um. »Grundsätzlich hätte ich auch nichts gegen eine Kameradschaftsehe einzuwenden, wenn der Mann dieselben Interessen und Ziele hätte wie ich.«

Karl Plessing sah vor sich nieder. »Es müßte nicht unbedingt eine Kameradschaftsehe sein«, sprach er leise vor sich hin. »Vernunftsgründe allein«, er betonte dieses Wort, »sollten nicht den Ausschlag geben.«

Ein leichtes Lächeln flog über Brigittes Gesicht. »Denkst du an die vielbesungene, vielzitierte Liebe? Ach Vater, damit kann man mir doch nicht kommen.« Sie nahm die rechte Hand aus der Tasche und strich damit glättend über ihr Haar, das sie wie eh und je straff zurückgekämmt und am

Hinterkopf zu einer strengen Frisur hochgesteckt hatte.

Der Vater hob die Lider und sah sie mit einem durchdringenden Blick an. »Du glaubst nicht, daß es sie gibt?« Einen Augenblick wurde sie unsicher. »Ich muß es wohl glauben, denn wir müssen uns doch oft genug mit Krankheiten befassen, die organischer Natur sind und doch ihren Ursprung in unglücklicher Liebe haben.« Wieder glitt das kleine, halb hochmütige, halb spöttische Lächeln um ihren Mund. »Mir erscheint das unsinnig und übertrieben. Tränen, Szenen, Selbstmordversuche, Scheidungen, deren Leidtragende in jedem Fall die Kinder sind – was für eine Unvernunft! Ich hab oft genug beobachtet, daß Ehen, die auf kameradschaftlicher Basis geschlossen wurden, sicher und dauerhaft sind, was man von den sogenannten Liebesehen wirklich nicht sagen kann.«

»Es gibt keine Sicherheiten im Leben, Brigitte, und Gefühle lassen sich nicht verleugnen.«

»Gefühle verwirren die Klarheit des Denkens!« sagte Brigitte beinahe heiter. »Hast du mir das nicht immer wieder gesagt, mein großer Lehrmeister? Und ich bin dir dankbar dafür, daß du mich zu dieser Einsicht geführt hast.« Als sie ihren Vater anschaute, bemerkte sie einen ganz ungewohnten Ausdruck in seinem Gesicht, irgendwie gequält und verwirrt. Er schwieg.

»Es war richtig«, gab sie sich selbst mit fester Stimme die Antwort auf ihre Frage. »Und du solltest dir nicht so viele Gedanken machen, Vater. Ich weiß, was ich dir und der Klinik schuldig bin. Ich werde mich nicht gegen eine Ehe sträuben, wenn ich einen passenden Partner finde. Er muß mir nur ähnlich sein in seiner Lebensauffassung und darf keinen Firlefanz im Kopf haben«, schloß sie so sachlich, als handele es sich um den Kau[f] eines neuen Wagens.

*

Als er allein war, stützte Karl Pless[ing] die Arme auf die Knie und ließ seine Hände locker verschlungen her[]abhängen. Die Gedanken bohrten.

Mein Gott, er hatte doch geglaubt, richtig zu handeln!

Der Sohn war ihm versagt geblieben, die Frau viel zu früh gestorben. Er hatte nur für seine Arbeit gelebt und für seine kleine Tochter, mit der er nun allein in dem großen, schönen Haus wohnte. Man konnte sich kaum ein innigeres Verhältnis zwischen Vater und Tochter denken.

Er erkannte bald ihre hohe Intelligenz, ihren klaren Verstand, und er redete zu ihr wie zu einem Jungen, ließ sie teilhaben, soweit dies eben möglich war, an seinem Beruf, der, für sie beide selbstverständlich, auch der ihre werden würde, und er verhehlte ihr auch nicht den Kampf, den es überall und um alles zu führen galt. So wurde sie vor der Zeit erwachsen.

Hat ihr irgend etwas gefehlt? grübelte der einsame Mann. Hat es ihr gefehlt, daß sie nicht getanzt und gelacht und getändelt hat wie andere junge Mädchen ihres Alters?

Aber sie wollte es doch gar nicht. Sie saß viel lieber über ihren Büchern oder unterhielt sich mit ihm. Sie interessierte sich weit mehr für medizinische Geräte als für Mode und schöne Kleider.

Sie machte ihr Examen ungewöhnlich früh und bestand sie alle mit Auszeichnung. Mit Befriedigung nahm der Vater ihre ständig waschsende Selbstsicherheit und ihr Durchsetzungsvermögen zur Kenntnis. Als seine Nachfolgerin würde sie sich gegen männliche Kollegen zu behaupten wissen. Daß sie darüber ihre Amut und Weiblichkeit verlor, störte ihn nicht, ja, er bemerkte es nicht einmal.

Aber war sie auch noch liebenswert für einen Mann, so fragte sich Karl Plessing jetzt voller Bangen. Welcher normal empfindende Mann uchte denn schon nur die Kamera-in, nicht auch die hingabebereite rau?

Das Läuten der Türglocke unterrach seinen Gedankengang. Er stand uf und ging hinaus. Es war, wie erwartet, Dr. Grothaus.

»Wenn Sie mich heute nicht brauchen können, Herr Professor«, sagte er, »dann schicken Sie mich nur wieder fort.«

Karl Plessing lächelte, obwohl ihm nicht danach zumute war. »Ich schicke Sie nicht fort. Kommen Sie herein. Ein Glas guten Rotweins wird uns beiden wohltun nach diesem Tag.« Damit ließ er den Jüngeren an sich vorbeigehen und schloß die Tür hinter ihm.

Sie nahmen Platz, und der Professor schenkte einen edlen Tropfen ein, der rubinrot im Glas schimmerte. »Meine Tochter müssen Sie entschuldigen, sie hatte sich für den Abend bereits etwas anderes vorgenommen...« Er hob den geschliffenen Pokal und trank seinem Gast zu. »Auf Ihr Wohl, Grothaus! Seit heute weiß ich erst wirklich, was ich an Ihnen habe.«

Dieter Grothaus wurde verlegen, denn er wußte natürlich, worauf der Professor anspielte.

»Sie wissen«, fuhr Plessing fort, nachdem er den ersten Schluck genießerisch über die Zunge hatte rollen lassen, »daß Leussner ins Ausland geht. Seine Stelle ist noch nicht besetzt. Wollen Sie mein Oberarzt werden? Ich kann mir keinen besseren Arzt dafür vorstellen als Sie.«

Dieter Grothaus stieg das Blut in die Stirn. Er hatte nicht darauf zu hoffen gewagt, weil es Dienstältere in der Klinik gab. Nun lächelte er. »Ich nehme an, Herr Professor«, sagte er froh.

Sie tranken langsam, denn es war ein Wein, den man Schluck für Schluck genießen mußte, und sie redeten dabei nicht viel. Aber es war ein gutes, vertrautes Schweigen, als wären sie Freunde.

»Heute wollen wir einmal ausnahmsweise nicht fachsimpeln, worauf es sonst doch meistens hinausläuft«, bemerkte der Professor und lehnte sich in seinem Sessel zurück. Er empfand dankbar, wie die Nervenanspannung allmählich nachließ, dieser dumpfe Druck, unter dem er gestanden hatte. »Erzählen Sie mir etwas von sich, Grothaus! Sie sind in dem Alter, wo ein Mann eigentlich verheiratet sein sollte. Warum sind Sie's noch nicht?«

Als der andere zögerte, setzte er hinzu: »Das ist eine indiskrete Frage, ich weiß. Aber Sie werden sie einem alten Mann verzeihen.«

Betroffen senkte Dieter die Lider. Plessner mußte sich in einer sonderbaren Stimmung befinden, wenn er sich selbst einen alten Mann nannte. Rasch ging er darüber hinweg. »Ich

empfinde Ihre Frage nicht als indiskret, Herr Professor. Es ist ganz einfach so, daß ich die Richtige noch nicht gefunden habe. Man sucht ja auch nicht danach, dazu haben wir in unserem Beruf gar keine Zeit. Man denkt, das Schicksal würde sie einem eines Tages schon über den Weg schicken, und dabei vergehen die Jahre…«

Es war eine Spur von Resignation in dem leichten Lächeln, das jetzt seine Lippen umspielte. »Ein paar Erlebnisse gab es, die mit einer Enttäuschung endeten. So etwas macht einen vorsichtig. Und die Frau, die man hätte lieben können, gehörte schon einem anderen. Wie das Leben so spielt.«

Karl Plessing nickte stumm. Es herrschte eine wohltuende Stille im Raum, nur das Ticken der Standuhr in der Ecke war zu hören.

Er wechselte das Thema. »Nächsten Monat ist eine Ärztetagung in Meran. Ich wollte eigentlich hinfahren, aber ich habe es mir anders überlegt.« Er blickte auf. »Ich möchte, daß Sie hinfahren, Grothaus, zusammen mit meiner Tochter. Bis dahin ist Dr. Wolfhardt wieder aus dem Urlaub zurück, es wird sich also für die vier, fünf Tage einrichten lassen.« Der Gedanke war ihm eben erst gekommen.

»Selbstverständlich, Herr Professor. Weiß Ihre Tochter schon Bescheid?«

»Nein, ich habe noch nicht mit ihr darüber gesprochen. Aber da sie sehr aufnahmebereit ist und immer begierig, etwas hinzuzulernen, wird es ihr gut passen. Sie werden sich ein bißchen um sie kümmern, ja?«

»Wenn es Frau Dr. Plessing recht ist, gern«, antwortete Dieter.

»Wissen Sie, Grothaus«, fuhr der Professor vertraulich fort, »ich möchte nicht, daß meine Tochter im Hotelzimmer die Sachberichte studiert, während die anderen abends noch ein bißchen bummeln gehen, wie das so üblich ist. Ich kenne Meran, es gibt entzückende Lokale dort. Führen Sie meine Tochter mal aus.«

Dieter Grothaus lächelte etwas skeptisch. »Und wenn sie mir einen Korb gibt?«

»Lassen Sie sich nicht abwimmeln«, riet ihm der Professor mi trockenem Humor. Doch er wurde sogleich wieder ernst. »Meine Tochte kommt viel zuwenig unter Menschen«, gestand er mit gerunzelte Brauen. »Sie behauptete zwar imme daß sie in der Klinik gerade genu Menschen um sich hat, aber das sin die Patienten, die Schwestern und die Kollegen. Da ist sie nur Ärztin.« Er stockte und sah vor sich nieder.

»Ich glaube, Ihre Tochter möchte gar nichts anderes sein, Herr Professor«, warf Dieter mit einem feinen Lächeln ein.

Karl Plessing hob mit einem Ruck den grauhaarigen Kopf. »Das ist es! Sie hat vergessen, daß sie auch eine Frau ist. Und das ist mein Fehler, ich habe sie soweit gebracht!«

Mit gemischten Gefühlen drehte Dieter an seinem Glas. Er wußte nicht, ob er peinlich berührt sein sollte, weil sein Vorgesetzter sich so freimütig über seine Tochter äußerte, die ihn, Dieter Grothaus, doch im Grunde nur wenig anging, oder ob er sich durch dessen Vertrauen geehr fühlen sollte.

»Es ist unnatürlich, eine Tochter so zu erziehen, als wenn sie der Soh wäre, den man sich einmal gewünsch

hatte«, sprach der Professor weiter und blickte an seinem Gesprächspartner vorbei ins Leere. »Damit habe ich sie so weit gebracht, daß sie immer an all den hübschen Dingen, die ein Mädchenherz erfreuen, achtlos vorübergegangen ist.«

Lebhaft richtete Dieter sich auf. »Ihre Tochter hat einen Vater, um den sie jeder beneiden könnte«, sagte er mit Wärme. »Sie ist eine starke, ausgeglichene Persönlichkeit, und das verdankt sie zweifellos größtenteils Ihnen. Sie haben sich bestimmt nichts vorzuwerfen!«

Karl Plessing schwieg.

Als die Gläser leergetrunken waren, bat Dieter, sich verabschieden zu dürfen.

Der Professor begleitete seinen Gast bis zur Tür. Er tauschte einen festen Händedruck mit ihm und sagte mit gedämpfter Stimme: »Ich weiß nicht, ob wir noch Gelegenheit haben werden, ein paar Worte unter vier Augen zu wechseln, bevor Sie fahren. Deshalb möchte ich Sie jetzt nochmals bitten: Kümmern Sie sich in Meran ein wenig um meine Tochter, versuchen Sie, sie aus ihrer Isolierung herauszulocken.«

Er ging wieder hinein und schenkte sich noch einen letzten Schluck ein. Dabei dachte er: Das war eine gute Idee von mir, Grothaus mit Brigitte zur Tagung fahren zu lassen.

Er war sonst ein absoluter Tatsachenmensch, der sich niemals irgendwelchen Illusionen hingab. Aber in diesen Minuten wagte er ein wenig zu träumen, und er hatte dabei ein kleines, versonnenes Lächeln um den Mund.

*

»Darf ich nicht noch ein bißchen länger bei meiner Mutter bleiben?« bettelte das Mädchen, das etwa zwölf Jahre alt sein mochte.

»Heute nicht«, antwortete Brigitte Plessing freundlich. »Deine Mutter braucht noch viel Ruhe. Du willst doch, daß sie bald wieder gesund wird, nicht? Aber morgen darfst du wiederkommen.«

Das Mädchen sah die Ärztin im weißen Kittel an und nickte bedrückt.

»Geh jetzt, Sabine«, murmelte die Mutter matt, »und vergiß nicht, was ich dir aufgetragen habe.«

»Nein, Mutti, ich passe auf Rolf auf«, versprach das Kind. »Er weiß doch, daß du krank bist und daß er dir keinen Kummer machen darf. Und ich bring dir morgen wieder Apfelsinen mit!« Sie verabschiedete sich von der Mutter und gab auch der Ärztin die Hand. »Auf Wiedersehen, Frau Doktor.«

»Auf Wiedersehen, Sabine.« Brigitte wandte sich ihrer Patientin zu, nachdem das Mädchen gegangen war. »Ein hübsches Töchterchen haben Sie, Frau Goldmann. Sie macht so einen vernünftigen Eindruck.«

»Ja, Sabine ist schon recht, aber mein Junge macht mir oft Sorgen. Er ist dreizehn, und er hat einen Freund, der keinen guten Einfluß auf ihn hat… Haben Sie auch Kinder, Frau Doktor?«

»Nein –« Brigitte entfernte aus der Armvene der Patientin die Nadel, mit der diese an den Tropf – eine Flasche mit Kochsalz- und Traubenzuckerlösung – angeschlossen war.

»Dann bleibt Ihnen so mancher Kummer erspart«, äußerte Frau Goldmann etwas bitter. »Heutzutage

ist es nicht leicht, Kinder großzuziehen.«

»Jede Generation hatte ihre Probleme«, meinte die Ärztin und rollte das Infusionsgerät beiseite. »Kinder machen ja nicht nur Sorgen, sondern auch Freude.«

»Ja, natürlich!« Ein schwaches Lächeln flog über die eingefallenen Züge der Frau.

»Sehen Sie.« Brigitte nahm Frau Goldmanns Arm und klebte ein Pflästerchen auf die Einstichstelle. »Denken Sie jetzt daran, und nicht an die Probleme, die sich eines Tages von selbst lösen. Gute Gedanken fördern den Genesungsprozeß! Wie wär's heute mit einem Stückchen Kuchen zum Kaffee?«

»Kaffee nennen Sie das, was man hier kriegt?« In den Augen der Patientin war ein kleines, mutwilliges Funkeln. »Aber ein Stückchen Kuchen dazu würde mir schon schmecken.«

»Na fein«, freute sich Brigitte, »das ist ein gutes Zeichen, daß Sie Appetit haben. Ich sage in der Küche Bescheid. Und dann schlafen Sie eine Stunde, Frau Goldmann. Ich schaue nach dem Abendessen noch einmal herein.«

Auf dem Gang begegnete ihr Dr. Grothaus. Sie erwiderte seinen Gruß und wollte an ihm vorübergehen, doch er blieb stehen.

»Auf ein Wort, Frau Kollegin! Wie Ihr Vater mir sagte, werde ich das Vergnügen haben, mit Ihnen zusammen an der Ärztetagung in Meran teilzunehmen.«

»Ob es ein Vergnügen wird, bezweifle ich«, unterbrach ihn Brigitte mit einem kühlen Lächeln. »Ich glaube eher, daß es konzentrierte Arbeit sein wird, denn auf einer Tagung ist man auch von morgens bis abends eingespannt, Herr Kollege Grothaus.«

Er ärgerte sich über den Ton leichter Zurechtweisung, den er aus ihren Worten herauszuhören glaubte. Aber er unterdrückte seinen Unmut rasch. »Ich wollte nur wissen, ob wir mit Ihrem Wagen fahren oder mit meinem. Denn wir machen die Fahrt doch gemeinsam?«

»Wir nehmen den Zug«, antwortete Brigitte Plessing bestimmt. »Ich habe im Sekretariat schon Bescheid gesagt, daß alles Notwendige veranlaßt wird. Man kann auf diese Weis die Zeit besser ausnutzen. Ich nehm einige Unterlagen mit, um mich au die gestellten Themen vorzubereiten Das wird wohl auch in Ihrem Sinne sein, Herr Grothaus.«

Sie neigte den Kopf gegen ihn und entfernte sich ohne ein weiteres Wort. Dieter Grothaus sah ihr kurz nach und schob die Hände in die Taschen seines Ärztekittels. Wie sie einfach über seinen Kopf hinweg ihre Entscheidungen traf, als sei sie hier schon die Chefin! Er wäre lieber mit dem Wagen gefahren, er hatte es sich so nett vorgestellt, hier und dort an einem landschaftlich besonders reizvollen Punkt eine Pause einzulegen, in einem hübschen Gasthof zu essen, ein wenig Abstand vom Alltag zu gewinnen. Man war schließlich nicht nur ein Arbeitstier!

Aber Frau Dr. Brigitte Plessing schien doch dieser Meinung zu sein. Das kann ja gut werden, dachte Dieter und verzog seinen Mund zu einem sarkastischen Lächeln.

*

In Meran war es schon Frühling. Im Tal begannen die Bäume zu blühen, während auf den Berggipfeln noch tiefer Schnee lag, und die Luft war wie ein sanftes Streicheln.

Es war am zweiten Tag ihres Aufenthaltes, als Dieter Grothaus zu Brigitte Plessing sagte: »Der heutige Abend steht den Kongreßteilnehmern zur freien Verfügung. Wie wäre es, wenn wir nicht im Hotel essen würden, sondern ein schönes Lokal aufsuchen und anschließend vielleicht noch ein bißchen bummeln gingen?«

»Schmeckt Ihnen das Essen im Hotel denn nicht?«

»Doch!« Er lächelte. »Aber darum geht's ja nicht. Wir wollen doch nicht heimfahren, ohne von Meran etwas anderes gesehen zu haben als den Weg vom Hotel zur Kongreßhalle. Und ich muß Ihnen gestehen, mir schwirrt der Kopf von allen Vorträgen, die wir heute gehört haben.«

»Mir geht es nicht anders«, gab Brigitte zu. »Es wäre vielleicht ganz gut, wenn wir uns noch über die eine oder andere ungelöste Frage unterhielten, denn morgen werden wir uns doch schon wieder mit neuen Sachgebieten befassen müssen.«

»Gerade das möchte ich nicht, verehrte Kollegin! Ich bin dafür, daß wir einmal richtig abschalten und uns über andere Dinge unterhalten als über berufliche...«

Brigitte zögerte. »Ich weiß wirklich nicht –«

»Worüber wir uns dann unterhalten sollen?« fiel Dieter scherzhaft ein. »Das wird sich schon aus der Stimmung ergeben. Oder ist Ihnen meine Gesellschaft lästig?«

»Aber nein, ich bitte Sie!« wehrte Brigitte fast erschrocken ab.

Dr. Grothaus war einer der tüchtigsten Ärzte ihres Vaters, sie wollte ihn keinesfalls vor den Kopf stoßen. »Also gut, gehen wir heute abend aus. Sie können mich um halb acht in der Hotelhalle erwarten.«

In ihrem Zimmer machte Brigitte sich frisch und vertauschte ihr Tageskostüm mit einem Kleid aus dunkelblauer Wolle. Sie frisierte sich mit ein paar raschen, geschickten Griffen, nahm Mantel und Handtasche und ging hinunter.

Dieter Grothaus legte die Tageszeitung beiseite und erhob sich, um ihr entgegenzugehen. Er hätte sich gewünscht, daß seine Partnerin für diesen Abend etwas attraktiver aussähe. Warum macht sie nichts aus sich? ging es ihm flüchtig durch den Kopf. Sie war doch gut gewachsen, mittelgroß, schlank, wohlproportioniert. Aber jede Sekretärin hatte mehr Schick als Brigitte Plessing. Hatte sie denn gar kein Empfinden dafür, wie unvorteilhaft dieses dunkle Kleid für sie war? Trotzdem lächelte er und empfing sie mit ein paar netten, heiteren Worten. Er war entschlossen, eingedenk der Bitte des Professors, sie aus ihrer Reserve herauszulocken.

Sie spazierten die Kurpromenade entlang, und der Zauber der reizvollen kleinen Stadt nahm sie gefangen.

»Zu reisen und fremde Orte kennenzulernen, das gehört doch zu den schönsten Dingen des Lebens«, plauderte Dieter Grothaus leichthin. »Ich freue mich schon auf meinen nächsten Urlaub. Diesmal möchte ich nach Rhodos fliegen, zu der Roseninsel... Und Sie, Frau Plessing? Irgendwann müssen Sie ja auch einmal Urlaub machen.«

»Ja, natürlich. Wir haben ein klei-

nes Ferienhaus an der Nordsee. Es ist sehr erholsam, dort zu sein.« Sie zögerte kurz, dann fügte sie hinzu: »Ich muß gestehen, daß ich sonst noch nicht viel von der Welt gesehen habe. Eigentlich gar nichts.« Sie lachte ein wenig. »Ich hatte eben nie Zeit, an mein Vergnügen zu denken.«

Er sah sie an. »Wird Ihnen das nicht später einmal leid tun?«

Ihr Gesicht verschloß sich. »Kaum. Es gibt doch soviel wichtigere Dinge...«

»Ich glaube«, sagte er nachdenklich, »daß uns das Leben nicht nur gegeben ist, um zu arbeiten, sondern auch, um das Schöne dankbar zu genießen.«

Brigitte sah auf ihre Fußspitzen. »Vielleicht kann das nicht ein jeder.«

»Was?« fragte Dieter erstaunt.

»Genießen«, antwortete sie einfach. »Es braucht wohl eine innere Bereitschaft dazu...«

»Und die haben Sie nicht?« fragte er gespannt.

»Darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht.« Sie wandte den Kopf. »Haben Sie mich nur deshalb heute zum Essen eingeladen, um mich auszufragen?« Sie lächelte dabei, aber es lag eine leise, fast hochmütige Zurückweisung in ihrem Ton. Doch diesmal ließ Dieter sich nicht davon beirren.

»Nein, ich möchte Sie nur gern etwas näher kennenlernen«, entgegnete er lebhaft.

»Wieso? Sie sehen mich doch fast täglich in der Klinik und manchmal auch im Haus meines Vaters. Genügt Ihnen das nicht?«

»Wir sind da«, sagte Dieter statt einer Antwort und blieb vor einem Restaurant stehen, durch dessen Vorhänge gedämpftes Licht fiel. »Dieses Lokal ist mir sehr empfohlen worden.«

Obwohl es gut besucht war, fanden sie einen Ecktisch, wo sie sich ungestört unterhalten konnten.

Als der Wein serviert wurde und er den ersten Schluck probiert hatte, hob er das Glas, um Brigitte Plessing zuzutrinken.

»Es genügt mir nicht, um Ihre Frage von vorhin zu beantworten«, sagte er dann. Lächelnd blickte er sie an. »Ich kenne die kluge und bemerkenswert tüchtige Ärztin Frau Dr. Plessing, aber von dem Menschen Brigitte Plessing weiß ich nichts – oder nur sehr wenig.«

Amüsiert schüttelte sie den Kopf. »Ist denn das eine von dem anderen zu trennen? Ich finde, Ihre Formulierung ist etwas ungewöhnlich.«

»Sie sind ja auch eine ungewöhnliche Frau!« sagte er kühn. »Es kann Sie doch nicht so sehr überraschen, wenn ein Mann sich für Sie interessiert.« Dabei sah er ihr tief in die Augen.

Einen Augenblick war sie sprachlos, und dann fragte sie brüsk: »Was wollen Sie, Herr Grothaus, einen Flirt? Dafür müssen Sie sich schon eine Jüngere suchen.«

»Sind Sie denn alt?« forderte er sie heraus, immer noch mit dem gewissen leichten Lächeln, als sei das Ganze mehr oder weniger ein Scherz.

»Nicht mehr jung genug jedenfalls, um an einem Geplänkel Freude zu haben«, bemerkte sie kurz.

Dieter schwieg. Der Kellner brachte die Vorspeise, eine Schildkrötensuppe, und sie löffelten stumm ihre kleinen Tassen leer.

»Es tut mir leid«, sagte Brigitte plötzlich und legte den Silberlöffel

aus der Hand. »Ich war sehr unfreundlich, verzeihen Sie.«

Überrascht sah Dieter sie an. Er hatte alles andere erwartet als dies. Bevor er etwas entgegnen konnte, fuhr sie fort: »Ich bin es nicht gewohnt, daß mir jemand Komplimente macht. Ich weiß, daß ich weder hübsch noch charmant bin, deshalb fehlt mir auch die Leichtigkeit, um darauf richtig zu reagieren.« Das etwas hilflose Lächeln, mit dem sie ihre Worte begleitete, ließ sie jünger und beinahe mädchenhaft erscheinen.

Sie ist gar nicht so selbstsicher, wie sie sich gibt, durchzuckte es Dieter. Nur in ihrem Beruf fühlte sie sich sicher, dank ihres Könnens und ihrer Tüchtigkeit und des starken Rückhaltes, den sie an ihrem Vater hat.

»Ich habe Ihnen kein Kompliment gemacht«, gab er ruhig zurück, und ein warmes Lächeln glitt dabei über sein sympathisches, gutgeschnittenes Gesicht. »Sie dürfen mir glauben, daß ich es ehrlich meine, wenn ich Ihnen sage, wie sehr ich es begrüßen würde, wenn wir uns etwas näher kennenlernen würden – auch außerhalb unseres Arbeitsgebietes.«

Offen erwiderte sie sein Lächeln. »Nun, dann fangen wir doch damit an, daß Sie mir etwas von sich erzählen, Herr Grothaus!«

Bereitwillig ging er darauf ein, froh, daß die leise Mißstimmung zwischen ihnen beseitigt war. Er erzählte von seinem Elternhaus, wo er sorglos und glücklich mit seinen Geschwistern aufgewachsen war.

»Wir waren vier Brüder, eine wilde Bande. Vater hat so manche Fensterscheibe bezahlen müssen, die bei unserem Herumtoben kaputtgegangen ist. Mutter fuhr dann besänftigend dazwischen, wenn das väterliche Donnerwetter losbrach…« Schmunzelnd hielt er inne.

Ein unergründlicher Ausdruck lag in Brigittes Augen, während sie aufmerksam zuhörte.

Der Kellner servierte den Hauptgang, und sie ließen es sich schmecken. Später gingen sie noch in eine Weinstube, in der ein Konzerttrio einschmeichelnde Weisen spielte. Der ungewohnte Weingenuß hatte Brigittes Zunge gelöst, und sie unterhielt sich lebhaft und interessiert mit Dieter Grothaus, so daß der Abend in recht angenehmer Stimmung verlief.

Sie nahmen kein Taxi, sondern sie spazierten durch die stillen Straßen zurück zum Hotel.

»Ich danke Ihnen für diesen Abend«, sagte Dieter, als sie sich auf dem Gang vor ihren Zimmern, die in derselben Etage lagen, eine gute Nacht wünschten. »Hoffentlich hat es Ihnen auch gefallen.«

»Ja, natürlich, es war sehr nett.«

»Vielleicht könnten wir einen solchen Abend bald wiederholen?« fragte Dieter und suchte ihren Blick.

Ihr Lächeln wurde um eine Spur kühler. »In den nächsten Tagen werden wir laut Programm voll ausgelastet sein«, entgegnete sie ihm distanziert, »und wenn wir erst wieder zu Hause sind, dann wird uns auch kaum Zeit bleiben, an unser Vergnügen zu denken. Also, nochmals, gute Nacht!«

Dieter war recht nachdenklich, als er seine Tür hinter sich schloß. Sie hatte ihm zuletzt noch eine Abfuhr erteilt, das hieß, daß er ihr im Grunde genommen keinen Schritt nähergekommen war. Es sollte ihm eigentlich gleichgültig sein. Er hatte dem

Wunsch ihres Vaters entsprochen und war mit ihr ausgegangen, er würde sich auch, bis sie wieder zu Hause waren, in korrekter und kollegialer Weise um sie kümmern. Weiter würde ihre Beziehung zueinander nie gedeihen. Obwohl ihm das völlig klar war, beschäftigten sich seine Gedanken weiter mit Brigitte Plessing.

Sie müßte einen Mann finden, der die Barriere von Abwehr und Sprödheit einfach niederriß...

Möchtest du vielleicht dieser Mann sein? fragte er sich ironisch. Unwillig über sich selbst und seine mitternächtlichen Überlegungen, schüttelte er den Kopf. Verrückter Gedanke! Brigitte Plessing war nicht die Frau, in die ein Mann sich verlieben konnte.

*

Nach dieser kurzen Unterbrechung begann der Alltag wieder. Die Klinik war vollbelegt, die Ärzte hatten so viel zu tun, daß sie kaum Zeit hatten, zu bemerken, daß es draußen Frühling geworden war.

Allenthalben wurden Reisepläne geschmiedet. Professor Plessing wollte mit seiner Tochter wieder in sein Ferienhaus an der Nordsee fahren, wie es für sie beide seit vielen Jahren selbstverständlich geworden war.

Als Brigitte ans Kofferpacken ging, äußerte Karl Plessing: »Schade, daß wir die Klinik nicht einfach für ein paar Wochen schließen können. Wenn Grothaus mich nicht vertreten müßte, hätte ich ihn eingeladen, mit uns zu kommen.«

»Warum?« fragte Brigitte kurz, ohne von ihrer Tätigkeit aufzublicken.

»Weil es ihm sicher bei uns da oben gefallen würde, und es hätte den Vorteil, daß du nicht wieder ausschließlich auf die Gesellschaft deines alten Vaters angewiesen wärst. An jemand anderes schließt du dich doch so schlecht an.«

»Ich lege nun einmal keinen Wert darauf, Bekanntschaften zu machen. Ich suche nichts als Ruhe, genau wie du. Und«, über die Schulter lächelte sie ihm zu, »dabei ist mir die Gesellschaft meines alten Vaters die liebste!« Sie legte einen Rock in den Koffer und strich glättend darüber. Nach einer kurzen Pause bemerkte sie nebenbei: »Dr. Grothaus hat auch ganz andere Reisepläne. Er will nach Rhodos fliegen.«

»Nach Rhodos, so...« Karl Plessing betrachtete ein paar Schlipse, die über einer Stuhllehne hingen. »Brauch' ich die Dinger auch?«

Brigitte lachte. »Nein, Vater! In den Ferien stromern wir doch nur so herum, da gibt es keine zugeknöpften Hemden und Krawatten.«

»Na Gott sei Dank«, seufzte der Professor erleichtert. Sekundenlang sah er seiner Tochter schweigend zu, wie sie mit flinken, geschickten Fingern ein Stück um das andere in den Koffern verschwinden ließ. »Vielleicht möchtest du auch lieber einmal an einen anderen Ort reisen, in den Süden zum Beispiel?« fagte er unvermittelt.

Erstaunt blickte sie auf. »Wozu denn?« Flüchtig dachte sie daran, daß Dieter Grothaus ihr in Meran gesagt hatte, Reisen gehöre zu den schönsten Dingen des Lebens. »Ich bin immer sehr glücklich in unserem Feriendomizil«, setzte sie mit Betonung hinzu.

Glücklich, dachte der Professor,

wie leicht sie das ausspricht. Wußte sie denn überhaupt, was Glück war?

Es war sonderbar, in letzter Zeit kamen ihm so oft die Erinnerungen an sein eigenes junges Eheglück. Wie sehr hätte er Brigitte ein gleiches gewünscht, nur nicht mit so jähem, bitterem Ende. Aber daran hätte er früher denken müssen…

»Vielleicht hast du recht«, sprach er nach einer kleinen Weile etwas müde, »man weiß nicht, wie lange wir noch zusammen dorthin fahren können.«

»Wie meinst du das, Vater?« fragte rigitte betroffen.

»Na, ich bin schließlich nicht mehr er Jüngste…«

Beunruhigt richtete Brigitte sich uf. Mit ihrem Vater war eine Veränderung vor sich gegangen, das kam ihr deutlich zum Bewußtsein. Zwar war er bei der Arbeit immer noch von ungebrochener Aktivität und machte manchem Jüngeren etwas vor, aber er war abends doch oft sehr müde und sah dann beinahe krank aus.

Sie machte sich plötzlich Vorwürfe, nicht mehr darauf geachtet zu haben. Nach einem kurzen Zögern trat sie zu ihm und blickte ihm in das Gesicht. Liebevoll legte sie ihre Hand auf seinen Arm. »Es fällt mir auf, daß du seit einigen Monaten manchmal auf dein Alter hinweist. Als du sechzig wurdest, hast du darüber nur gelacht und gesagt, man sei so alt, wie man sich fühlt, und du fühltest dich keinen Tag älter als fünfundvierzig.«

»Jaja, da ging es mir noch gut«, murmelte Karl Plessing.

»Geht es dir denn jetzt nicht gut?« fragte Brigitte erschrocken. Sie betrachtete ihn nun mit den Augen der Ärztin, aber sie fand nichts, was zu besonderer Sorge Anlaß gegeben hätte. Abgespannt und erholungsbedürftig waren sie alle nach einem Jahr harter Arbeit.

Der Professor zwang sich zu einem Lächeln. »Sieh mich nicht so an, ich mach's schon noch eine Weile.«

»Was wollen wir denn auch ohne dich anfangen«, sagte Brigitte und wandte sich ab.

Sie klappte gerade den ersten Koffer zu, der fertig gepackt war, als ihr Vater lebhaft sagte: »Vielleicht könnte Grothaus mal übers Wochenende kommen! – Na ja, es wird sich kaum lohnen, die Fahrt ist doch zu weit«, schränkt er gleich darauf ein und machte eine resignierende Handbewegung.

Brigitte ließ die Arme sinken und setzte sich auf einen Hocker. »Man hat fast den Eindruck, daß es dir schwerfällt, deinen Mitarbeiter Grothaus mal einige Wochen lang nicht zu sehen«, bemerkte sie mit leichtem, zärtlichem Spott.

»Er ist mir mehr als ein Mitarbeiter – ein junger Freund«, entgegnete Karl Plessing ernst. »Ich wünschte…«

Brigittes Züge spannten sich. »Was denn, Vater?«

Er trat einen Schritt auf sie zu und sah sie an. »Kannst du es dir wirklich nicht denken?«

Schweigend blickten sie einander an, als wolle einer des anderen geheimste Gedanken erraten.

»Du möchtest, daß er dein Schwiegersohn wird«, sagte Brigitte langsam. »Habe ich recht? Es ist wegen der Klinik.«

»Nicht nur deswegen, Brigitte!« In aufsteigender Erregung faßte der Professor nach der Hand seiner Toch-

ter. »Es wäre ein guter Mann für dich, er ist grundehrlich, solide und zuverlässig. Ich wüßte dich gut bei ihm aufgehoben.«

Vorsichtig entzog Brigitte ihm ihre Hand. Sie hatte es seit längerem gespürt, daß ihrem Vater eine Verbindung zwischen ihr und Dieter Grothaus willkommen wäre. Mit der Fahrt nach Meran fing das an. Zuerst war sie arglos gewesen, doch später, als gewisse Fragen, hingeworfene Worte und Bemerkungen sie stutzig machten, hatte sie begriffen, daß er schon damit bezweckt hatte, sie einander näherzubringen.

»Ich schätze Dr. Grothaus«, sprach sie ruhig, »und ich könnte mich auch mit dem Gedanken vertraut machen, seine Frau zu werden – vorausgesetzt, daß er sich mit Sympathie und Freundschaft zufriedengibt. Wir haben denselben Beruf und weitgehend die gleichen Interessen, das wäre schon eine gute Basis für eine Ehe.«

Des Vaters Gesicht war bei ihren Worten immer heller geworden, ein hoffnungsvolles Leuchten stand in seinen Augen.

»Aber er hat mir noch nie eine Andeutung gemacht, daß er die Absicht hat, sein Junggesellendasein aufzugeben«, fuhr Brigitte fort. »Ich habe auch nicht den Eindruck, daß er ein besonderes Interesse an mir hat. Er sagte zwar einmal, ich sei eine ungewöhnliche Frau, aber das kann man so und so auslegen, nicht?« schloß sie mit einem Lächeln.

»Er wagt es nur nicht, dir seine wahren Gefühle zu zeigen. Du solltest ihm ein wenig entgegenkommen, Brigitte.«

Mit einer unwilligen Bewegung wandte sie den Kopf beiseite. »Wie kann ich das! Soll ich ihm sagen: Herr Kollege Grothaus, ich hätte gegen eine Ehe mit Ihnen grundsätzlich nichts einzuwenden?«

Professor Plessing seufzte. »Ich denke doch, daß eine Frau einem Mann auf manche Weise zeigen kann, daß er ihr gefällt, ohne sich etwas dabei zu vergeben.«

»Andere Frauen vielleicht, ich nicht«, entgegnete Brigitte mit ausdruckslosem Gesicht.

»Dann werde ich mit ihm reden«, sagte der Professor entschlosen.

»Willst du den Brautwerber für mich spielen, Vater?« fragte Brigitte spöttisch.

»Ich werde es schon diplomatisch anfangen«, meinte der Vater. »Manchmal muß man dem Glück ein wenig nachhelfen...«

*

Aber das Schicksal ließ Professor Karl Plessing keine Zeit mehr für diplomatische Schachzüge.

Als er aus dem Urlaub zurückkam, trat Dr. Grothaus nur wenige Tage später seine wohlverdiente Ferienreise an. Der Oberarzt hatte im letzten Augenblick Bedenken angemeldet, weil auch Dr. Hermes krankheitshalber ausfiel. Aber der Professor hatte ihn beruhigt.

»Ich habe mich glänzend erholt«, behauptete er, »es macht mir nichts aus, vorübergehend mit verminderter Belegschaft zu arbeiten. Deshalb sollen Sie Ihre Dispositionen nicht ändern.«

Prüfend hatte Dieter Grothaus den Chef angesehen. So glänzend erholt fand er ihn gar nicht, aber nach einigem Zögern ließ er sich doch über-

zeugen, daß er unbesorgt reisen könnte.

Die Arbeit häufte sich für die Zurückbleibenden. Professor Plessing war von morgens bis abends in der Klinik, an manchen Tagen stand er vier, fünf Stunden lang am Operationstisch.

Aber an einem heißen, gewitterschwülen Tag brach er zusammen. Seine Ärzte taten alles menschenmögliche für ihn, aber sie mußten bald erkennen, daß da nicht mehr viel zu helfen war. Und Karl Plessing wußte, daß sein Ende nahte.

»Grothaus soll kommen«, flüsterte er Brigitte zu, die nicht von seinem Bett wich. Seine Hände fuhren fahrig über die Bettdecke, sie waren bleich und kühl, als sei das Leben schon aus ihnen gewichen.

Dieter Grothaus hatte seine Ferienadresse hinterlassen, so konnte sie ihn in seinem Hotel anrufen. Trotz der Entfernung hörte sie seine Stimme so klar, als stünde er neben ihr.

»Was ist passiert?« fragte er alarmiert.

»Mein Vater hat einen totalen Kreislaufkollaps erlitten, es steht schlecht um ihn«, teilte sie ihm tonlos mit.

Ein, zwei Sekunden bestürztes Schweigen, dann antwortete er: »Ich komme, ich nehme die nächste Maschine. Bleiben Sie stark, Brigitte.«

Es war das erstemal, daß er sie beim Vornamen nannte. Sie legte langsam den Hörer zurück.

*

Dr. Grothaus kam noch am Abend desselben Tages zurück. Seine Haut war straff und tiefgebräunt, das Haar von der Sonne aufgehellt, aber seine Miene stand in krassem Gegensatz zu seinem guten Aussehen. Er begab sich sofort an das Bett des Professors, drückte Brigitte stumm die Hand und beugte sich erschüttert über den Sterbenden, der ihm ein hochverehrter Chef und väterlicher Freund zugleich gewesen war.

Dieser erkannte ihn. »Grothaus«, stammelte er mit letzter Kraft, »lassen Sie Brigitte nicht allein – es wäre zu schwer für sie – zuviel für eine Frau –«

Tief ergriffen sprach Dieter Grothaus: »Ich gelobe es Ihnen, daß ich Ihrer Tochter immer zur Seite stehen werde!«

Karl Plessings Blick, der beschwörend auf den Jüngeren geheftet war, irrte ab. Sein Atem ging mühsam. »Ich – hätte so gern noch Enkel gehabt –«

Brigitte tastete nach seiner Hand. Sie vermochte kaum zu sprechen, so schnürte ihr der Schmerz die Kehle zu. »Ich werde nicht allein bleiben, Vater, und, so Gott will, Kinder haben. Unsere Klinik wird in der Familie bleiben, das verspreche ich dir!«

Karl Plessings Lider sanken schwer herab. »Werdet glücklich, ihr beide!« flüsterte er.

Brigitte und Dieter Grothaus wagten nicht, einander anzusehen. Stumm, mit gesenkten Köpfen, standen sie am Bett. Brigitte hatte die Hände gefaltet.

Sie wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war, als Dieter Grothaus sehr leise sagte: »Er ist eingeschlafen.«

Ihr Blick, mit dem sie ihn ansah, schien aus weiter Ferne zu kommen. Sie las in seinen Augen: für immer, und obwohl sie geglaubt hatte, ge-

wappnet zu sein, traf es sie doch mit voller Wucht. Laut aufweinend schlug sie beide Hände vor das Gesicht und glaubte, es nicht ertragen zu können.

Es bewegte Dieter zutiefst, sie so fassungslos und ganz ihrem Schmerz hingegeben zu sehen. Ein Gefühl, über das er sich in dieser Sekunde selbst keine Rechenschaft gab, trieb ihn dazu, sie zu umfassen. Sanft drückte er ihren Kopf gegen seine Schulter und ließ seine Hand darauf liegen.

Endlich sprach er leise, und seine Lippen berührten dabei fast ihre Schläfen: »Er ist so ruhig eingeschlafen, Brigitte, nimm ihm seine Ruhe nicht. Es ist jetzt gut, hör bitte auf zu weinen…«

Allmählich beruhigte sie sich. Ihr Kopf lag noch an seiner Schulter, als sie leise und trostlos sagte: »Ich hab' ihn so liebgehabt. Ich hatte doch nur ihn.«

*

Die Beerdigung war vorüber. Eine große Trauergemeinde war Professor Plessings Sarg gefolgt. Nun lagen ungezählte Kränze da draußen auf dem Hügel.

Seit der Testamentseröffnung wußte Brigitte, daß sie eine reiche Frau war. Aber materielle Werte konnten keinen Trost geben. Sie fühlte sich arm, weil ihr Herz leer war.

Dieter Grothaus begleitete Brigitte in die große, stille Villa. Es war nie geräuschvoll darin zugegangen, aber jetzt kam ihr die Stille geradezu gespenstisch vor.

»Ich danke Ihnen für alles, Dieter«, sagte Brigitte. Ihre Stimme war so farblos wie ihr Äußeres. Ihre Blässe wurde noch von der Trauerkleidung unterstrichen. »Sie haben mir sehr geholfen in all diesen Tagen.«

Bittend sah er sie an. »Wollen wir nicht die förmliche Anrede fallenlassen, Brigitte?«

Sie setzte sich in einen Sessel, so schwach und elend fühlte sie sich von allen seelischen Aufregungen. Auf seine Frage gab sie ihm keine Antwort.

Es war eine ganz andere Brigitte Plessing, die er kennenlernte. Nicht mehr selbstsicher und überlegen bis zur Arroganz, sondern unsagbar traurig und trostbedürftig. Sie weckte alle Beschützerinstinkte im Mann. »Brigitte!«

»Ja –?« fuhr sie auf. »Setzen Sie sich doch, Dieter.«

Er folgte ihrer Aufforderung. »Ich möchte, daß alles klar ist zwischen uns«, begann er sehr ernst. »Sie wissen, wie sehr ich Ihren Vater verehrt habe. Ich durfte viel von seinem Können und seiner Erfahrung profitieren, er hat mich gefördert, und ich werde ihm immer ein Gefühl der Dankbarkeit bewahren. Sein größter Wunsch war es, daß wir heiraten würden – nicht wahr, so waren doch seine letzten Worte zu verstehen?« Eindringlich sah er sie an.

Ein helles Rot flutete über ihre Wangen. »Ja«, gab sie leise zu. »Er hatte mich schon vorher gefragt, wie ich dazu stehen würde…«

»Und was haben Sie ihm geantwortet?« unterbrach er sie gespannt.

Sie senkte die Lider. »Daß ich einverstanden wäre, wenn Sie sich mit Sympathie und Kameradschaft zufriedengäben…« Mit nervösen Fingern strich sie eine Falte ihres schwarzen Kleides glatt. »Aber auf mich allein kommt es dabei nicht

an«, setzte sie stockend hinzu. »Sie sollen sich nicht verpflichtet fühlen, eine ungeliebte Frau zu heiraten, weil es der Letzte Wunsch eines Sterbenden war.«

»Es wäre unangemessen, von Liebe zu sprechen«, sagte Dieter ruhig. »Wir zählen beide nicht zu den Menschen, die sich gegenseitig etwas vormachen.« Er beugte sich etwas vor. »Sie tragen jetzt eine ungeheure Verantwortung, Brigitte. Ihr Vater hat das schon richtig erkannt: für eine junge Frau allein ist das zuviel. Wenn wir heiraten würden, trüge ich als Ihr Mann die Verantwortung mit Ihnen zusammen, während ich als Ihr Oberarzt nichts anderes tun könnte, als Ihnen beratend und helfend zur Seite zu stehen. Mein Wort würde mehr gelten, und ich könnte mir allen Respekt verschaffen, wenn ich nicht nur Ihr Angestellter wäre. Das wäre die eine Seite. Und was das Privatleben anbetrifft –«, ein ernstes, gutes Lächeln glitt über sein Gesicht, »wenn zwei reife Menschen den guten Willen haben, mit viel Verständnis aufeinander einzugehen, sich zu ergänzen und dem Leben auch gemeinsam die schönen Seiten abzugewinnen, dann sollte das doch eine Verbindung geben, die beiden Teilen innere Ruhe und Zufriedenheit schenkt.«

Er holte tief Atem. Nun war es gesagt, was ihm vor einiger Zeit noch undenkbar erschienen wäre. Aber seit er erkannt hatte, daß unter Brigittes äußerer Kühle ein heißes, tief empfindendes Herz schlug, sah er sie mit neuen Augen.

»Das klingt alles sehr überzeugend, was Sie da vorbringen, Dieter«, sprach sie leise. Sie legte die Fingerspitzen gegen ihre Schläfen, hinter denen ein Hämmern und Pochen war. »Aber ich kann im Moment noch nicht an die Zukunft denken«, fuhr sie mit schwankender Stimme fort. »Lassen Sie mir Zeit. Ich muß erst Abstand gewinnen.«

Dieter nickte. »Das verstehe ich. Sie sollten nur wissen, wie ich darüber denke.«

Stumm und wie geistesabwesend sah Brigitte vor sich nieder. Dieter warf einen verstohlenen Blick auf die Uhr. Seine Gedanken schweiften ab. Auf der Intensivstation lagen zwei Patienten, die um ihr Leben rangen.

Dieter erhob sich, plötzlich hatte er keine Ruhe mehr. Im gleichen Augenblick schrak Brigitte empor. Sie sahen sich an und dachten beide das gleiche.

»Die Klinik«, stammelte sie, »mein Gott –« Mit der Hand fuhr sie sich über die Stirn, als müsse sie sich besinnen. »Was würde Vater sagen, wenn er wüßte, daß wir hier sitzen und unsere Patienten vergessen!« In ihren Augen stand Verzweiflung.

»Niemand wird vergessen«, beschwichtigte Dieter sie. Er rückte seine dunkle Krawatte gerade. »Aber ich möchte jetzt doch in die Klinik fahren. Nur –«, besorgt wandte er sich ihr zu, »kann ich Sie denn allein lassen, Brigitte?«

»Ja, natürlich. Oder noch besser – ich fahre mit. Es gibt soviel zu tun!« Entschlossen richtete sie sich auf.

»Das lasse ich auf keinen Fall zu«, widersprach Dieter energisch. »Sie müssen sich jetzt ein paar Stunden hinlegen. Nehmen Sie eine leichte Schlaftablette, damit Sie Ruhe finden. Sie brauchen doch Ihre Kräfte.«

»Sie haben recht. Spätestens morgen muß ich wieder voll einsatzfähig

sein...« Aber sie konnte sich noch nicht vorstellen, wie dieses Morgen beschaffen sein würde – ohne die Allgegenwart ihres Vaters.

*

Die Arbeit half Brigitte Plessing über ihren seelischen Tiefpunkt hinweg. Der heiße, zuckende Schmerz wich einer stillen, wehmutsvollen Trauer, die sie tief in sich begrub. In der Klinik gab sie sich beherrscht bis zum äußersten. Sie arbeitete sachlich und konzentriert, sie entschied alle Fragen, die an sie herangetragen wurden, mit Umsicht und klarem Verstand. Manchmal beriet sie sich mit ihrem Oberarzt.

»Eine erstaunliche Frau«, bemerkte Dr. Witt einmal nach einer Ärztekonferenz zu seinem Kollegen Grothaus, »sie arbeitet wie ein Roboter und kennt keine Müdigkeit. Sie ist völlig unsentimental und hat nicht wie unsereiner auch mal schlechte Laune, sie hat überhaupt keine Launen. Bißchen unheimlich, wie?«

»Wäre es Ihnen lieber, sie hätte Launen?« fragte Dieter Grothaus sarkastisch zurück.

»Nee«, antwortete Dr. Witt trocken, »nichts ist schlimmer als eine launenhafte Frau. Ich wollte damit nur sagen, daß sie auch mal eine menschliche Regung zeigen könnte. Haben Sie Frau Dr. Brigitte Plessing schon mal lachend gesehen? Dieser tierische Ernst fällt einem doch allmählich auf den Wecker.«

»Sie vergessen, daß der Professor erst seit wenigen Monaten unter der Erde ist, und daß sie, bei ihrer Jugend, eine große Verantwortung trägt. Da hat man nichts zu lachen, Kollege Witt!«

Der andere rückte an seiner Brille. »Bei ihrer Jugend, sagen Sie? Ich glaube, sie war nie jung. Sie war bestimmt vor zehn Jahren schon so, wie sie heute ist, und sie wird in dreißig Jahren noch genauso sein. Tatsächlich, sie kommt mir vor, als sei sie alters- und geschlechtslos!«

»Wir wollen uns doch nicht den Mund über Frau Dr. Plessing zerreißen«, beendete Dieter ganz entschieden das Thema. »Auf alle Fälle ist sie eine Chefin, wie man sich keine bessere wünschen kann.«

Dr. Witt war für sein loses und gelegentlich auch schnodderiges Mundwerk bekannt, man durfte seine Worte nicht auf die Goldwaage legen. Trotzdem gaben sie Dieter zu denken.

Brigitte Plessing war nun wieder so, wie er sie früher gekannt hatte, herb und verschlossen. Sie ließ niemanden in ihre Seele schauen, auch ihn nicht. Manchmal fragte er sich, ob diese Frau mit dem beherrschten Gesicht, den knappen, bestimmten Bewegungen und der stolzen Kopfhaltung wirklich einmal an seiner Schulter bitterlich geweint hatte und ihm schutzbedürftig vorgekommen war.

Aber er hatte es doch nicht geträumt! In jenen Tagen war sie ihm sehr nahe gewesen, er konnte das nicht vergessen. Sie machte es ihm so schwer, sich über ihre Beziehung klarzuwerden, denn sie wich jedem Gespräch darüber aus.

»Wir wollen das Trauerjahr abwarten, bevor wir weitere Entscheidungen treffen«, hatte sie gesagt, als er ihre Unterhaltung einmal auf die Zukunft lenken wollte.

Er wartete ab. Er ließ sie spüren, daß er ihr zugetan war, er zeigte ihr

Wärme und Verständnis, aber er überschritt nie die Grenze, die sie zog.

So flogen die Monate dahin. Nur am Wechsel der Jahreszeiten merkte Brigitte, daß es auch außerhalb der Klinik noch ein Leben gab. Sie blieb oft genug auch über Nacht dort und gönnte sich nur ein paar Stunden Schlaf auf dem schmalen Ruhebett, das in ihrem Zimmer stand.

Im Winter warf eine Grippe sie nieder, von der sie sich wochenlang nicht recht erholte, weil sie viel zu früh wieder aufgestanden war. »Ich kann es mir nicht leisten, krank zu sein«, sagte sie eigensinnig, als Dieter Grothaus seine mahnende Stimme erhob.

Der Frühling kam, doch er blieb kalt und naß. Brigitte fror häufig, ihr Gesicht war spitz geworden, und dunkle Schatten lagen unter ihren Augen.

»So geht es nicht mehr weiter«, erklärte Dieter eines Tages energisch, als er sie nach einem Vierzehnstundentag nach Hause fuhr, weil ihr Wagen in der Werkstatt war. »Sie müssen auch einmal an sich selbst denken. Oder wollen Sie, daß es Ihnen so geht wie Ihrem Vater, der noch nicht hätte sterben müssen, wenn er sich mehr geschont hätte?«

»Ich bin mehr als dreißig Jahre jünger, als mein Vater es war«, antwortete sie abweisend.

»Sie sollten Urlaub nehmen, Brigitte«, fuhr Dieter unbeirrt fort.

Nur wenn sie allein waren, nannten sie sich beim Vornamen, sorgsam darauf bedacht, kein unnötiges Gerede in der Klinik aufkommen zu lassen. »Fahren Sie irgendwohin, wo die Sonne scheint, an eine italienische Küste, an die Riviera zum Beispiel, und erholen Sie sich dort einige Wochen lang. Niemand hat etwas davon, wenn Sie zusammenklappen! Und Sie können dieses Arbeitstempo nicht mehr lange durchhalten.«

Brigitte schob die Hände in die Taschen ihres Mantels und kroch ein wenig in sich zusammen.

Ihre Vernunft sagte ihr, daß Dr. Grothaus recht hatte. Sie brauchte Ruhe und Schlaf – hier fand sie beides nicht, weil ihre Nerven überreizt waren.

»Ich könnte hier in der Nähe bleiben«, sprach sie gedankenvoll. »Mir würde ein kleiner Ort in einem deutschen Mittelgebirge genügen, wo man mich jederzeit erreichen könnte.«

Mit einem überraschten Lächeln sah er sie flüchtig an, bevor er seine Aufmerksamkeit wieder der Straße zuwandte. »Ich freue mich, daß Sie einsichtig sind. Aber Sie sollen nicht zu erreichen sein, ich selbst werde dafür sorgen, daß Sie unbehelligt bleiben. Und deshalb rate ich Ihnen: Fahren Sie an die Riviera! Sie ist wunderschön, und um diese Jahreszeit herrscht dort noch kein Trubel. Morgen werde ich für Sie in ein Reisebüro gehen und einen Stapel Prospekte mitbringen…«

Und wirklich lagen am nächsten Tag die bunten Prospekte auf ihrem Schreibtisch. Nachdenklich blätterte sie darin. Schon in den Namen lag ein leiser Zauber: Loano, Alassio, Imperia, San Remo…

Ja, ich werde verreisen, dachte sie, ich muß mir einmal anderen Wind um die Nase wehen lassen.

Sie packte ihren Koffer. Viel brauchte sie nicht, denn sie hatte nicht vor, einen mondänen Ort als Fe-

riendomizil zu wählen. Zum erstenmal seit sehr langer Zeit empfand sie eine leise, freudige Erregung.

Dieter Grothaus freute sich mit ihr. »Ich wünsche Ihnen recht, recht gute Erholung, Brigitte. Und machen Sie sich um nichts Sorgen, hier wird alles weiterlaufen wie bisher.«

»Ich weiß, daß ich mich bedingungslos auf Sie verlassen kann, Dieter. Ohne Sie hätte ich es nicht geschafft.«

Er hielt ihre Hand, die sie ihm zum Abschied reichte, ein paar Sekunden länger als üblich fest. »Denken Sie einmal an mich, Brigitte«, bat er, und leise fügte er hinzu: »An uns.«

In seinem Blick lag so viel Wärme, daß Brigitte davon eigenartig berührt wurde. Sie hatte plötzlich ein schlechtes Gewissen, weil sie ihn hinhielt und ihm, mehr oder weniger unbewußt, die kalte Schulter zeigte. Er hatte es nicht verdient.

»Ja, Dieter«, entgegnete sie mit ungewohnter Weichheit in der Stimme, »wenn ich zurückkomme, wird alles anders sein, das verspreche ich Ihnen!«

*

Italien offenbarte sich Brigitte in Sonne, Glanz und Herrlichkeit.

Sie begriff, wieviel sie versäumt hatte, als sie in den Semesterferien immer nur im Krankenhaus gearbeitet hatte, um zu lernen und nochmals zu lernen. Aber sie hatte ja noch viel Zeit vor sich, um das Versäumte nachzuholen.

Sie erreichte die Blumenriviera und atmete entzückt den Duft ein, der von den Lavendel- und Nelkenfeldern zu ihr herüberwehte. Irgendwann bog sie von der Küstenstraße ab und folgte, wie einem inneren Zwang gehorchend, einem Weg, der zwischen Olivenhainen und Gärten hügelan ins Hinterland führte. Dort erblickte sie eine Ortschaft, die mit ihren buntgestrichenen Häusern und den roten Flachdächern vor dem tiefen Mittagsblau des Himmels einen so malerischen Anblick bot, daß Brigitte zu träumen glaubte. Darüber stand auf der Höhe ein Castello mit verwitterten, von Efeu bewachsenen Mauern. Die alte Burg rundete das romantische Bild in südlicher Landschaft ab.

»Cypressa«, las Brigitte auf dem Ortsschild, und sie sprach es leise vor sich hin: Cypressa.

Im Näherkommen sah sie, daß es ein Kloster dort gab, und unweit davon eine Kirche mit einem schlanken Glockenturm. Als sie auf der Piazza anhielt und ausstieg, begannen gerade die Glocken zum Mittag zu läuten, die schweren, tiefen Töne von der Kapelle des Klosters mischten sich in das leichte, spielerisch zarte Geläute der Kirche. Der ganze Himmel schien von ihrem Echo erfüllt zu sein.

Hier werde ich bleiben, entschloß sich Brigitte, wenn ich ein Zimmer hier finde, werde ich bleiben!

Es gab kein Hotel in Cypressa, aber ein Albergo mit einigen ordentlichen, sauberen Zimmern, die alle noch leerstanden. Brigitte nahm das, welches ihr am besten gefiel. Es hatte einen schmalen Balkon mit herrlicher Aussicht auf das Meer.

Wortreich erklärte ihr die Wirtin, daß das nebenanliegende Ristorante ihr ebenfalls gehöre und daß die Signora dort das zarteste Fleisch, die frischesten »frutti del mare« und die

besten Forellen aus dem nahen Wildbach bekäme, die sie, Serafina, selbst zubereitete. Und dazu einen Wein, wie ihn die Signora gewiß in ihrem Leben noch niemals getrunken habe...

Kaum die Hälfte verstand Brigitte von der blumigen Rede, aber sie nickte lächelnd zu allem.

Serafina hatte nicht zuviel versprochen: Die Speisen, die sie Brigitte vorsetzte, waren köstlich. Sie kümmerte sich in geradezu mütterlicher Weise um die Signora aus Deutschland, ohne dabei den nötigen Respekt außer acht zu lassen, den sie ihr zollte, seit sie erfahren habe, daß ihr früher Gast eine Doktorin war. Und sie wachte darüber, daß Gianfranco, ihr Sohn, sie nicht gar so neugierig anstarrte und daß auch die Dorfbewohner, die auf ein Glas Rotwein in die kühle, dämmerige Wirtsstube kamen, es bei einem höflichen Gruß beließen.

Es war am dritten Tag ihres Aufenthaltes in Cypressa, als Brigitte, wie sie es am Nachmittag gern tat, vor dem Restaurant an einem der kleinen runden Tische unter der bunten Markise saß. Es war, nach der Siesta, eine Stunde friedvoller Gelassenheit. Sie trank einen Campari, spielte mit dem Kätzchen, das um ihre Beine strich, und blätterte ohne besonderes Interesse in der Zeitung, die sie sich im Lebensmittellädchen an der Piazza gekauft hatte. Wozu eigentlich?

Alles, was auf der Welt geschah, war ihr auf sonderbare Weise ferngerückt, als betrachtete sie es durch ein umgekehrtes Opernglas.

Plötzlich kam in hohem Tempo ein schnittiger weißer Wagen der Luxusklasse dahergebraust. Ein paar Hühner stoben gackernd auseinander, die Tauben, die leise gurrend auf dem Platz umherspaziert waren, schwirrten mit flatternden Flügelschlägen auf, das Kätzchen sprang erschrocken mit einem Satz auf den Tisch. Brigitte erhaschte einen Blick auf den Mann, der am Steuer saß: Er war jung, dunkelhaarig, er hatte ein bräunliches Gesicht und ein kühngeschnittenes Profil. Mit verwundertem Staunen sah Brigitte dem Wagen nach, es war ein Lamborghini.

Der zwanzigjährige Gianfranco, in engen Jeans, das bunte Hemd bis zur Brustmitte offen, kam durch den Perlenvorhang aus dem Restaurant. Er scheuchte die Katze vom Tisch und wedelte mit einem Küchentuch über die Platte.

»Das war Graf Cypriani«, bemerkte er, »oben vom Castello.«

Brigitte war schon einmal den Hang hinaufgewandert, die reizvolle Fernsicht genießend und neugierig darauf, sich die alte Burg näher anzusehen. Aber ein Schild »Privato« verbot dem Wanderer jede weitere Annäherung.

»Ist die Burg denn noch bewohnt?« erkundigte sie sich.

»Die Marchesa lebt noch dort mit ihrer Tochter Manuela«, gab Gianfranco bereitwillig Auskunft. »Und Graf Carlo natürlich. Aber er ist viel unterwegs. Es wird ihm immer bald zu langweilig in Cypressa.« Er lächelte auf eine versteckte Art.

Brigitte saß beim Abendessen, das hierzulande ziemlich spät eingenommen wurde, als der Graf Serafinas Gaststube betrat. Sie wußte sofort, daß er es war; sie erkannte ihn wieder an seinem kühngeschnittenen

Profil, dem dunklen, glattanliegenden Haar.

Der Blick seiner dunklen Augen traf sie, und sie senkte hastig und verwirrt die Lider, weil es ihr bewußt wurde, daß sie ihn neugierig angestarrt hatte.

Sie hörte, wie Serafina ihn wortreich begrüßte und er lächelnd Antwort gab. Er blieb an der Theke stehen und trank ein Glas, dabei unterhielt er sich mit dem jungen Gianfranco, der hinzugetreten war. Viel älter als dieser mochte der Graf auch nicht sein, fünf, sechs Jahre älter vielleicht. Und hochmütig schien er auch nicht zu sein.

Brigitte beendete ihr Mahl, nahm den letzten Schluck aus ihrem Glas und stand auf. Serafina war in der Küche verschwunden, hinter der Theke stand nur noch Gianfranco. Er rief ihr ein »Buona notte, Signorina!« zu, und Brigitte erwiderte mit freundlicher Zurückhaltung den Gruß. Dabei merkte sie, daß der Graf sie ansah. Es war eigenartig, daß sie den Blick wie eine Berührung empfand. Rasch verließ sie den Raum.

»Wen habt ihr denn da?« fragte der Graf, als Brigitte fort war.

»Eine Deutsche, eine Dottore«, antwortete Gianfranco und hob das Glas gegen das Licht, das er eben ausgetrocknet hatte.

»So sieht sie auch aus. Ich hätte sie für eine Lehrerin gehalten. Typischer Blaustrumpf!« Graf Carlo lächelte etwas spöttisch.

»Hm...« Gianfranco legte das Küchentuch beiseite. »Aber sehen Sie sich mal ihren Wagen an, er steht hinten auf dem Hof. Einen Mercedes neuester Bauart! So ganz ohne scheint sie nicht zu sein, was das hier betrifft.« Mit vielsagender Gebärde rieb er Daumen und Mittelfinger gegeneinander. Vertraulich beugte er sich vor und fuhr mit gedämpfter Stimme fort: »Mama hat sie ein bißchen ausgehorcht. Sie ist Chefin einer Klinik!«

»Angabe«, warf Graf Carlo überlegen hin. »Chefärzte sind alte weißhaarige Professoren.«

»Wenn sie die Klinik aber doch von ihrem Vater geerbt hat? Sie ist nicht der Typ, der angibt. Nur ganz beiläufig ist sie damit herausgerückt.« Er fingerte eine Zigarette aus einem zerdrückten Päckchen heraus.

»Wenn das stimmte, dann hätte sie es nicht nötig, in unserem verlassenen Nest zu wohnen«, gab der Graf mit einem leichten Auflachen zurück.

Gianfranco zuckte die Achseln. »Sie braucht Ruhe, hat sie gesagt.«

»Na schön, was geht's uns an. Schenk mir noch mal ein, Gian! Und, was ich noch sagen wollte – ich hab' wieder was für dich. Wenn du es geschickt anfängst, springt ein hübsches Sümmchen für dich dabei heraus. Streng vertraulich, wie immer, hörst du?«

Gianfranco hatte bei seinen Worten einen raschen Blick durch die offenstehende Tür geworfen. Aber seine Mutter war nach hinten hinaus auf den Hof gegangen. Es war nicht nötig, daß sie etwas von den Geschäften erfuhr, die er mit dem Grafen Cypriani machte.

»Sie können sich ganz auf mich verlassen, Herr Graf«, sagte er mit einem diskreten Schmunzeln.

*

»Hast du Geld mitgebracht, Carlo?« fragte die Marchesa Cypriani ihren Sohn.

Dieser nickte. »Für eine Weile wird es reichen!« Er warf einen Packen Geldscheine auf den Tisch. »Ich habe eine Amerikanerin beim Kauf einer Villa beraten und eine gute Vermittlungsgebühr für mich kassiert. Bei ihr kam es nicht darauf an, sie hat genug.«

Mit neugierigem Interesse sah die Marchesa ihren Sohn an. »Konntest du sie nicht heiraten?«

Carlo Cypriani lächelte heiter. »Liebe Mama, sie ist weit über fünfzig!«

Die Marchesa seufzte und begann mit spitzen Fingern das Geld zu zählen. Dann schob sie es von sich, als sei es etwas ihr Widerwärtiges. Ihre schweren Lider sanken herab. »Und was tun wir, wenn es aufgebraucht ist?« wollte sie wissen.

»Das wird sich finden«, antwortete der junge Graf sorglos. Er sah seiner Schwester entgegen, die hereinkam. Sie war ein schlankes, blasses Mädchen mit einem etwas gelangweilten, hochmütigen Gesichtsausdruck. Doch als ihr Blick auf Carlo fiel, leuchtete es in ihren dunkelbraunen Augen warm auf.

»Hast du Cesare gesehen?« fragte sie rasch. »Ich wollte dich schon heute nachmittag danach fragen.«

»Ich habe ihn nicht gesehen, aber ich bin überzeugt, daß er vor Sehnsucht nach seiner süßen Braut fast umkommt!« Zärtlich lächelte Carlo seiner Schwester zu. Er liebte sie, wie er auch seine Mutter liebte.

Manuela Cypriani verzog den hübschen Mund. »Was hab' ich davon? Ach, Carlo!« Aufseufzend ließ sie sich in einen Sessel sinken. »Wann werden wir endlich heiraten können?«

»Bald, cara mia, bald! Hab nur noch ein wenig Geduld, und du wirst deine Aussteuer bekommen. Eine Aussteuer, die einer Gräfin Cypriani würdig ist!« versicherte er nachdenklich.

»Es bleibt nicht mehr allzuviel Zeit«, mahnte die Gräfin Teresa. »Manuela ist fünfundzwanzig. Cesare wird auch nicht endlos auf sie warten, und soll sie eine alte Jungfer werden?«

»Aber Mama, ich tue doch, was ich kann!« Erregt sprang Carlo auf, sein Gesicht war jetzt sehr ernst geworden. »Die wirkich guten Partien werden einem nicht auf einem silbernen Tablett präsentiert, ich bin nicht der einzige italienische Aristokrat, der sich durch eine reiche Heirat sanieren will.«

»Aber du siehst besser aus als jeder andere«, warf Teresa Cypriani ein und betrachtete mit mütterlichem Stolz ihren wohlgeratenen Sohn.

Carlo Cyprianis Züge spannten sich. Seine Mutter hatte recht: Es blieb nicht mehr allzuviel Zeit, um den fortschreitenden Verfall aufzuhalten...

»Du bist in Genua mit einem hübschen Mädchen gesehen worden«, sagte Manuela hinter seinem Rücken. »Ist es etwas Ernstes?«

Ein Ausdruck leichten Unbehagens lief über sein Gesicht, als er an Luisa dachte.

»Ach wo, eine kleine Freundin«, murmelte er mit einem vagen Schulterzucken und nahm eine Zigarette aus seinem flachen goldenen Etui.

»Du solltest deine Zeit nicht mit

kleinen Freundinnen vertun, Carlito!« sagte Gräfin Teresa mit vorwurfsvollem Lächeln.

*

Brigitte hatte ihren Stuhl gegen die Hauswand gerückt und ihren Kopf dagegen gelehnt. Mit geschlossenen Augen bot sie ihr Gesicht der Sonne dar.

Am Nebentisch hatte jemand Platz genommen. Blinzelnd warf sie einen flüchtigen Blick nach links und erkannte den Grafen Cypriani. Diesmal grüßte er sie höflich, und sie dankte mit einem leichten Kopfnicken. Er nahm sich eine Zeitung vor und bestellte bei Gianfranco ein Glas Wein. Seine Nähe versetzte Brigitte in eine leise Spannung. Sie mußte sich zwingen, ihn nicht anzusehen. Sie wünschte sich, ihn zu betrachten, wie man ein schönes Kunstwerk betrachtete.

Gianfranco fragte sie etwas, was sie nicht verstand. Als er es wiederholte und sie immer noch nicht den Sinn seiner Worte begriff, mischte sich der Graf ein.

»Er will wissen, ob er Ihnen noch etwas von dem Gebäck bringen darf, das Ihnen heute mittag zum Nachtisch so gut geschmeckt hat«, sagte er.

»Danke, nein, ich möchte jetzt nichts essen. Vielen Dank, Gianfranco.« Sie wandte sich an den Grafen. »Sie sprechen gut Deutsch«, bemerkte sie und wunderte sich, daß sie verlegen war.

»Nicht sehr gut«, wehrte er bescheiden ab. »Sie sprechen ja auch Italienisch, wie ich schon feststellen konnte. Kleine Pannen gibt es natürlich immer einmal, und der Junge hier spricht Dialekt.«

»Ich beherrsche die lateinische Sprache, deshalb fällt es mir nicht sehr schwer, mich einigermaßen hier zu verständigen«, erklärte Brigitte wie nebenbei und nippte an ihrem Glas.

»Ja, ich habe schon gehört, daß Sie eine gelehrte Dame sind – eine Doktorin!« sagte er mit einem charmanten Lächeln.

Er hat sich nach mir erkundigt, durchzuckte es Brigitte. Sie merkte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg bei seinem Blick. Sie griff nach ihrer Handtasche und kramte darin nach ihrem Schreibstift. Sie wollte doch an Dieter Grothaus schreiben…

»Was hat Sie eigentlich gerade nach Cypressa geführt?« fragte der Graf in diesem Moment. »Ich kann mir doch nicht vorstellen, daß unser Bergdörfchen in irgendeinem Reiseprospekt genannt wird.«

»Sicher nicht, und das ist gut so, sonst wäre es vorbei mit der verträumten Stille.«

»Sie lieben die Stille?« Er drehte dabei eine Seite seiner Zeitung um. Der schwere Wappenring an seiner rechten Hand blitzte auf.

»Ich brauche sie«, antwortete Brigitte zurückhaltend. Sie hatte den Stift gefunden, und als der Graf bemerkte, daß sie schreiben wollte, wandte er sich diskret ab und vertiefte sich wieder in seine Zeitung. Aber dann glitt sein Blick doch wieder verstohlen hinüber zu der blonden Frau. Sie war eigentlich gar nicht so übel, ihre Figur war gut, sie hatte hübsche Beine mit schmalen Fesseln.

Er nahm seinen unauffällig taxierenden Blick von ihr, aber während er zu lesen vorgab, dachte er an das, was Gianfranco ihm über sie erzählt

hatte. Der Wagen war erstklassig und sprach dafür, daß sie zumindest nicht unbemittelt war. Es gab ja so sonderbare Wesen, die arbeiteten, obwohl sie Geld genug besaßen.

Er beschloß, Erkundigungen einzuziehen. Pietro in Genua würde das in zwei Tagen machen, wenn er ihm heute noch telefonisch den Auftrag gab.

Graf Carlo Cypriani trank langsam seinen Wein aus, dann ging er hinein ins Restaurant, um bei Gianfranco die kleine Rechnung zu begleichen und ein wenig mit ihm zu plaudern. Brigitte ahnte nicht, daß er sich dabei ganz nebenher nach ihrem Namen und Wohnort erkundigte. Sie wunderte sich nur ein wenig über den feurigen Blick, den er ihr zuwarf, als er wieder herauskam und mit einem liebenswürdigen »Auf Wiedersehen, Signorina!« an ihr vorüberging.

Er hat mich angesehen, als sei ich eine schöne, begehrenswerte Frau, dachte sie, und ihr Herz klopfte ein wenig schneller, weil sie noch nie ein Mann so angesehen hatte. Wie hätte sie wissen sollen, daß der schöne Graf diesen lockenden, schwärmerischen Blick für jede Frau hatte, die ihn einigermaßen interessierte...

*

Als am Wochenende ein wundervoller Strauß von weißen und blaßrosa Nelken für sie abgegeben wurde, glaubte Brigitte zuerst, es handele sich um einen Irrtum. Aber auf dem Umschlag, der dabei war, stand in großer, schwungvoller Handschrift deutlich ihr voller Name: Dr. Brigitte Plessing. Verwundert zog sie die Karte hervor, sie war aus Bütten und trug oben links in der Ecke ein gräfliches Wappen.

»*Verehrte Signorina*«, las sie mit staunenden Augen, »*ich möchte Sie zu einem Ausflug mit meinem Wagen einladen, um Ihnen die Schönheiten meiner Heimat zu zeigen. Ich werde mir erlauben, Sie um elf Uhr abzuholen. Ergebenst Carlo Cypriani.*«

Wie kam der Graf dazu, ihr Blumen und eine Einladung zu schicken?

Verwirrt schnupperte sie an der stark duftenden Blütenpracht. Sie wußte nicht, wie sie sich verhalten sollte. Zu Hause traf sie Entscheidungen von weittragender Bedeutung, und dieser Situation war sie nicht gewachsen.

Es war einfach lächerlich. Selbstverständlich würde sie nicht für ihn bereitstehen, für den Grafen nicht und auch nicht für irgendeinen anderen Mann. Sie war schließlich nicht hergekommen, um mit irgendeinem Fremden durch die Gegend zu fahren.

»Falls jemand nach mir fragen sollte, sagen Sie bitte, daß ich ausgegangen bin«, teilte sie der Wirtin im Vorübergehen mit, als sie gegen halb elf Uhr das Haus verließ. »Wann ich zurückkomme, weiß ich noch nicht. Ich werde wohl eine längere Wanderung machen.«

Sie hatte kaum den Ortsausgang erreicht, als ihr der weiße Lamborghini entgegenkam und mit knirschenden Bremsen neben ihr hielt.

»Guten Morgen, Signorina!« rief Carlo Cypriani ihr so fröhlich entgegen, als seien sie alte Bekannte. Mit einer raschen Bewegung stieg er aus. »Ich habe mich etwas verfrüht, weil ich es nicht erwarten konnte. Es ist so

ein herrlicher Tag, man muß ihn ausnutzen.« Er öffnete den Schlag für sie. »Bitte, steigen Sie ein!«

Brigitte fühlte sich bezwungen von seinem Charme, seiner Fröhlichkeit. Sie fand es auf einmal gar nicht mehr so selbstverständlich, daß sie seine Einladung ablehnen würde, im Gegenteil, es kam ihr eher töricht vor. Nur mit einem ganz schwachen Zögern kam es über ihre Lippen: »Ja, ich wollte eigentlich –«

»Erzählen Sie mir das unterwegs«, unterbrach er sie heiter, »ich stehe hier mitten auf der Straße und kann nicht länger anhalten.«

Da stieg sie ein, und schon saß auch Carlo Cypriani wieder hinter dem Steuer, und der Wagen glitt lautlos voran.

»Sie haben mir Blumen geschickt«, begann Brigitte, »haben Sie vielen Dank dafür. Ich war sehr überrascht, denn schließlich haben wir bisher nur wenige Worte miteinander gewechselt.«

»Es bedarf nicht immer vieler Worte, um zu wissen, daß man sich verstehen wird. Ich hatte vom ersten Augenblick an den Wunsch, Sie näher kennenzulernen. Es hat mir in den vergangenen Tagen keine Ruhe gelassen, bis ich die Kühnheit fand, es Ihnen mit Blumen zu sagen.«

Mit einem staunenden Lächeln hörte Brigitte ihm zu. Das war eine neue Sprache für sie.

»Wir fahren die Moyenne Corniche entlang bis nach Eze«, sagte Carlo nach einem kleinen Schweigen. »Das ist ein reizender kleiner Ort, wo wir speisen werden. Dann besuchen wir San Remo, wir bummeln den Princio entlang und nehmen unseren Aperitif im Café Verbano. Zum Diner möchte ich Sie ins Palace-Hotel von Bordighera einladen –«

»Halten Sie ein, Graf!« unterbrach Brigitte lachend seine schwungvolle Rede. »Das ist ja ein Riesenprogramm, das Sie da aufgestellt haben. Ich glaube, das wird mir zuviel.«

»Warum denn?« fragte er enttäuscht. »Wir haben doch den ganzen Tag vor uns. Auf diese Weise lernen Sie einige der schönsten Orte kennen. Ach, ich möchte Ihnen so vieles zeigen! Allmählich müssen Sie doch in unserem gottverlassenen Cypressa vor Langeweile umkommen.«

»O nein. Mir gefällt es in Cypressa. Man vergißt dort die Welt.«

Er streifte sie mit einem erstaunten Blick. »Möchten Sie das denn?«

»Möchte das nicht jeder einmal?« fragte sie zurück. Darauf gab Carlo Cypriani keine Antwort. Die schmale, gewundene Straße, die über dem Meer an felsigen Steilhängen bergan führte, erforderte seine Aufmerksamkeit.

Ein Laut des Entzückens entfuhr Brigitte, als sie Eze erreichten. Die auf einer Felsspitze klebende mittelalterliche Sarazenenfestung und die bizarre Landschaft aus rotem, gelbem und grauem Felsen und dazu der Blick auf das vierhundert Meter tiefer liegende blaue Meer ergaben ein Bild von wilder, hinreißender Schönheit.

»Nun, hatte ich Ihnen zuviel versprochen?« Carlo Cypriani sagte es so stolz, als habe er dies alles erschaffen. Lächelnd wandte Brigitte sich ihm zu, und sie schüttelte nur stumm und überwältigt den Kopf.

Es war ein Luxusrestaurant, in das er sie führte. Als sie Platz genommen hatten und Brigitte sich umsah, er-

kannte sie, daß sie mit ihren flachen, festen Sportschuhen und dem biederen Kleid ziemlich unpassend angezogen war. Sie kam sich vor wie eine graue Maus.

»Die Frauen sind alle so elegant hier«, bemerkte sie halblaut und sah ein wenig verlegen an sich herab. »Ich trage noch Trauer um meinen Vater, der vor einem Dreivierteljahr gestorben ist«, fügte sie sehr leise hinzu.

In seine dunklen Augen, die so lockend und schwärmerisch blicken konnten, trat ein Ausdruck tiefsten Mitgefühls. »Das muß ein schwerer Verlust für Sie gewesen sein. Aber«, ein ernstes, beinahe zärtliches Lächeln glitt über seine Züge, »Ihr Vater hätte sicher nichts dagegen, wenn Sie sich jetzt wieder in freundlichere Farben kleiden würden. Ein sanfter Goldton müßte Ihnen zum Beispiel gut stehen, so wie er manchmal in Ihren Augen schimmert – ja, ein Kleid aus goldfarbener Seide, und dazu das Haar lose bis auf die Schultern hängend...« Er sah sie an, als sähe er sie bereits als eine hinreißende Erscheinung.

Brigitte errötete tief. »Aber ich bitte Sie, Graf«, murmelte sie und wußte nicht, wohin sie schauen sollte, um dem Blick seiner Augen auszuweichen.

Er beugte sich ein wenig vor. »Wollen wir den Titel nicht beiseite legen, Dr. Plessing?« fragte er mit lächelnden Lippen. »Ich heiße Carlo, habe noch eine stattliche Anzahl anderer Vornamen anzubieten, wenn Ihnen dieser nicht gefällt.«

Immer wieder brach diese heitere, graziöse Leichtigkeit durch, die so ansteckend wirkte. »Er gefällt mir – Carlo! Ich heiße Brigitte.«

An diesem Tag, in dieser Stunde begann die große Verzauberung. Sie wußte nicht, wie ihr geschah. Sie wurde verwöhnt von einem Mann, nach dem sich andere Frauen umsahen, aber er sah nur sie. Wenn sein Blick träumerisch und selbstvergessen auf ihrem Gesicht ruhte, überkam sie eine seltsame, heiße Verwirrung. Sie war nicht schön, sie wußte es doch, und trotzdem hatte sie das Gefühl, in seinen Augen schön zu sein, es unter diesem Blick zu werden...

Sie waren hier und dort, sie bummelten über die Hügelstraße, den »Pincio« von San Remo, an Brunnen, Grotten, Blumen und Zypressen vorbei, sie fuhren nach Bordighera, das die Heimat der Palmen genannt wird, und aßen dort gebratene Fische in einem originellen Kellerlokal am Hafen, wo man auf schmalen Holzbänken an runden Fässern saß, über denen Petroleumlampen hingen. In das Palace-Hotel zu gehen, hatte Brigitte sich geweigert, weil sie nicht noch einmal der Peinlichkeit ausgesetzt sein wollte, falsch angezogen zu sein – und nun gar am Abend!

Carlo hatte dies eingesehen. »Aber wir werden noch ganz groß ausgehen«, versicherte er, »in Nizza, in Monte Carlo, wo Sie wollen!«

Mit einem nachdenklichen Lächeln sah sie ihn an. »Muß das denn sein? Das mondäne Leben – ich kenne es nicht, und ich sehne mich auch nicht danach, es kennenzulernen. Ich bin nicht so, Carlo.«

»Wie sind Sie denn?« fragte er mit einer leisen Zärtlichkeit.

Sie senkte die Lider und suchte nach Worten, um es ihm zu erklären. Wie bin ich? fragte sie sich, wie bin ich? Und sie wußte es nicht mehr. Sie

war heute nicht mehr die Frau, die mit wenigen knappen, sachlichen Worten etwas logisch erklären konnte.

»Bezaubernd sind Sie«, antwortete Carlo Cypriani statt ihrer und zog ihre Hand an die Lippen.

*

»Ich nehme alles«, sagte Brigitte. »Ja, auch das perlenbestickte Abendkleid mit den Schuhen und der Tasche. Bitte, machen Sie mir die Rechnung fertig.«

Die Direktrice stöckelte aufgeregt auf hohen Absätzen zur Kasse, die Verkäuferinnen schwirrten umher, Seidenpapier raschelte, hübsche Kartons wurden herbeigeholt, die den Aufdruck dieses eleganten Mode-salons von San Remo trugen, und Kleider, Röcke, Blusen, Hosenanzüge wurden sorgfältig verpackt.

»Wohin dürfen wir es Ihnen schicken, gnädige Frau?«

Um Brigittes Mund zuckte ein belustigtes Lächeln. Was sie wohl sagen würden, wenn sie als Adresse statt des wohl erwarteten hochtrabenden Hotelnamens ihren einfachen Landgasthof im Bergdorf Cypressa angeben würde! »Ich nehme die Sachen gleich mit, ich habe meinen Wagen draußen.«

Bevor sie startete, warf Brigitte einen kurzen Blick in den Rückspiegel. Sie war, ehe sie zum Einkaufen ging, beim Frisör gewesen und hatte sich eine andere Frisur machen lassen. Auf halbe Länge geschnitten und im Nacken in einer schwungvollen Welle nach außen gekämmt, umschmeichelte sie sanft ihr Gesicht und ließ es jünger und weniger streng erscheinen.

Mit einer neuen Beschwingtheit fuhr Brigitte nach Cypressa zurück. In ihrem Zimmer packte sie all die Herrlichkeiten aus und hängte sie in den Schrank mit der knarrenden Tür.

Sie hatte noch nie so hübsche, modische Kleidungsstücke besessen. Ihre Sachen waren immer sehr solide und praktisch gewesen und hielten viele Jahre lang.

Am nächsten Nachmittag war sie mit Carlo Cypriani verabredet, er wollte ihr den Blumenmarkt von Ventimiglia zeigen. Als sie ihm entgegentrat in ihrem neuen weißen Hosenanzug, mit der leuchtendbunten Seidenbluse zum knappsitzenden Jäckchen, blitzte es in seinen Augen auf. Sein Blick streifte ihr Haar, das heute so locker und duftig war. »Madonna, wie verändert Sie sind!« entfuhr es ihm.

»Ich wollte mich doch dieser hellen, heiteren Umgebung anpassen. Gefalle ich Ihnen so?« fragte sie mit einem Anflug weiblicher Koketterie, und gleichzeitig errötete sie.

»Sie gefallen mir immer«, versicherte er, »aber ich liebe es, wenn Frauen sich schön anziehen. Ein Hauch von Luxus gehört dazu...«

Wieder war er der aufmerksamste Kavalier und liebenswürdigste Gesellschafter, den man sich denken konnte. Aber unter der glatten Oberfläche verbarg sich mehr – die Art, wie er ihr zulächelte, wie er sie ansah und mit zarten, behutsamen Gesten verwöhnte, ließen ihr einsames und kühles Herz wärmer und lebendiger schlagen.

Als sie sich an diesem Abend verabschiedeten, ertappte sie sich dabei, daß sie die Stunden zählte, die bis zum Wiedersehen vergehen mußten.

Was ist nur mit mir los? fragte sie sich voller Unruhe. Habe ich mich etwa in Carlo Cypriani verliebt? Der Atem stockte ihr, sie wagte nicht weiter zu denken.

Nein, sie wollte nur daran denken, daß sie morgen nach Monte Carlo fahren würde. Zum erstenmal würde sie das kostbare, perlenbestickte Abendkleid tragen, das ihr so gut stand. Carlo wollte mit ihr ins Spielkasino gehen und zum Tanz.

»Ich kann nicht tanzen«, hatte sie zu ihm gesagt, doch er hatte nur gelacht, ein leises, dunkles, betörendes Lachen.

»Sie werden es können, Carina, in meinen Armen!«

In seinen Armen...

*

»Rien ne va plus – faites votre jeu, Mesdames et Messeurs!«

Das Roulette drehte sich, die Kugel rollte, die Croupiers hockten wie schwarze Raben auf ihren erhöhten Plätzen am Spieltisch, unbeweglich, doch mit wachen Augen.

Brigitte spielte selbst nicht, obwohl Carlo sie dazu ermuntert hatte. Sie beobachtete lieber die gemischte Gesellschaft am runden grünen Tisch unter dem riesigen Kristallüster.

Er spielt, als hätte er schon oft gespielt, dachte sie. Vielleicht hatte er, sie wußte so wenig von ihm.

Als er vom Spieltisch aufstand, hatte er ein paar hundert Francs verloren. »Was für ein Pech«, bedauerte sie ihn, »aber ärgern Sie sich nicht, es wäre zu schade um diesen Abend!«

»Ärgern?« Sein Gesicht hatte plötzlich einen hochmütigen Zug. »Wo käme ich hin, wenn ich mich wegen einer solchen Lappalie ärgerte.« Er sah sie an, und schon lächelte er wieder auf seine charmante Art. »Verlassen wir diese Spielhölle und wenden wir uns realeren Genüssen zu«, schlug er vor und ergriff leicht ihren Arm, um sie hinauszuführen. Sie speisten nebenan im Hotel de Paris, sie tranken Champagner, und dann tanzten sie.

»Das geht doch wunderbar«, sagte Carlo Cypriani und nahm seine Partnerin beim langsamen, zärtlichen Blues fester in seine Arme.

Warum habe ich sie nur zuerst so reizlos gefunden? überlegte er.

»Wie braun Sie in diesen letzten Tagen geworden sind«, lächelte er. »Sie sollten immer braun sein!«

»Dann müßte ich immer hier leben.«

»Möchten Sie das?«

Mit großen Augen erwiderte Brigitte seinen Blick, dann senkte sie die Lider. »Was man möchte und was man muß, das sind zweierlei Dinge«, äußerte sie leise.

Es war fast Mitternacht, als sie heimwärts fuhren. An der felsigen Küstenstraße, von wo aus sie einen besonders romantischen Blick auf die Bucht hatten, die wie von Lichterketten gesäumt war, hielt Carlo Cypriani den Wagen an. Unter ihnen rauschte das Meer, ein weißes Schiff fuhr langsam dahin in Richtung Genua.

»Es ist herzzerreißed schön«, murmelte Brigitte und ließ die Blicke beinahe andächtig schweifen, »ich werde das nie vergessen.«

Er hatte sie nur angesehen. Das Mondlicht verklärte ihre Züge, machte sie weich und zart.

»Es wird noch viel schöner«, flüsterte er heiß und zog sie mit einer

leidenschaftlichen Bewegung an sich, und dann küßte er voller Glut ihre blassen, kühlen Lippen.

Zuerst war Brigitte nur erschrocken gewesen, bestürzt und verwirrt, dann, als dieser feste, warme Mund sie nicht losließ, begann sie zu zittern, und es schlug wie eine Flamme in ihr empor.

»Ich liebe dich, Carissima«, sagte der Mann, »ich liebe dich!«

Ein sonderbar hilfloser Ausdruck lag in ihrem Gesicht.

Lächelnd strich Carlo Cypriani über ihre Wangen, seine Fingerspitzen berührten sie nur zart. »Du hast doch keine Angst vor der Liebe?« fragte er leise.

»Ich weiß es nicht.« Wie ein Hauch nur kam es von ihren Lippen.

Wie entzückend sie war, wie unerfahren und mädchenhaft! Dabei war sie eine sehr kluge Frau, eine Dottore! Er lachte leise in sich hinein. »Vor der Liebe braucht man keine Angst zu haben, mein kleines Mädchen. Es ist das Schönste, was das Leben uns schenken kann. Oder macht es dich nicht glücklich, wenn ich dir sage, daß ich dich liebe, wie ich noch keine Frau vor dir geliebt habe?«

»Doch, Carlo.« Sie zitterte ein wenig. »Aber – ich kann es nicht glauben.« Sie senkte den Kopf, eine blonde Haarsträhne fiel über ihr Gesicht. »Ich bin es nicht gewohnt, glücklich zu sein. Ich kannte bisher nur die Zufriedenheit, die die Arbeit mir gibt.«

»Du Armes!« Er streichelte über ihr Haar. »Aber das ist nun vorbei –«

Unsicher und erstaunt sah sie ihn an. Sie hatte sich nie arm gefühlt. Doch sie hatte ja auch nichts anderes gekannt...

»Du wirst hierbleiben, bei mir«, fuhr er mit dunkler, werbender Stimme fort, »ich werde dir zeigen, wie schön das Leben sein kann!«

»Ach du!« stammelte sie atemlos, und fast mußte sie lachen. »Was redest du da. Das geht doch nicht.«

»Alles geht, wenn man sich liebt!« versicherte er temperamentvoll. Seine Lippen umfingen warm ihren Mund. Er küßte sie mit zärtlicher Inbrunst, mit bedächtiger Leidenschaft.

Auch Carlo Capriani träumte ein wenig vor sich hin. Er war sehr zufrieden mit sich. Die Zukunft lag in rosigem Licht vor ihm. Seit er über eine Auskunftei erfahren hatte, wie vermögend Dr. Brigitte Plessing war, stand es für ihn fest, daß er sie für sich gewinnen wollte. Es war ihm gelungen. Er zweifelte nicht mehr daran, daß sie ja sagen würde, wenn er sie in Kürze bat, seine Frau zu werden. Zu seinem eigenen Erstaunen erschien ihm dies nicht mehr als ein Opfer.

Durch sie würde er endlich aus der Misere herauskommen, aus seiner Welt des mühsam gewahrten Scheins. Der Wagen war noch nicht bezahlt, bei seinem Schneider stand er tief in der Kreide. Von Arbeit hielt er nichts, ein Graf Cypriani ließ sich nicht zum Sklaven machen. Irgendwie kam er trotzdem immer zu Geld, aber er war es so satt, von der Hand in den Mund zu leben. Diese gelegentlichen Geschäfte, Vermittlungen, bei denen er für sich eine stattliche Summe abschöpfte – wenn etwas nicht ganz sauber daran war, schaltete er Gianfranco ein, der ihm ergeben war und für ein paar Scheine alles tat – und hin und wieder ein Spielgewinn. Es war nicht genug, es war nie genug.

Er legte seinen Mund auf Brigittes

Schläfe. »Brigitte?« flüsterte er. Schlief sie? Sie öffnete die Augen, ein dunkler, geheimnisvoller Glanz lag darin.

»Ja?« Sie hob die Hände und legte sie um sein Gesicht. Schönes, geliebtes Gesicht, das ihr nun so nahe war... Sie fühlte sich wie trunken vor Glück.

»Ich möchte dich bitten, morgen mit mir ins Castello zu kommen, damit du meine Mutter und meine Schwester kennenlernst. Sie freuen sich schon sehr auf dich.«

»Hast du ihnen denn von mir erzählt?«

»Natürlich! Sie wollen doch wissen, mit wem ich meine Zeit verbringe, wenn ich einmal hier bin. Ich habe ihnen gesagt, daß ich eine wundervolle Frau kennengelernt habe und nichts anderes mehr denken kann als an sie...«

*

Eilig kam Serafina die Treppe zu Brigittes Zimmer herauf. Sie klopfte an die Tür. »Telefon für Sie, Signorina Plessing! Kommen Sie schnell, es ist aus Deutschland.«

Mit beiden Beinen sprang Brigitte aus dem Bett. Ein rascher Blick auf die Uhr zeigte ihr, daß es zehn vorbei war. Wie konnte man nur so lange schlafen?

Das Herz wurde ihr schwer vor Glück, als sie daran dachte, was geschehen war. Carlo liebte sie. Ein Mensch, schön wie ein junger Gott, liebte sie. Ach, es konnte ja nicht dauern, dieses Glück, aber diese kurze Spanne Zeit, in der es ihr geschenkt wurde, war unermeßlich schön und würde für ein ganzes Leben ausreichen.

Sie hatte sich rasch ein Kleid übergezogen und fuhr sich mit der Bürste über ihr Haar.

Der Anruf kam aus Deutschland, hatte Serafina gesagt. Sicher von Dr. Grothaus. Hoffentlich war in der Klinik alles in Ordnung. Sie lief hinunter in den Schankraum, wo das Telefon hinter der Theke stand.

Es war Dieter Grothaus. »Guten Morgen, Brigitte!« sagte er mit froher Stimme. »Wie schön, daß ich Sie erreiche. Ich habe Sie doch hoffentlich nicht gestört?«

»Guten Morgen, Dieter! Ich bin eben erst aufgestanden.«

»Ach ja?« Er lachte ein wenig. »Sie genießen Ihre Ferien, das ist recht. Ich habe Ihre Karte bekommen, herzlichen Dank. Aber jetzt mußte ich Ihre Stimme einmal hören. Wie geht es Ihnen, Brigitte? Ist das Wetter immer noch so schön da unten?«

»Ein Tag wie der andere, es ist märchenhaft. So habe ich es mir nicht vorgestellt. Der Alltag ist hier so fern wie der Horizont.«

»Dann denken Sie wohl gar nicht mehr an uns?« fragte er scherzhaft.

»Doch –« Sie wurde ein wenig rot und war froh, daß er es nicht sehen konnte. »Wie geht es in der Klinik, Dieter?«

»Alles bestens, Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Aber natürlich werden wir doch sehr froh sein, wenn Sie wieder da sind. Ich werde sehr froh sein, Brigitte«, betonte er. »Übernächste Woche kommen Sie wieder, ja, es bleibt doch bei dem vereinbarten Termin?«

Brigitte erschrak. Nur elf Tage noch? Das konnte doch nicht sein. Ihr war, als stünde dahinter das Nichts, die Kälte, die Leere. Sie holte Atem,

um die Beklemmung zu lösen, die sie plötzlich erfaßt hatte. »Vielleicht werde ich etwas länger bleiben«, sagte sie. »Wenn ich doch einmal fort bin, wer weiß, wann ich wieder einmal Urlaub machen kann. Sie werden doch sicher noch eine Weile ohne mich fertig, Dieter?«

Sekundenlang schwieg er. Dann entgegnete er etwas zögernd: »Ja – das liegt bei Ihnen... Doch, ja, Brigitte«, seine Stimme nahm wieder den warmen, lebhaften Klang wie vorher an, »wenn es Ihnen so gut gefällt, dann bleiben Sie nur noch. Ich gönne es Ihnen von Herzen.«

Sehr nachdenklich legte Dieter Grothaus nach diesem Gespräch den Hörer zurück. Seltsam. Sie hatte mit keinem Wort nach näheren Einzelheiten über das Geschehen in der Klinik gefragt.

Er lächelte still in sich hinein. Dieser Aufenthalt in Italien schien ihr gutzutun, sie war ja wie verwandelt. Was sie ihm erzählte, hatte geradezu schwärmerisch geklungen.

Liebe Brigitte, dachte er und hatte Sehnsucht nach ihr.

In der Sprechanlage auf dem Schreibtisch knackte es. »Herr Oberarzt, im OP I ist alles für die Operation vorbereitet«, wurde ihm gemeldet.

»Danke, ich komme sofort.« Der weiche Ausdruck war aus seinen Zügen verschwunden. Er hatte einen Tumor zu operieren. Brigitte war weit weg, aber tief im Herzen blieb ihm ihr Bild.

*

Langsam fuhr Brigitte mit ihrem Wagen den Weg zum Castello hinauf. Um halb fünf wurde sie erwartet. Sie war neugierg auf Carlos Angehörige und wie sie dort aufgenommen werden würde. Sie hatte ein elegantes, nachmittägliches Seidenkleid angezogen.

Ich bin eitel geworden, dachte sie mit einem kleinen übermütigen Lächeln. Aber es war ja nur, weil sie Carlo gefallen wollte. Wenn sie an ihn dachte, bekam sie Herzklopfen.

Er kam ihr an der Treppe entgegen. Sein Lächeln war voller Zärtlichkeit. »Willkommen, Liebste«, sagte er und führte sie hinein. »Dies ist ein großer Augenblick für mich, wenn du zum erstenmal über unsere Schwelle schreitest.«

Etwas verwirrt gab sie sein Lächeln zurück. Es lag ein gewisses Pathos in seinen Worten, das dem Anlaß – einen einfachen Nachmittagsbesuch – nicht ganz angemessen schien. Aber Südländer waren nun einmal so. Bewundernd blieb sie stehen, als sie die Eingangshalle betrat.

Er führte sie über eine Treppe mit einem kunstvoll geschnitzten Geländer, das allerdings hier und da schadhafte Stellen aufwies, zu den oberen Räumen.

»Wir müssen vieles restaurieren lassen«, meinte Carlo Cypriani und deutete mit einem entschuldigenden Lächeln auf die ausgetretenen Treppenstufen. »Der Zahn der Zeit nagt an allem. Aber wir hängen zu sehr an den alten Traditionen, um die Burg zu verlassen und sie dem Verfall preiszugeben.«

»Das verstehe ich sehr gut«, versicherte Brigitte aufrichtig. Sie sah nur die edle Architektur, und der Gedanke an die große, lange Geschichte, von der die dicken alten Mauern erzählen konnten, erfüllte sie mit Ehrfurcht.

Die Marchesa und ihre Tochter Manuela wußten, was von diesem Besuch abhing, und empfingen Brigitte mit größter Liebenswürdigkeit.

Sie fand Teresa und Manuela Cypriani reizend. Die Marchesa zeigte großes Interesse an ihr. Sie wollte vieles wissen, und Brigitte erzählte freimütig aus ihrem Leben.

»Aber hier gefällt es Ihnen doch besser als bei Ihnen da oben im grauen Norden, wie?« fragte Carlos Mutter und schob ihr die Silberschale mit dem Gebäck zu.

»Ja, viel besser!« antwortete Brigitte lachend und bediente sich.

Die Marchesa schien sehr zufrieden mit dieser Antwort zu sein. »Mein Sohn liebt Sie«, sagte sie, als sie einmal einen Augenblick allein im Zimmer waren. Dabei sah sie Brigitte eindringlich an. »Sie halten ihn hier fest – so lange ist er sonst noch nie im Castello geblieben...«

Brigitte wurde verlegen, die Worte der Marchesa erschienen ihr zu direkt. Aber bei dem innigen Einverständnis, das offensichtlich zwischen den Familienmitgliedern herrschte, war es andererseits nicht zu verwundern, daß Carlo sich seiner Mutter offenbart hatte.

»Carlo ist sonst in Genua, nicht wahr, er arbeitet wohl dort?«

»Ein Graf Cypriani arbeitet nicht«, gab die Marchesa mit stolzer Würde zurück.

Brigitte war so verdutzt, daß sie nicht wußte, was sie darauf sagen sollte. Sie fühlte sich gemaßregelt wie ein Schulmädchen. Da kam Carlo wieder herein. Er trat von hinten an ihren Sessel und legte seine Hände auf ihre Schultern.

»Wir wollen einen kleinen Spaziergang machen, Carissima! – Mama, du entschuldigst uns wohl.«

»Ich komme mit!« rief Manuela aus, die hinter ihm eingetreten war. »Wir werden Brigitte den Feenteich zeigen.«

»Du bleibst hier«, bestimmte die Marchesa. Manuela wurde rot, und Brigitte wunderte sich, warum dieses Mädchen, das doch gewiß kein Kind mehr war, sich so einschüchtern ließ. Sie stand auf und warf einen fragenden Blick auf Carlo, doch dieser zog sie rasch aus dem Zimmer. »Ich will mit dir allein sein«, raunte er ihr zu. »Manuela ist manchmal sehr töricht.«

»Ich finde sie sehr nett«, nahm Brigitte das Mädchen in Schutz.

»Natürlich, das ist sie auch. Und meine Lieben sind von dir entzückt, Brigitta, ich konnte es spüren. Wir werden eine glückliche Familie sein.«

Sie blieb wie angewurzelt stehen und starrte ihn an. »Was sagst du da?«

»Komm weiter«, bat er, »wir wollen den Sonnenuntergang sehen!« Er wünschte sich für seinen Heiratsantrag einen romantischeren Platz als diesen düsteren Gang mit der Wendeltreppe zum Turm am anderen Ende.

Doch Brigitte lehnte sich wie in einem plötzlichen Schwächeanfall gegen die Mauer. Mit einem verzehrenden Blick sah sie in das schöne, geliebte Gesicht. Diese und jene Bemerkung fiel ihr ein – dachte er wirklich daran, für immer mit ihr zusammenzubleiben? Vielleicht mußte gar nichts vorbei sein, in zehn, in vierzehn Tagen...

Carlo zögerte, dann gab er sich innerlich einen Ruck. Er konnte die

entscheidende Aussprache auch gleich herbeiführen. Er stieß die Tür zu einem Boudoir auf, ließ Brigitte auf einem der zierlichen, mit rotem Seidendamast bezogenen Stühle Platz nehmen und trat an das Fenster, um frische Luft hereinzulassen, denn es roch hier ein wenig muffig.

Dann setzte er sich ihr gegenüber auf den Stuhl, der schon recht wacklig war.

»Habe ich etwas Falsches gesagt, Brigitte? Ich wünsche mir nichts sehnlicher, als dich zu heiraten. Das ist doch nur natürlich, wenn man sich liebt. Sag mir – möchtest du Gräfin Cypriani werden?«

»Die Frage kommt mir zu überraschend, Carlo«, stammelte sie. »Daran habe ich nie gedacht.«

»Wirklich nicht? Dachtest du denn, ich suchte nur ein Abenteuer mit dir?« Die Vorstellung schien ihm Pein zu bereiten, ein schmerzlicher Zug lag um seinen Mund. »Du bist doch keine Frau für ein Abenteuer, Brigitte – eine Frau von Format, schön, klug und überlegen...«

Sie fühlte sich alles andere als dies, sondern eher schwach und hilflos, ein bißchen taumelig. »Das geht doch nicht, Carlo«, flüsterte sie atemlos, »ich bin Ärztin, ich stehe einer Klinik vor, unsere Welten sind zu verschieden.«

Mit einer Handbewegung wischte er ihren Einwand hinweg. »Du wirst in meine Welt gehören, Liebste, das ist doch ganz einfach. Du hast mir oft genug versichert, daß du es wunderbar hier fändest – warum also willst du zurück? Man muß da leben, wo es einem gefällt und wo die Menschen sind, von denen man geliebt wird.«

Es klang wirklich alles ganz einfach.

»Du wirst dein Haus und diese Klinik in Deutschland verkaufen«, fuhr Carlo mit sicherer Stimme fort. »Wir werden das Castello mit allem Komfort einrichten, damit du dich wohl darin fühlst und nichts vermißt. Wir können auch einige Monate im Jahr in Genua leben, uns dort noch eine Stadtvilla kaufen – ganz wie du willst, Brigitte.«

Sie hatte nur den ersten Satz richtig in sich aufgenommen. Nun schüttelte sie langsam den Kopf. »Verkaufen, das geht nicht. Die Klinik muß in meinem Besitz bleiben, das habe ich meinem Vater an seinem Sterbebett gelobt.«

Carlos rechte Augenbraue zuckte ein wenig ungeduldig. »Nun, das werden wir alles sehen, das hat noch viel Zeit.« Er lächelte. »Wir werden eine große Hochzeit feiern, zusammen mit Manuela. Eine Hochzeit, wie sie die Riviera lange nicht mehr gesehen hat.«

Brigitte lächelte, als erzähle er ihr ein Märchen. »Ich bin zu alt für dich, Carlo!«

»Die paar Jahre zählen doch überhaupt nicht. Für mich bist du jung, ganz jung.«

Brigitte senkte die Lider. Sie war jung, weil sie zum erstenmal liebte. Wie hatte sie nur bisher ohne Liebe leben können?

»Liebste, was zauderst du noch? Es gibt doch hoffentlich keinen Mann, der dir mehr bedeutet als ich?« Eine geheime Furcht zitterte aus seinen Worten.

Brigitte sah auf ihre Hände. Sie dachte an Dieter Grothaus. Ein guter Arzt, ein Freund. Ihr Vater hatte ge-

wünscht, daß sie ihn heiraten sollte. Aber wenn er noch lebte und wüßte, daß sie ihr Herz einem anderen geschenkt hatte, dann würde er ihrem Glück nicht im Wege stehen, dessen war sie gewiß.

»Antworte mir!« drang Carlos Stimme fast herrisch an ihr Ohr.

Sie hob den Blick auf. »Es gibt keinen Mann, der mir mehr bedeutet als du«, wiederholte sie seine Worte, und sie sprach in diesem Augenblick die reine Wahrheit.

Stürmisch sprang er auf und zog sie mit seinen Armen zu sich empor. »Dann ist ja alles gut!« jubelte er.

Sie merkten nicht, wie die Tür aufging. Die Marchesa hatte sich gewundert, daß das Fenster vom kleinen Boudoir aufstand, das doch nie benutzt wurde. Sie warf einen erstaunten Blick auf das Paar, das sie auf einem Spaziergang glaubte, und sie wollte gerade die Tür wieder vorsichtig schließen, als Carlo ihre Anwesenheit bemerkte.

Er ließ Brigitte los und rief übermütig aus: »Komm nur herein, Mama, wir haben uns soeben verlobt!«

Mit einem strahlenden Lächeln breitete die Marchesa ihre Arme aus, um ihre zukünftige Schwiegertochter an die Brust zu ziehen.

*

Die nächsten Tage vergingen Brigitte wie in einem einzigen Rausch. Carlo verwöhnte sie, er trug sie auf Händen, und er machte für jeden Tag ein Programm, so daß sie kaum zur Besinnung kam.

Eine Woche ging so dahin, und noch eine. Brigitte schaute nicht mehr auf den Kalender.

Sie lagen am Strand von Nizza auf ihren bequemen Liegen und träumten in den Himmel.

»Liebling, es macht dir doch hoffentlich nichts aus, daß du einen armen Mann heiraten wirst?« fragte Carlo plötzlich.

Die Frage kam so unvermittelt, daß Brigitte sich lachend aufsetzte. Sie lachte neuerdings oft und gern, sie hatte ja soviel nachzuholen. »Wie kommst du denn jetzt darauf, mein Schatz?«

»Es kam mir gerade in den Sinn. Ein paar Schulden habe ich auch.« Er machte eine lustige Grimasse.

»Das wird so schlimm nicht sein«, meinte Brigitte und griff nach dem Fruchtgetränk.

Carlo seufzte. »Schlimm genug«, murmelte er.

»Aber Carlo!« Sie schwang sich herum und stellte ihre Füße auf den Sand. »Warum hast du dann so viel Geld für uns ausgegeben, beim Essen in all diesen Luxusrestaurants und so weiter, das wäre doch gar nicht nötig gewesen«, hielt sie ihm mit sanftem Vorwurf entgegen.

»Man will die Frau, die man liebt, doch verwöhnen«, gab er leise zurück. »Ich wäre todunglücklich, wenn ich mich an deiner Seite wie ein Kleinkrämer benähme.«

»Ja, ich weiß, Carlo«, sagte sie weich. »Aber mach dir keine Sorgen, ich habe genug Geld.« Zum erstenmal empfand sie eine tiefe Freude darüber, eine vermögende Frau zu sein. »Und deine Schulden werden wir auch bezahlen. Schließlich gehören wir jetzt zusammen.« Sie sog ein paar Schlucke durch den Strohhalm und stellte das Glas beiseite. »Weißt du, Liebster, am besten

werde ich dir ein Konto einrichten, über das du selbst verfügen kannst«, fuhr sie eifrig fort, denn es war für sie völlig undenkbar, ihm Bargeld oder einen Scheck in die Hand zu drücken. »Wieviel darf ich dir darauf überweisen?«

»Nun – vielleicht fünfzigtausend Deutsche Mark?« Als er sah, wie ihre Augen sich ungläubig weiteten, fügte er schnell hinzu: »Oder ist das zuviel? Ach, Brigitte«, er verzog den Mund wie ein kleiner verwöhnter Junge, »ich überlasse es dir, ich verstehe davon doch nichts. Wir mußten doch nie darauf sehen, es war ein großes Vermögen da, aber leider –« Er brach ab. Hoffentlich würde sie jetzt nicht fragen, wo es geblieben ist.

Brigitte fragte nicht, weil es ihr peinlich gewesen wäre. »Du bekommst die fünfzigtausend«, sagte sie ruhig und lehnte sich wieder zurück. Es war keine ungeheure Summe für sie, aber es war von ihrem Vater und von ihr schwer verdientes Geld.

»Carlo«, begann sie nach einer kurzen Pause, und eine leichte Verlegenheit lag in ihrer Stimme, »kannst du es dir eigentlich erlauben, so viel Zeit mit mir zu verbringen? Es ist natürlich wunderbar, daß du dich mir so ausschließlich widmest. Aber, ich meine, vielleicht hast du auch einmal etwas zu tun?« Sie geriet beinahe ins Stottern, weil er sie so befremdet ansah.

»Natürlich werde ich irgendwann wieder was tun«, sagte er lässig, »aber die Geschäfte eilen nicht, niemand bedrängt mich. Du gehst vor, Brigitte, das ist doch selbstverständlich!« Er streckte seine Hand nach ihr aus und hielt sie fest. »Ich bin doch so froh, daß es dich gibt«, fügte er leise und innig hinzu. Es klang so warm, so aufrichtig, daß Brigitte das Herz weit wurde. Sie nahm sich vor, niemals kleinlich zu sein.

Und dann mußte sie an Dieter Grothaus denken, der auf sie wartete. Brigitte zog ihre Unterlippe zwischen die Zähne. Sie lebte in den Tag hinein und überließ ihm alle Verantwortung...

»Ich muß nach Hause«, sagte sie laut. »Übermorgen fahre ich!«

»Madonna, hast du mich erschreckt!« Mit einem Satz sprang Carlo auf. »Was ist in dich gefahren, warum willst du plötzlich fort?« Sie las das heiße Erschrecken in seinen Augen und war gerührt.

»Ich komme bald wieder, Carlo. Aber ich habe tausend Dinge zu regeln, das wirst du doch verstehen.«

»Ich werde mit dir kommen und dir dabei helfen«, sagte er rasch. Und listig fügte er hinzu: »Vielleicht werde ich sehr bald einen Käufer für dein Haus finden. Ich habe einige Erfahrung in Vermittlergeschäften, weißt du. Mein Name öffnet mir jede Tür.«

»Wir wollen nichts überstürzen«, entgegnete Brigitte ausweichend. »Und ich möchte lieber allein fahren, Carlo, sei mir nicht böse.« Mit einem lieben Lächeln sah sie ihn an. »Schau, wenn du dabei bist, fehlt mir doch die nötige Konzentration.«

»Warum kannst du diese Dinge nicht von hier aus erledigen«, wandte er ein. »Du könntest einen Anwalt mit der Wahrnehmung deiner Interessen beauftragen...«

»Nein, das kann ich nicht«, unterbrach sie ihn ruhig. »Darum muß ich mich schon selbst kümmern.«

»Du bist so gründlich«, seufzte er.

»Aber versprich mir wenigstens, alles so schnell wie möglich abzuwickeln. Ich kann mir nämlich übehaupt nicht vorstellen, wie ich auch nur einen Tag ohne dich auskommen soll.«

*

Im Haus war es still und kühl, kein Laut drang von draußen herein. Brigitte ging von Zimmer zu Zimmer.

Es war nicht wie Heimkehr. Es wahr eher, als sei sie eine Fremde in diesem Haus. Vor wenigen Stunden erst hatte sie sich von Carlo verabschiedet, er hatte sie zum Flughafen gebracht, sie spürte seinen heißen Abschiedskuß noch auf ihren Lippen. Bevor mein Leben mit Carlo beginnt, muß ich noch manches ordnen, was nicht ganz einfach für mich sein wird. Aber ich muß es durchstehen.

Sie ging ans Telefon, rief die Klinik an und ließ sich mit Oberarzt Dr. Grothaus verbinden. Er war sofort am Apparat.

»Guten Tag, Brigitte!« rief er lebhaft aus, nachdem sie sich gemeldet hatte. »Wo sind Sie, von wo aus rufen Sie an?«

»Von zu Hause, vor einer Stunde bin ich gekommen.«

»O – warum haben Sie sich nicht angemeldet? Ich hätte Sie doch abgeholt, irgendwie hätte ich es schon möglich gemacht, obwohl hier der übliche Betrieb herrscht.«

»Möchten Sie heute abend zu mir kommen? Es gibt viel zu besprechen.«

»Ja, natürlich, ich komme gern. Paßt es Ihnen um halb acht?« Als sie bejahte, fügte er hinzu: »Ich freue mich sehr darauf, Sie wiederzusehen!«

Er kam pünktlich, mit einem bunten Strauß Sommerblumen in der Hand. Aber seine Worte, mit denen er sie fröhlich willkommen heißen wollte, blieben ihm fast im Halse stecken. Auf den ersten Blick erkannte er, wie vollkommen verändert sie war. Es war nicht allein der warme Braunton ihrer Haut, die neue, aparte Frisur, die Eleganz ihrer Erscheinung, die sie früher nie besessen hatte – es war noch viel mehr.

»Warum sehen Sie mich so an?« lachte sie. »Ich bin es wirklich.«

»Entschuldigen Sie, Brigitte. Ich hätte mir nie vorgestellt, was ein paar Wochen Urlaub und Entspannung aus einem Menschen machen können. Sie sehen großartig aus!«

Sie bat ihn ins Wohnzimmer, und während sie hin und her ging, um Gläser und Getränke zu holen, ließ er sie kaum aus den Augen. Sein Herz klopfte rascher vor freudiger, glückhafter Erregung. Ihre Bewegungen waren nicht mehr knapp und bestimmt, sondern gelöst und von fraulicher Anmut.

Sie hatte eingeschenkt, ihre Gläser klangen aneinander. »Erzählen Sie zuerst, Brigitte«, bat er, »das andere kann noch ein wenig warten. Sie müssen ja einen herrlichen Urlaub gehabt haben, daß Sie ganz verwandelt wiederkommen.«

»Ja, es war unbeschreiblich.« Ein strahlendes Lächeln erschien um ihren Mund, spiegelte sich in ihren Augen wider.

»Sie sagen, ich sei ganz verwandelt«, begann sie stockend, ohne ihn anzusehen. »Ich fühle mich auch so. Ein Mann hat diese Wandlung vollbracht.« Sie drehte den Stiel des Glases immer noch, dann holte sie Atem

und vollendete den Satz: »Der Mann, den ich heiraten werde!«

Es traf Dieter wie ein Schlag. Ein anderer Mann – warum hatte er nicht gleich daran gedacht?

»Brigitte«, sagte er heiser, »haben Sie vergessen, was der letzte Wunsch Ihres Vaters war?«

»Nein, ich habe es nicht vergessen.« Jetzt blickte sie ihn voll an. »Aber mein Vater war ein gütiger, großherziger Mensch. Er würde nicht von mir verlangen, daß ich gegen mein Gefühl handele.«

»Und an mich denken Sie gar nicht? Ich habe auf Sie gewartet, fast ein Jahr...« Schmerzlich preßte er seine Lippen zusammen.

»Es tut mir leid, daß ich Sie enttäuschen muß.« Sie setzte das Glas zurück und schlang die Hände ineinander. »Aber wir wollen uns doch nichts vormachen, Dieter. Von Liebe war zwischen uns nie die Rede. Wir wollten aus Vernunftsgründen eine Ehe eingehen, und«, ein schwaches Lächeln huschte um ihren Mund, »es wäre sicher eine gute Partnerschaft daraus geworden. Aber Glück – Glück ist etwas anderes...« Ihr Blick schweifte träumerisch in weite Fernen, dann kehrte er zu ihrem Gegenüber zurück. »Ich hoffe, daß Sie das auch noch erkennen werden, ja, ich wünsche es Ihnen! Sie sind jetzt nicht mehr an ein halbes Versprechen gebunden, das Sie in der Erregung eines Augenblicks gaben. Sie werden auch noch eine Frau finden, für die Sie mehr als Sympathie und Kameradschaft empfinden können.«

Aber so ist es doch gar nicht, wollte er ihr entgegenhalten, ich liebe dich doch, ich bin mir seit langem darüber klargeworden, daß ich dich nicht nur aus »Vernunftsgründen« oder wegen eines Versprechens heiraten wollte!

Aber diese Worte kamen ihm nicht über die Lippen, er war wie gelähmt.

»Wer ist dieser Mann?« fragte er endlich. »Wird er imstande sein, mit Ihnen zusammen das Lebenswerk Ihres Vaters fortzuführen?«

Brigitte schüttelte den Kopf. »Ich bleibe nicht hier. Mein Verlobter ist Italiener, ich werde mit ihm in seiner Heimat leben, in Cypressa.«

»In Cypressa?« wiederholte Dieter fassungslos. »Sie wollen sich in einem Bergdorf im Hinterland vergraben? Dort stammt Ihr Verlobter her?«

»Ja.« Sie lächelte kühl. »Er ist der Graf Cypriani. Seinem Geschlecht gehörte in früheren Jahrhunderten die ganze Gemarkung. Die Verhältnisse haben sich geändert. Nur das Castello ist noch im Familienbesitz, die Burg auf dem Hügel, mit dem weiten Blick auf das blaue Meer...« Wieder war der verträumte, sehnsüchtige Ausdruck in ihrem Gesicht, als könne sie es nicht erwarten, dorthin zurückzukehren.

Dieter empfand ein Gefühl der Ohnmacht.

»Sie wollen also in Italien leben«, nahm er das Gespräch wieder auf. »Und was wird aus diesem Haus, was wird aus der Klinik?«

»Das Haus werde ich verkaufen, ich werde mich gleich in den nächsten Tagen darum kümmern.«

Dieter erschrak, wie leichthin und selbstverständlich sie dies sagte. Es war doch ihr Vaterhaus, an dessen schöner, kultivierter Einrichtung viele Erinnerungen für sie hingen. Stand da nicht ein anderer, stärkerer Wille dahinter?

»Wollen Sie die Klinik vielleicht uch verkaufen?« fragte er. In diesem ugenblick hielt er alles für möglich.

»Nein!« Sie sah ihn fest an. »Ich möchte Sie als Chefarzt und stellvertretenden Leiter der Klinik einsetzen, mit allen Vollmachten und Befugnissen. Das würde eine bedeutende Verbesserung Ihrer Position ergeben, und ich könnte ganz beruhigt sein, weil ich keinen fähigeren Mann dafür wüßte. Wären Sie damit einverstanden, Dieter?«

»Ich muß es überdenken«, äußerte eter zurückhaltend. Ein wenig ent-scht lehnte Brigitte sich zurück, hatte eine andere Antwort erwar-t. Ihre Blicke begegneten sich. »Ich kann das alles noch nicht ganz fassen«, gestand er. »Wollen Sie wirklich hier alles im Stich lassen? Können Sie denn überhaupt ohne Ihren Beruf leben? Sie sind doch mit Leib und Seele Ärztin.«

»Der Beruf ist für eine Frau nicht alles, Dieter, das weiß ich jetzt. Es hat lange gedauert, bis ich es begriffen habe...«

Dieter sah starr vor sich nieder. »So wird die Klinik wohl doch nicht in der Familie bleiben, wie Ihr Vater es sich so sehr gewünscht hatte«, sagte er mit halblauter Stimme.

Brigitte zögerte. Carlo, der so besitzergreifend in seiner Liebe war, wollte, daß sie auch die Klinik verkaufte, damit sie nichts mehr an ihre frühere Heimat bände. Aber er würde eines Tages einsehen, daß dies unmöglich für sie war.

»Doch, Dieter, wenn mir ein Sohn geschenkt wird, dann soll er Arzt werden, falls er die Begabung dafür hat«, erklärte sie fest. Dann setzte sie sich sehr gerade in ihren Sessel. »Ich bin froh, daß Sie nun alles wissen. Wir können jetzt zum geschäftlichen Teil kommen.«

Während er ihr Bericht erstattete, blieb in seinem Unterbewußtsein eine dumpfe Beklemmung.

*

»Sie dürfen diesen Carlo Cypriani nicht heiraten!« Blaß und erregt, aber hochaufgerichtet und mit einem Blick, in dem letzte Entschlossenheit lag, stand Dr. Dieter Grothaus vor Brigitte Plessing.

Brigittes verwundertes Lächeln erstarb. Es war Samstagmorgen Viertel nach zehn. Sie saß im Herrenzimmer am Schreibtisch und sichtete Urkunden und Akten, als es klingelte und Dieter Grothaus unangemeldet kam. Sie war so verdutzt, daß sie das Ungeheuerliche seiner Worte nicht gleich begriff.

»Nun setzen Sie sich erst einmal, Dieter. Sie sind ja ganz außer sich. Was ist denn los mit Ihnen?«

Aber er folgte ihrer Aufforderung nicht. Ohne Umschweife fuhr er fort: »Ich habe Erkundigungen eingezogen. Der Graf Cypriani ist völlig verarmt und dazu verschuldet, einen Beruf hat er auch nicht – hier, lesen Sie, das ist heute morgen mit der Post gekommen!« Hastig zog er den Brief einer Auskunftei aus der Tasche und reichte ihn Brigitte.

Sie nahm den Brief. Aber sie warf keinen Blick darauf. Mit maskenhaft starrem Gesicht riß sie ihn zweimal mittendurch und gab ihm die Papierfetzen wieder.

»Das ist meine Antwort«, sagte sie kalt.

»Brigitte!« Unbeherrscht trat er

auf sie zu und packte sie hart bei den Schultern, doch sie machte sich mit einer unwilligen Bewegung frei. Ihre Augen flammten.

»Was nehmen Sie sich heraus, Dr. Grothaus? Ich verbiete Ihnen, sich in meine privaten Angelegenheiten zu mischen!«

»Sie können mir das nicht verbieten, denn ich fühle mich verantwortlich für Sie. Wenn Sie so töricht und verblendet sind, einem Mitgiftjäger auf den Leim zu gehen –«

»Kein Wort weiter!« unterbrach sie ihn mit gefährlich leiser Stimme. »Sonst sähe ich mich nämlich gezwungen, Ihnen die Tür zu weisen.«

»Sie können mich rauswerfen«, sagte Dieter erbittert, »aber ich werde mich an Ihre Fersen heften. Ich lasse Sie doch nicht in Ihr Unglück rennen!«

Mit einer schroffen Geste wandte sie sich ab. »Sie sind ja nicht bei Sinnen, Dieter. Gehen Sie jetzt. Ich hab zu tun.«

»O doch, ich bin bei Sinnen!« schleuderte er ihr entgegen. »Aber Ihnen scheint Ihr klarer Verstand abhanden gekommen zu sein!«

Sie fuhr herum. Sie war so empört, daß sie keine Worte fand. Beinahe feindselig starrten sie einander an.

Mein Gott, dachte Dieter, so weit ist es gekommen. Wie Feinde stehen wir uns gegenüber, und dabei habe ich doch nur eine namenlose Angst um sie.

»So geht es nicht«, sagte er mit veränderter Stimme. »Verzeihen Sie mir, wenn ich über das Ziel hinausgeschossen bin.« Er wandte sich nach ihr um. »Ich mache mir entsetzliche Sorgen um Sie, Brigitte, deshalb habe ich mich so aufgeregt.« Mit seinem ehrlichen, offenen Blick sah er sie tiefernst an.

Auch Brigitte war bereit, einzulenken, denn sie wollte Dieter Grothaus nicht als Freund verlieren.

»Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen, Dieter«, sprach sie so ruhig, wie es ihr in diesem Moment möglich war. »Was Sie heute aus diesem Brief erfahren haben, ist für mich nichts Neues. Ich bin über die Verhältnisse meines Verlobten genau informiert. Er hat mir alles erzählt. Ich sehe kein Verbrechen darin, einen unvermögenden Mann zu heirate Wenn wir erst verheiratet sind, w er nicht mehr arm sein, dann geh ihm alles, was mir auch gehört.«

»Sie werden keine Gütertrennung vereinbaren?« fragte Dieter entsetzt.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich begreife gar nicht, weshalb Sie der materiellen Seite eine so große Bedeutung beimessen«, meinte sie verwundert. »Das paßt eigentlich nicht zu Ihnen!«

Für eine Sekunde legte Dieter die Hand gegen seine Stirn. »Sie verstehen mich völlig falsch, Brigitte! Ich bin wahrhaftig kein krasser Materialist, aber ich sehe die Dinge nüchtern. Ist es Ihnen noch nie in den Sinn gekommen, daß dieser Mann es nur auf Ihr Geld abgesehen haben könnte?«

Brigitte zuckte zusammen, aber sie behielt ihre Fassung, weil sie nicht eine erneute heftige Auseinandersetzung heraufbeschwören wollte. »Der Gedanke ist völlig absurd«, erklärte sie. »Wenn Sie Carlo Cypriani kennen würden, dann wüßten Sie, wie wenig ihm Geld bedeutet. Er steht über diesen Dingen.« Sie lächelte weich.

»Das glauben Sie, weil Sie in ihn

verliebt sind. Aber Verliebtheit macht bekanntlich blind.«

Mit einem eigenartigen Blick sah sie ihn an. »Verliebtheit ist ein viel zu geringes Wort für das, was wir füreinander empfinden. Wir lieben uns! Ja, Carlo ist der erste Mann, der mich liebt und mir seine Liebe täglich und stündlich beweist! Was habe ich denn bisher gehabt?« Sie sprach mit steigender Erregung. »Arbeit, nichts als Arbeit. Darüber habe ich vergessen, daß ich eine Frau und jung bin. Wie eine Mauer war es um mich, hinter der das wirkliche Leben vorüberging, Jahr um Jahr –«

»Diese Mauern hatten Sie selbst aufgerichtet, Brigitte!« versicherte Dieter heftig. »Sie waren abweisend, Sie konnten sogar verletzen, wenn man versuchte, sich Ihnen zu nähern. Sie mißtrauten jedem freundlichen Wort und nahmen für ein läppisches Kompliment, was aus ehrlichem Herzen kam. Sie fanden sich selbst nicht liebenswert, und deshalb glaubten Sie, daß auch kein Mann Sie liebenswert finden könnte. So war es!«

Sie zuckte die Achseln. »Niemand kann über seinen Schatten springen. Ich wußte es eben nicht anders...« Sie lehnte sich gegen eine Kommode und blickte nachdenklich auf die Fußspitzen. Sie sah auf. Ihre Züge waren jetzt wieder entspannt und gelöst. »Jetzt habe ich jedenfalls erfahren, was es heißt, glücklich zu sein. Gönnen Sie mir dieses Glück doch, Dieter! Glauben Sie denn, mein Verlobter hat mich nach meinen Vermögensverhältnissen gefragt, als er mich kennenlernte?« Sie lachte, so abwegig kam ihr der Gedanke vor. »Wissen Sie, was er getan hat? Er hat mir die Welt zu Füßen gelegt, die ganze Riviera...« Sie machte eine weitausholende Geste und funkelte Dieter aus übermütigen und jetzt wieder hell strahlenden Augen an.

Dieter blickte beiseite, er konnte es kaum ertragen.

»Wenn Sie so überzeugt sind, das wahre Glück gefunden zu haben, dann bin ich der letzte, der es Ihnen nicht gönnen würde«, sagte er mit enger Kehle.

Er nahm die Fetzen des Briefes von der Auskunftei, hielt sein Feuerzeug daran und ließ sie im Aschenbecher verbrennen, bis nichts als ein winziges Häuflein grauer Asche davon übrig war.

*

Auch an der Riviera konnte es regnen. Es goß sogar in Strömen, als Brigitte aus dem Flughafengebäude trat. Carlo zog sie eng an sich, damit sie beide Platz hatten unter dem großen schwarzen Regenschirm.

»Es regnet Glück«, sagte er und lächelte sie verliebt an. Strahlend gab Brigitte sein Lächeln zurück. Wieder war sie verzaubert von seiner Nähe. Es schien ihr beinahe unwirklich, daß sie bald für immer zusammengehören würden – Graf und Gräfin Cypriani. Sie lachte leise.

»Warum lachst du?« wollte er wissen.

»Weil ich toll bin vor Freude, wieder bei dir zu sein!«

Sie stiegen in seinen Wagen und fuhren davon. Die Landschaft erschien ihr fremd, weil sie sie noch nie unter einem grauen, wolkenverhangenen Himmel gesehen hatte. Aber morgen würde die Sonne wieder scheinen!

»Komisch, mir kommt es so vor, als sei dies nicht die Straße, die nach Cypressa führt«, äußerte sie nach einer Weile erstaunt.

»Das ist sie auch nicht, cara mia! Wir werden für einige Zeit in San Remo wohnen, ich habe dort für uns alle eine Suite in einem Hotel gemietet. Solange die Handwerker im Castello sind, kann man es auch Mama und Manuela nicht zumuten, dort zu leben, nicht wahr?«

Ein paar Sekunden lang schwieg Brigitte verdutzt. »Du hast die Handwerker bestellt?« fragte sie vorsichtig.

»Ja, natürlich, glaubst du, ich war untätig während deiner Abwesenheit? Ich war im Gegenteil sehr beschäftigt – und alles für dich, Liebste! Es werden ein paar gekachelte Bäder eingebaut, eine Zentralheizung gelegt, die Wände neu bespannt und Böden gezogen und manches andere mehr. Es wird alles sehr schön, du wirst dich wie im siebten Himmel fühlen! Ich fahre jeden Tag hin, um die Sache voranzutreiben, denn wir wollen ja schließlich sehr bald heiraten. Manuela kann es auch nicht mehr erwarten, ihren Cesare zu ehelichen, sie hat schon ihr Hochzeitskleid bestellt.« Er lachte.

Brigitte wurde mit überschwenglicher Freude von ihrer zukünftigen Schwiegermutter und ihrer Schwägerin empfangen. Die Cyprianis schienen sich sehr wohl zu fühlen in dem eleganten Hotel. Blumen standen in ihren Zimmern, Früchte und Schachteln mit teurem Konfekt.

»Man wohnt hier ganz nett«, meinte Carlo, als er Brigitte in ihr Zimmer führte, das neben dem seinen lag. »Es ist nicht gerade Luxusklasse, aber für wenige Wochen kann man es aushalten.«

Brigitte nickte ein wenig benommen. Sie konnte nicht umhin, zu überlegen, was dies alles für einige Wochen kosten mochte, für vier Personen!

»Du bist so nachdenklich«, sagte er, als er sie sinnend mitten im Zimmer stehen sah. Lächelnd streckte er seine Arme nach ihr aus und zog sie an sich. »Komm, laß dich küssen, mein Herz, ich hatte so große Sehnsucht nach dir!«

Sie bot ihm ihren Mund. Alles, was ihr eben noch durch den Sinn gegangen war, schrumpfte zu einer Nichtigkeit zusammen. Sie dachte nur noch an den Mann, den sie liebte.

*

Eines Tages fuhren sie nach Genua. Sie stiegen in einem Hotel ab, wo Carlo immer Unterkunft nahm, wenn er in dieser Stadt zu tun hatte. Nachdem sie zu Mittag gegessen hatten, führte Carlo einige Telefonate. Brigitte ging indessen hinauf in ihr Zimmer. Als er zu ihr kam, erklärte er ihr, daß er einige Freunde treffen wollte. Sie möge ihn bitte für zwei bis drei Stunden entschuldigen.

»Du würdest dich nur langweilen bei unseren Männergesprächen, Brigitte, Mach eine Siesta, ruhe dich aus.«

»Wovon sollte ich mich ausruhen«, entgegnete sie lachend, »ich tue ja nichts!« Sie stand am Fenster und blickte auf das buntbewegte Straßenbild hinab. »Weißt du, ich werde lieber einen Stadtbummel machen«, fuhr sie lebhaft fort. »Es gibt hier doch sehr viel Interessantes zu sehen,

ie alten Kirchen und Paläste zum Beispiel, die an Genuas große Vergangenheit erinnern. Und dann der Hafen –«

»Zum Hafen wirst du nicht gehen! Das ist nichts für eine Frau allein. Die Altstadt werde ich dir morgen zeigen. Ich habe nichts dagegen, wenn du einen Spaziergang unternimmst. Aber du bleibst hier in der Nähe, damit du dich nicht verläufst, und kommst dann wieder ins Hotel zurück und wartest auf mich.«

Brigitte lächelte versteckt in sich hinein. Es war ein komisches Gefühl für sie, die ein Leben lang so überaus selbständig gewesen war, in dieser Weise über sich bestimmen zu lassen.

»Jawohl, mein Herr und Gebieter«, antwortete sie in scherzhaftem Ton. Seite an Seite verließen sie das Hotel. Brigitte ging mit ihm hinüber zur anderen Straßenseite, wo sein Wagen stand. In seiner Luxusausführung und der auffallend hellen Lackierung stach er deutlich von allen anderen Autos ab.

Carlo kramte in seiner Jackentasche nach den Autoschlüsseln. Als er sie gefunden hatte, schloß er die Tür auf und beugte sich zum Handschuhfach vor. Er suchte nach einem Lappen, um die auf der Fahrt nach hier schmutzig gewordene Scheibe abzuwischen.

Plötzlich hatte Brigitte das Empfinden, beobachtet zu werden. Unwillkürlich wandte sie den Kopf – und da sah sie das Mädchen. Ein schlankes, zartes Mädchen, dessen hübsches Gesicht von einer geisterhaften Blässe bedeckt war. Einer Blässe, die noch betont wurde von der Fülle schwarzen Haares, die es umrahmte, und großen tiefbraunen Augen, deren Blick fest auf sie gerichtet war. Ein seltsamer Ausdruck lag darin, der Brigitte fast mit einer leisen Beklemmung erfüllte. Was wollte die Fremde von ihr?

Im Vorübergehen sah sie auf Carlo, der ihr den Rücken zuwandte. Brigitte bemerkte, daß sie leicht hinkte.

Eigentlich wollte sie Carlo auf das Mädchen aufmerksam machen und ihn fragen, ob er es kannte. Aber während sie noch zögerte, war es bereits in der Menge der Passanten untergetaucht.

»So, ich fahre jetzt los«, sagte Carlo, »denn ich will meine Freunde nicht warten lassen.« Er berührte mit den Lippen leicht ihre Wange. »Ciao! Paß gut auf dich auf.«

Brigitte spazierte in der entgegengesetzten Richtung davon, die zur Piazza und Kathedrale San Lorenzo führte. Als sie an einer Kreuzung warten mußte, bis die Ampel auf Grün zeigte, sah sie plötzlich wieder die Fremde.

Sie ist mir gefolgt, durchzuckte es sie. Aber gleich darauf schüttelte sie über sich selbst den Kopf.

Brigitte sah sich im Weitergehen nicht mehr um. Vor der Kathedrale blieb sie bewundernd stehen und betrachtete die gewundenen Säulen und Pfeiler aus buntfarbenem Marmor, das reiche, in Mosaiken eingelegte Schmuckwerk. Dann betrat sie durch das große prachtvolle Portal die Kirche.

Kühl und dämmrig war es darin, am Altar brannten neben der Ewigen Lampe einige Kerzen. Die Bänke waren leer, bis auf einige wenigen Andächtige, die versunken niederknieten. Aus einem der Beichtstühle drang ein leises Murmeln.

Stumm und ehrfurchtsvoll verharrte Brigitte und ließ ihre Blicke durch das mächtige Kirchenschiff schweifen. Jemand kam herein, bekreuzigte sich am Weihwasserbecken und beugte die Knie vor dem Bild der Madonna. Es mochten zwei, drei Minuten vergangen sein, als Brigitte neben sich eine leise Stimme hörte, die ihr zuflüsterte: »Signora, bitte, kann ich Sie einen Augenblick sprechen?«

Erstaunt wandte Brigitte den Kopf. Unmerklich zuckte sie zusammen. Neben ihr stand das fremde Mädchen!

»Was wollen Sie von mir?« fragte sie verwundert und seltsam beunruhigt.

Das Mädchen warf einen gehetzten Blick beiseite. »Nicht hier –«

Prüfend musterte Brigitte das Mädchen. Das bleiche, fast durchsichtig scheinende Gesicht, die flackernden Augen – war es am Ende ein armes Geschöpf, das nicht klar bei Verstand war?

»Ich kenne Sie nicht«, sprach Brigitte gedämpft, »und ich wüßte deshalb nicht, was ich mit Ihnen zu sprechen hätte.«

Beschwörend, fast verzweifelt sah das Mädchen sie an. »Sie sind doch Signora Plessing?«

Höchst verwirrt nickte Brigitte. Wieso kannte die andere ihren Namen?

»Ich warte draußen auf Sie«, flüsterte das Mädchen. »Es ist – wegen Carlo Cypriani!«

Bevor Brigitte es recht begriffen hatte, war das Mädchen hinausgehuscht. Sekundenlang stand Brigitte reglos, ihr Herz klopfte dumpf. Ihr war, als käme etwas Unheimliches, Ungreifbares auf sie zu. Sie fror plötzlich, und das kam nicht allein von der empfindlichen Kühle im Kircheninnern.

Sie trat zu der Fremden und fragte unruhig: »Also, was wollen Sie eigentlich von mir. Wie heißen Sie und wer sind Sie?«

»Ich heiße Luisa Acuto, und ich war vor Ihnen Carlos Freundin«, antwortete das Mädchen.

Ach, eine Eifersüchtige war das, die sie mit rachsüchtigen Gedanken verfolgte! Brigitte konnte sich denken, daß Carlo nie wie ein Mönch gelebt hatte, deshalb würde es der anderen nicht gelingen, sie aus der Fassung zu bringen.

»Ich bin nicht die Freundin von Graf Cypriani, sondern seine Verlobte«, sagte sie abweisend und mit einer leisen Schärfe in der Stimme.

»Sie wollen ihn heiraten, ich weiß«, nickte Luisa Acuto. »Aber Sie sollten sich das gut überlegen, Signora. Er will nur Ihr Geld.«

Brigitte schlug Zornesröte ins Gesicht. »Sie wollen ihn in meinen Augen herabsetzen, aber das wird Ihnen nicht gelingen«, sagte sie verachtungsvoll. »Dafür sind Ihre Beweggründe zu durchsichtig.«

Unvermittelt lächelte das Mädchen, es war ein sehr trauriges, resigniertes Lächeln. »Sie schätzen mich falsch ein, Signora. Ich handle nicht aus verschmähter Liebe. Ich meine es gut mit Ihnen, und ich möchte nur, daß Sie nicht ebenso unglücklich werden wie ich.« Sie sprach jetzt mit leiser, aber klarer Stimme, die keinen Zweifel daran ließ, daß sie genau wußte, was sie sagte.

Unwillig schüttelte Brigitte den Kopf, doch bevor sie etwas erwidern konnte, fuhr das Mädchen fort: »Bit-

e, lassen Sie mich Ihnen meine Geschichte erzählen. Wenn Sie mich angehört haben, werden Sie viele Dinge in einem anderen Licht betrachten.«

Mit innerem Widerstreben ging Brigitte neben Luisa Acuto her. Ich sollte dieses Mädchen nicht anhören, dachte sie, aber zugleich wußte sie, daß sie nicht davonlaufen konnte. Sie brauchte es nicht zu glauben, was ihr erzählt wurde.

»Ich will es kurz machen«, begann das Mädchen, als sie auf eine Bank abseits des vielbegangenen Weges zugesteuert waren und sich darauf niedergelassen hatten. »Ich bin Verkäuferin in einem Herrenmodengeschäft. Eines Tages kam Carlo herein und kaufte etwas bei mir. Ich verliebte mich sofort in ihn – welches junge Mädchen verliebt sich nicht in ihn? Ich konnte es kaum fassen, als er mich fragte, ob er mich abends treffen könne. Natürlich sagte ich zu. Ich hatte keine Ahnung, daß er ein Graf war, sonst hätte ich mich vielleicht bezwungen, denn für solche Herren sind kleine Verkäuferinnen doch nur ein Spielzeug. Als ich es erfuhr, war es zu spät, da gehörte ich ihm schon mit Haut und Haaren. Er war sehr lieb zu mir, und ich war so verrückt, anzunehmen, es könnte immer so bleiben. Man liest doch manchmal solche wunderbaren Geschichten, die sich wirklich zugetragen haben: ein Königssohn heiratet eine Kaufmannstochter, eine Prinzessin einen Leutnant… Warum sollte nicht ein Graf eine Verkäuferin heiraten?«

Luisa Acuto lachte kurz auf, es klang heiser und verzweifelt. Auf ihren blassen Wangen hatten sich hektische rote Flecke gebildet.

Brigitte starrte vor sich auf den Kiesweg. Armes Ding, dachte sie.

Sekunden später sprach Luisa Acuto weiter. »Eines Tages wußte ich, daß ich schwanger war. Wissen Sie, Signora, was es hierzulande für ein unbescholtenes Mädchen bedeutet, ein uneheliches Kind zu bekommen? Es ist eine Schande, kein Mann sieht es mehr an, oder er betrachtet es höchstens als Freiwild.«

Brigitte brachte kaum die Lippen voneinander. »Sie bekommen ein Kind von Carlo Cypriani?« fragte sie tonlos.

»Nein, ich habe das Baby verloren. Ich habe mich aus dem Fenster gestürzt, ich wollte sterben, nachdem Carlo…« Sie stockte, um ihren Mund zuckte es. »Er war auf einmal ein ganz anderer, als ich ihm von meiner Schwangerschaft erzählte. Er war brutal und gemein, ja, er verhöhnte mich –«

»Nein«, sagte Brigitte, »nein, das kann ich nicht glauben! So ist Carlo nicht.« Sie preßte ihre Hände zusammen, daß die Knöchel weiß hervortraten. Es durfte nicht wahr sein!

Aber Luisa Acuto beachtete ihren Einwurf nicht. »Immerhin gab er mir Geld und die Adresse eines Arztes, der mir helfen sollte«, fuhr sie voller Bitterkeit fort. »Als ich begriff, wie er das meinte, warf ich ihm das Geld vor die Füße. Da zuckte er nur die Achseln und ging fort. Und ich stürzte mich am Abend dieses Tages aus dem Fenster im dritten Stock…« Sie schluckte. »Als ich wieder zu mir kam, lag ich im Krankenhaus. ›Sie haben Glück gehabt‹, sagten die Ärzte. Als ob es ein Glück für mich gewesen wäre, weiterleben zu müssen! Das Baby hatte ich verloren, und das hier

habe ich zurückbehalten.« Sie klopfte mit der flachen Hand gegen ihr rechtes Bein. »Für ein hinkendes Mädchen hat jeder nur noch mitleidige Blicke.«

»Was ist mit dem Bein?« fragte Brigitte aufmerksam.

»Es war ein Oberschenkelhalsbruch«, gab das Mädchen achselzuckend zurück. »Da ist nichts mehr zu machen. Ich werde weiter durchs Leben humpeln müssen. An manchen Tagen ist es ganz schlimm, da habe ich auch Schmerzen. Aber die sollen ja mit der Zeit vergehen.«

»Ich weiß nicht, wie der Fall bei Ihnen liegt«, sagte Brigitte langsam, »aber es muß nicht sein, daß Sie einen Schaden zurückbehalten. Es gibt künstliche Gelenke, ich bin Ärztin, wissen Sie«, fügte sie erklärend hinzu.

»Ja, ich weiß«, sagte Luisa Acuto gleichgültig. »Aber für mich kommt das doch nicht in Frage. Ich bin arm, und die Kasse zahlt mir nichts mehr, dafür bin ich nicht hoch genug versichert.«

Brigitte schwieg. Nach einer kurzen Pause fragte sie: »Woher wissen Sie, daß ich Ärztin bin, ja, woher kennen Sie überhaupt meinen Namen? Hat Graf Cypriani mit Ihnen über mich, seine zukünftige Frau, gesprochen?«

»Ich habe ihn nie wiedergesehen«, stieß das Mädchen hervor, »und ich will ihn auch nie wiedersehen, diesen Schuft, diesen...«

»Seien Sie still«, unterbrach Brigitte sie kurz. »Ich verstehe ja Ihre Verbitterung, er hat an Ihnen nicht recht gehandelt. Aber Sie mögen in Ihrer damaligen Aufregung und Verzweiflung auch manches in einem falschen Licht gesehen haben. Deshalb lasse ich es trotzdem nicht zu, daß Sie ihn beschimpfen. Carlo Cypriani ist nicht schlecht, die Mädchen haben es ihm wahrscheinlich nur immer zu leicht gemacht.«

»Er ist viel schlechter als Sie denken«, gab Luisa Acuto düster zurück. »Bringen Sie sich nur vor ihm in Sicherheit, bevor es zu spät ist.« Ihre dunklen Augen brannten auf Brigittes Gesicht.

Brigitte erhob sich abrupt. Entschieden sagte sie: »Ich habe mir Ihre Geschichte angehört, sie hat mich bewegt und mit Mitleid erfüllt. Sie können mir Ihre Adresse geben, vielleicht kann ich etwas für Sie tun, damit Ihr Bein wieder in Ordnung kommt. Ansonsten haben wir nichts mehr miteinander zu reden. Ich hoffe, Sie haben mich verstanden.«

Das Mädchen blickte zu ihr auf, der Leidenszug in ihrem Gesicht vertiefte sich.

»Sie wollten doch noch wissen, woher ich Ihren Namen kenne. Pietro Agni hat ihn mir genannt.«

Obwohl Brigitte keine Fortsetzung dieses Gespräches wünschte, fragte sie doch mißtrauisch: »Wer ist Pietro Agni?«

»Ein Bekannter von Carlo, er hat ein Detektivbüro hier. Jede Auskunft in und außer Landes schnell, diskret und zuverlässig! Carlo hat seine Dienste in Anspruch genommen, als eine gewisse Dottore Plessing in Cypressa auftauchte, denn er suchte ja eine reiche Frau, der Herr Graf!« Luisas sanfte Stimme war von ätzender Bitterkeit.

»Das ist nicht wahr«, sagte Brigitte. »Sie lügen.«

»Ich dachte es mir, daß Sie mir

nicht glauben würden, deshalb habe ich den Brief behalten, der alle näheren Angaben enthält. Agni war angeheitert, als er ihn mir gab, er trinkt gelegentlich einen über den Durst. ›Das wird deine Nachfolgerin in der Gunst des schönen Carlo‹, sagte er zu mir. ›Lies es selbst, damit du siehst, daß du mit ihr nicht konkurrieren kannst, mein armes Täubchen. Aber mach keine Dummheiten damit, gib ihn mir zurück.‹ Ich habe ihn nicht zurückgegeben, sondern immer bei mir getragen. Hier ist er!«

Luisa Acuto holte den Brief aus der Handtasche und reichte ihn Brigitte, die mit einer starren Bewegung danach griff. Alle Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen Auf gespenstische Weise wiederholte sich eine Szene, die sie erst vor kurzem erlebt hatte. Da war es Dieter Grothaus gewesen, der ihr einen Brief von einer Auskunftei in die Hand drückte. Er ist ein Mitgiftjäger, hatte er dazu gesagt. Ein Mitgiftjäger...

Brigitte hatte plötzlich das Gefühl, wahnsinnig werden zu müssen. Jenen Brief hatte sie zerrissen, diesen hier würde sie lesen! Schon nachdem sie die ersten Worte gelesen hatte, mußte sie sich hinsetzen, weil die Knie unter ihr nachzugeben drohten.

Da wurden der Schätzwert der Privatklinik Plessing und der Villa in der Rosenstraße angegeben, ferner die mutmaßliche Höhe des Privatvermögens, das größtenteils in Aktien und Wertpapieren angelegt war. Die Buchstaben verschwammen vor ihren Augen. Sie starrte auf das Datum, bis sie es wieder klar sehen konnte, und sie rechnete zurück. Sie wußte noch genau den Tag, an dem Carlo ihr Blumen geschickt hatte und sie zum erstenmal mit ihm weggefahren war. Einen, höchstens zwei Tage vorher mußte er von dem Inhalt dieses Briefes Kenntnis genommen haben. Wahrhaftig, er hatte keine Zeit verloren!

»Signora...« Ganz schüchtern klang Luisa Acutos Stimme neben ihr. Brigitte achtete nicht darauf.

»Signora Plessing, bitte, Sie dürfen es sich nicht zu sehr zu Herzen nehmen. Ich denke, es ist gut, daß Sie jetzt Bescheid wissen.«

Langsam wandte Brigitte den Kopf und sah die andere an.

Luisa Acuto senkte die Lider. »Vorhin sagten Sie, Sie hätten Mitleid mit mir. Jetzt habe ich Mitleid mit Ihnen. Er ist so ein Blender. Wenn er es darauf anlegt, glaubt man ihm jedes Wort. Ich bin nur ein junges dummes Mädchen, das vom großen Glück träumte, aber Sie sind doch eine kluge, erfahrene Frau, eine Dottore.«

Ich bin weder klug noch erfahren, dachte Brigitte, ich habe ebenso wie diese Achtzehn- oder Neunzehnjährige hier vom großen Glück geträumt. Nun sitze ich vor den Scherben dieses Glücks.

»Irgendwann wollte ich Ihnen diesen Brief schicken, ich wußte, daß ich nicht mehr viel Zeit hatte«, sprach Luisa Acuto mit monotoner Stimme weiter, um das unheimliche Schweigen zu brechen. »Da sah ich heute mittag Carlos Wagen vor dem Hotel, dann sah ich Sie, und als ich merkte, daß er allein wegfuhr, bin ich Ihnen gefolgt. Ich mußte Ihnen die Augen öffnen, Signora, auch wenn das jetzt eine grausame Stunde für Sie ist!«

Brigitte gab Luisa den Brief zurück, den sie noch immer in der Hand hielt. »Danke«, sagte sie. »Herr Agni kann ihn jetzt wieder zu seinen

Akten nehmen... Geben Sie mir Ihre Adresse, Luisa, für alle Fälle.« Sie wunderte sich, wie ruhig sie sprechen konnte. Eine eiskalte, starre Ruhe erfüllte sie, als wäre alles Warme, Lebendige in ihr ausgelöscht. So war es in gewissen Fällen, wenn einer schwer verwundet war. Der Schmerz kam erst später.

Luisa schrieb ihre Adresse auf einen Zettel. Das stille Gesicht der Signora flößte ihr Angst ein. »Sie werden sich doch nichts antun?« fragte sie bang.

»Nein!« Brigitte legte den Zettel in ihre Handtasche und stand auf. »Nein, Luisa«, wiederholte sie und sah nachdenklich auf das Mädchen. »Man soll einer Torheit keine zweite hinzufügen. Leben Sie wohl.«

»Auf Wiedersehen«, flüsterte das Mädchen. Brigitte wandte sich ab und ging rasch davon.

*

Im Zimmer hing der Qualm unzähliger gerauchter Zigaretten, der Aschenbecher quoll über von Stummeln. Carlo sprang auf, als Brigitte eintrat, das schwarze Haar hing ihm verrauft in die Stirn.

»Wo warst du, warum hast du mich so lange warten lassen? Ich dachte schon, dir wäre etwas passiert. Mein Gott, Brigitte, wo warst du nur?«

»Hier – und dort – wo man eben so herumläuft.« Sie trat zum Fenster und öffnete es. Es war schon ganz dunkel geworden, sie hatte es kaum bemerkt.

»Hier und dort?« wiederholte er konsterniert. »Was soll das heißen, hast du dich verlaufen? Dann hättest du mich wenigstens anrufen können. Ich sitze hier, und die Decke fällt mir fast auf den Kopf.«

Sie sah ihn an, und nun zuckte der heiße Schmerz auf. Schnell wandte sie sich ab. Ich muß Fassung bewahren, sagte sie sich, ich muß das ganz schnell hinter mich bringen.

»Ich habe mit Luisa Acuto gesprochen«, sagte sie mit spröder Stimme. »Mit dem Mädchen, das du fast zum Selbstmord getrieben hast!«

Er runzelte nur leicht die Stirn. »Was weißt du denn von Luisa Acuto?« fragte er betroffen.

»Alles«, antwortete Brigitte.

»Du wirst ihr doch hoffentlich kein Wort geglaubt haben. Sie ist eine nichtswürdige kleine Lügnerin, primitiv und hysterisch dazu.«

»Du mußt einmal anders über sie gedacht haben, sonst hättest du sie wohl nicht verführt.«

»Verführt!« wiederholte er ärgerlich. »Was für ein altmodisches Wort. Sie hat sich mir an den Hals geworfen.« Ungeduldig fuhr er sich mit beiden Händen über das Haar. »Also gut, ich gebe zu, daß ich eine Affäre mit ihr hatte. Sie wollte mir dann weismachen, daß sie ein Kind von mir bekäme. Natürlich stimmte das nicht, sie wollte mich nur dazu bringen, sie zu heiraten. Ich habe die Angelegenheit mit Geld aus der Welt geschafft. Was später passiert ist, weiß ich nicht, und es interessiert mich auch nicht. Du wirst doch nicht eifersüchtig sein auf alte Geschichten, die längst vorbei sind?« Er trat neben sie. »Brigitta, ich gebe dir mein Ehrenwort, daß ich weder dieses noch irgendein anderes Mädchen, mit dem ich früher mal etwas hatte, wiedergesehen habe, seit ich dich kenne. Das ist vorbei. Ich bin dir treu und werde dir immer treu bleiben.« Er lächelte schon wieder und streckte seinen

Arm nach ihr aus, doch sie wich vor ihm zurück.

»Rühr mich nicht an«, sagte sie.

»Brigitta!« rief er erschrocken aus. »Was hast du denn nur? Du machst mir ja förmlich Angst.«

»Das glaube ich. Es wäre ziemlich schlimm für dich, wenn der Goldfisch, den du so fest an der Angel zu haben glaubtest, dir wieder davonschwimmen würde, nicht wahr?«

Er lächelte. Wahrhaftig, er konnte lächeln. »Ich verstehe kein Wort. Hast du etwas getrunken, Bambina?«

»Ich weiß alles!« stieß Brigitte hervor und sah ihn mit flammenden Augen an. »Du hast dich mir genähert, nachdem du herausgebracht hast, daß ich, als Alleinerbin meines Vaters, eine vermögende Frau bin!«

Sein Lächeln erstarb. »Das ist eine ungeheuerliche Behauptung, Brigitta. Wenn dir das jemand erzählt hat, dann lügt er infam.«

»Ich hätte es auch nicht geglaubt, wenn ich es nicht schwarz auf weiß gesehen hätte. Und wenn hier einer lügt, dann bist du es. Alles, was du mir erzählt hast von Liebe, das war doch eine einzige Lüge.«

Seine Züge hatten sich gespannt, in seinen Augen war ein gefährliches Glitzern. »Was hast du schwarz auf weiß gesehen?« wollte er wissen.

»Den Brief habe ich gesehen, in dem alles steht, was Pietro Agni über mich in Erfahrung gebracht hat. Es war recht positiv, nicht wahr? Du wirst dir die Hände gerieben haben. Und am nächsten Tag hast du mir dann mit den Blumen deine Verehrung zum Ausdruck gebracht.« Ihre Stimme erstickte, sie preßte ihre geballte Faust vor den Mund. Scham und Demütigung, das schreiende Gefühl des Mißbrauchtsein brachten sie fast um den Verstand.

Carlo war aschfahl geworden. »Ich weiß nichts von einem derartigen Brief«, erklärte er brüsk. »Man hat ein Komplott gegen mich geschmiedet. Luisa Acuto will ihre Rache haben, weil sie nicht Gräfin Cypriani geworden ist. Aber das wird sie bereuen!« Mit großen Schritten lief er hin und her, vier Schritte vor, vier zurück, das Zimmer schien ihm zu eng zu werden.

»Wie kannst du jetzt noch die Stirn haben, alles ableugnen zu wollen«, sagte Brigitte bebend. »Du glaubtest, durch mich auf rasche und bequeme Art ein vermögender Mann zu werden. Beinahe wäre es dir ja auch gelungen. Aber das Spiel ist aus, Carlo!«

Er ließ sich auf einen Stuhl sinken und barg sein Gesicht in den Händen. Brigitte betrachtete dieses Bild des Jammers. Wieso war es ihr früher nie aufgefallen, daß manche seiner Gesten theatralisch wirkten? Ach, sie war blind gewesen, ihr hatte alles an ihm gefallen, seine großen Gesten hatten sie eher entzückt.

»Es ist alles ganz anders«, stöhnte er. »Du stößt mir einen Dolch ins Herz, wenn du an mir zweifelst, Brigitta.«

Ihr Mund verzog sich in bitterer Verachtung. »Auf deine schönen Worte falle ich nicht mehr herein!«

»Aber ich liebe dich wirklich, Brigitta!« Seine Hände sanken herab, flehend und beschwörend sah er sie an. »Alles war doch so wunderbar zwischen uns, du hast mir tausendmal versichert, wie glücklich du mit mir seist, daß du nicht gelebt hast, bevor du mich kennenlerntest.«

Sie wurde rot, als er sie daran erinnerte, wie sie sich ihm offenbart und hingegeben hatte, mit zärtlichen Worten, mit ihrem ganzen Sein. »Sprich nicht mehr davon«, murmelte sie erstickt.

»Aber das kann doch nicht alles vorbei sein, nur weil irgendwelche Kräfte am Werk sind, die gegen mich intrigieren«, hielt er ihr erregt entgegen. »Eine solche Lappalie kann doch eine große, wahrhafte Liebe nicht zerstören.«

Heiß wallte die Empörung in ihr empor. »Eine Lappalie nennst du das?« Ihre Augen sprühten vor Zorn. »Und von Liebe wagst du zu reden, wenn du Berechnung meinst?!«

Wieder sank Carlo Cypriani in sich zusammen. »Das ist nicht wahr«, sagte er dumpf. »Die Wahrheit ist, daß ich es mir nicht leisten konnte, eine arme Frau zu heiraten. Ich habe schließlich für eine Familie zu sorgen, für meine Mutter und für meine Schwester. Sollte ich sie verhungern lassen?«

Unbewußt schüttelte Brigitte den Kopf. Er war naiv wie ein Kind.

»Andere Männer sorgen auch für eine Familie – sie arbeiten!«

Er beachtete ihren Einwurf nicht. »Deshalb mußte ich wissen, wem ich meine Liebe schenke. Ich erkundigte mich nach dir, ich fand nichts Verwerfliches dabei, es war nur meine Pflicht den Menschen gegenüber, für die ich mich verantwortlich fühle.«

»Nun gibst du es also zu«, sagte sie tonlos. Ihr Herz krampfte sich zusammen. Sie wußte es doch! Hatte sie im tiefsten Innern immer noch gehofft, alles könnte sich als ein schrecklicher Irrtum herausstellen? Sie wünschte in diesem Augenblick, sich irgendwo verkriechen zu können.

»Ich war sehr froh, als ich erfuhr, daß ich mir in dieser Beziehung keine Sorgen zu machen brauchte«, sprach er unbeirrt weiter. »Denn mein aufrichtiges Gefühl, meine ganze Zuneigung gehörte dir bereits, als ich dich zum erstenmal sah. Ach, Brigitta, du darfst mich nicht verlassen!« Er setzte das Lächeln auf, mit dem er sie so oft betört hatte, und tief sah er ihr in die Augen. »Wir kommen doch nicht mehr voneinander los, cara mia...« Dunkel und werbend klang seine Stimme, sie hatte das gewisse Timbre, das die Frauen verzauberte.

Brigitte wich seinem Blick nicht aus. Sie erkannte, daß er seine Macht über sie verloren hatte.

»Du irrst dich, Carlo, wenn du glaubst, ich würde bei dir bleiben. Zwischen uns ist es aus. Ich kehre nach Deutschland zurück. Dort habe ich meinen Beruf, der mir helfen wird, über die bittere Enttäuschung hinwegzukommen.«

Sein Ausdruck verwandelte sich in jähes Entsetzen. »Das kann nicht dein Ernst sein«, sagte er mit zitternder Stimme.

»Es ist mein voller Ernst«, versicherte Brigitte mit blassem, entschlossenem Gesicht. »Und jetzt lasse mich bitte allein. Wir wollen keine dramatische Abschiedsszene machen. Ich fahre nicht mit dir zurück nach San Remo, sondern ich bleibe gleich hier in Genua. Du wirst so freundlich sein, mir meinen Wagen und die Sachen, die ich im Hotel habe, zu schicken.«

Carlo Cypriani schob das Kinn vor, es gab ihm einen beinahe brutalen Ausdruck. »Du redest mit mir, als

wäre ich einer deiner Angestellten. Aber so einfach kommst du nicht davon!« Mit einer drohenden Gebärde trat er auf sie zu, ein eiskaltes Glitzern war in seinen Augen.

Brigitte beugte den Oberkörper zurück. Ist das sein wahres Gesicht? dachte sie schaudernd. Was hätte sie wohl erwartet, wenn sie seine Frau geworden wäre? Der Liebhaber hätte sich in einen despotischen Ehemann verwandelt, der ihr Geld nahm und seine Wege ging.

»Ich habe Riesenauslagen gehabt – deinetwegen!« fuhr er fort. »Ich habe Kredite aufgenommen, um deine Ansprüche zu befriedigen. Wir sind in ein Hotel gezogen, weil im Castello umfangereiche Restaurierungsarbeiten im Gange sind, alles nur deintwegen. Und du willst mich jetzt mit ein paar Worten fortschicken?« Zynisch lachte er auf. »Du wirst vorher noch einige Rechnungen zu bezahlen haben, mein Täubchen!«

Sie sah ihn nur an. Ekel würgte sie. Mach nur so weiter, dachte sie, es wird mir helfen, niemals um dich zu weinen. Dann straffte sie sich. »Ich habe die Renovierungsarbeiten nicht veranlaßt«, erklärte sie kühl. »Schicke die Handwerker morgen nach Hause.«

»Es ist alles aufgerissen!« unterbrach er sie entrüstet.

»Dann laß es wieder zumachen, bis du eine andere Frau findest, die dafür aufkommt. Und was die sonstigen Auslagen betrifft«, um ihren Mund zuckte es, »ich hatte dir fünfzigtausend Mark auf ein Konto angewiesen, das wird wohl ausreichen.«

»Die sind längst ausgegeben«, entfuhr es ihm.

Ihr Mund öffnete sich vor Staunen. »Wie kann man so viel Geld in kürzester Zeit ausgeben?«

»So viel Geld!« äffte er nach. »Wir Cyprianis haben da ganz andere Maßstäbe.«

»Sonst wärt ihr wohl auch nicht an den Bettelstab gekommen!« Brigitte konnte es sich nicht verkneifen, diese Bemerkung zu machen, obwohl sie mit schmerzlicher Deutlichkeit empfand, wie unsagbar häßlich und entwürdigend dieses Ende war.

»Wenn du es genau wissen willst, ich habe es verspielt!« Man sah es ihm an, daß er sie jetzt provozieren wollte. »Zuerst war ich ganz groß im Gewinnen, ich dachte schon, ich könnte die Bank sprengen.«

Brigitte wandte sich ab. Sie ging zum Fenster und schloß es wieder. Dann zog sie die Vorhänge zu. Sekundenlang stand sie noch sinnend, bevor sie sich wieder zu Carlo umdrehte.

»Ich werde dir von Deutschland aus noch einmal dieselbe Summe schicken«, sagte sie, »damit du den Verpflichtungen nachkommen kannst, die du nur meinetwegen eingegangen bist, wie du mir deutlich zu verstehen gabst.«

In seinen Augen blitzte es auf. »Fünfzigtausend, ja? Kann ich mich darauf verlassen?«

Sie sah ihn an, diesen schönen Mann, den sie geliebt und der sich ihr jetzt als ein charakterloser Schwächling zeigte.

»Sie können sich darauf verlassen, Graf Cypriani«, sagte sie kalt und verächtlich.

*

Die Straße war eng, die Häuser hoch und schmalbrüstig. »Nr. 148,

hier muß es sein«, bemerkte der Taxichauffeur und trat auf die Bremse. Brigitte blickte an dem Haus empor. Es sah ärmlich aus. Im Erdgeschoß befand sich eine Schusterwerkstatt. Sie entlohnte den Chauffeur und stieg aus. Die Haustür stand offen, im Treppenhaus hingen Küchengerüche. Im dritten Stock fand sie an der Wohnungstür neben zwei anderen Namen den, den sie suchte: L. Acuto.

Brigitte zögerte, bevor sie auf den Klingelknopf drückte. Ob Carlo die Kleine hier besucht hatte? Wohl kaum, sie würden sich irgendwo getroffen haben. Und wenn Luisa in diese kleinbürgerliche Enge zurückgekommen war, dann träumte sie weiter vom großen Glück.

Wir sind Schwestern, dachte Brigitte, Frauen, die alles gegeben haben und um alles betrogen wurden.

Sie klingelte. Eine ältere Frau öffnete ihr, deren Kittelschürze sich um ausladende Formen spannte. »Ich möchte zu Fräulein Acuto«, sagte Brigitte. »Ist sie zu Hause?«

»Ja. Den Gang entlang, die rechte Tür«, antwortete die Frau und streifte die gutgekleidete Fremde mit einem neugierigen Blick.

Luisa Acutos Gesicht überzog eine dunkle Röte, als sie sah, wer zu ihr kam. Scheu nahm sie die Hand, die Brigitte ihr mit einem freundlichen Gruß bot. Dann räumte sie hastig ein paar Sachen weg, die herumlagen.

»Ich habe nur dieses eine Zimmer«, murmelte sie entschuldigend, »und ich wußte nicht – ich dachte nicht, daß ich Besuch bekommen würde.«

Brigitte übersah die Verlegenheit des Mädchens. »Sie haben es doch recht hübsch hier«, meinte sie. »Man erwartet das gar nicht.« Sie sah sich um. Tatsächlich war der ziemlich große Raum überraschend nett und geschmackvoll eingerichtet.

Luisa schien sich über das Lob zu freuen. »Die Möbel habe ich mir von meinem Verdienst gekauft«, antwortete sie mit bescheidenem Stolz. »Das Haus ist nicht sehr einladend, nicht wahr, aber dafür sind die Mieten billig.« Sie breitete rasch eine Decke über dem Tisch aus.

»Machen Sie sich nur keine Mühe, Luisa – ich darf Sie doch so nennen?« Sie lächelte leicht. »Ich bin doch mindestens zehn Jahr älter als Sie…«

»Ja, ich freue mich, wenn Sie Luisa zu mir sagen, das zeigt mir –«, sie stockte und blickte beiseite, »ich meine, dann weiß ich, daß Sie nicht mehr böse auf mich sind.« Sie rückte an einem Stuhl. »Bitte, wollen Sie sich nicht setzen, Signora«, fügte sie hastig hinzu.

»Wie sollte ich Ihnen dafür böse sein, daß Sie mir die Augen geöffnet haben«, sagte Brigitte ruhig und ernst. »Sie haben mich davor bewahrt, einen großen Fehler zu machen.«

Unsicher blickte das junge Mädchen sie an. »Sie haben es Carlo gesagt? Er wird sicher furchtbar wütend auf mich sein.« Sie warf den Kopf zurück. »Aber ich habe keine Angst vor ihm. Ich habe nichts Schlechtes getan!«

Brigitte strich den Bügel ihrer Handtasche glatt. »Ich habe mich von Graf Cypriani getrennt«, sagte sie. Es klang beinahe beiläufig.

Luisa Acuto nickte bedrückt. »Sie sahen so unglücklich aus, daß ich hinterher ganz zerrissen war. Es ist nicht leicht, einem Menschen so furchtbar

weh tun zu müssen. Aber«, sie sah Brigitte an, »Sie sind sehr stark und sehr tapfer, glaube ich.«

Ein winziges, eigenartiges Lächeln umspielte Brigittes Mund. »Ich versuche jedenfalls, es zu sein. Man darf sich nicht aufgeben, schon gar nicht für einen Mann wie diesen.«

Luisa senkte den Kopf. »Ich wollte mich aufgeben. Es ist ein Wunder, daß ich noch lebe. Aber ein halber Krüppel bin ich geworden.« Sie betrachtete ihr Bein, das dünn und kraftlos geworden war, weil sie nicht mehr richtig damit auftreten konnte.

Brigitte beugte sich vor. »Ja, und damit sind wir bei dem Grund meines Besuches. Ich fahre Ende der Woche nach Deutschland zurück, und ich möchte Sie mitnehmen. Sie sollen sich nicht länger als halber Krüppel fühlen müssen, Luisa!«

»Aber wieso denn?« stammelte das Mädchen fassungslos.

»Sie sollen ein künstliches Hüftgelenk bekommen, Luisa. Sie brauchen nicht zu erschrecken, das ist keine Operation auf Leben oder Tod, sondern für einen guten Chirurgen heute schon Routine. Und ich verspreche Ihnen, daß Sie nach wenigen Wochen wieder normal gehen können!«

Die Farbe kam und ging in Luisas Gesicht, aufgeregt befeuchtete sie mit der Zungenspitze ihre Lippen. »Ich kann das doch nicht bezahlen«, flüsterte sie, »so etwas kostet doch furchtbar viel.«

»Das wird an meiner Klinik gemacht«, sagte Brigitte. »Sie werden meine Privatpatientin sein. Haben Sie Vertrauen zu mir, Luisa!« Mit einem aufmunternden, herzlichen Lächeln sah sie das junge Mädchen an. »Die Frage ist nur, ob Sie sich so schnell freimachen können. Soll ich, als Ärztin, mit Ihrem Chef sprechen?«

Luisa Acuto senkte den Kopf und drehte die schmalen Enden ihres Stoffgürtels um die Finger. »Ich bin nicht mehr in dem Geschäft«, gestand sie widerstrebend. »Es ist ein vornehmer Laden, und der Chef meinte, ein hinkendes Mädchen könne er nicht gebrauchen. Eine neue Stelle hab' ich noch nicht...«

Brigitte preßte die Lippen zusammen. Dieses Mädchen hatte Carlo Cypriani auf dem Gewissen! Aber hatte er überhaupt ein Gewissen? »Machen Sie sich jetzt keine Sorgen mehr, Ihnen wird geholfen«, sagte sie entschlosen. »Übermorgen früh um acht Uhr hole ich Sie ab. Packen Sie ein paar Sachen zusammen. Wir fahren mit dem Wagen.«

Carlo hatte ihr, ohne jeden Kommentar, ihr Auto und ihre Koffer mit einem Chauffeur nach Genua geschickt.

Luisa Acuto nickte auf ihre Worte stumm und wie benommen. Brigitte stand auf. »Also abgemacht! Auf Wiedersehen, Luisa, und Kopf hoch!«

Zögernd ergriff das Mädchen Brigittes Hand. »Warum sind Sie so gut zu mir, Signora Dottore? Ich bin doch eine Fremde für Sie.«

Mit einem rätselhaften Blick sah Brigitte das junge Mädchen an. »Es gibt verschiedene Gründe dafür, Luisa. Einer davon ist, daß ich Ihnen dankbar sein muß...«

*

Von der nahen Kirchtumuhr schlug es acht, als Dr. Dieter Grothaus vor der Plessing-Klinik aus seinem Wagen stieg. Plötzlich stutzte er. Dieser dun-

kelblaue Mercedes dort – war das nicht Brigitte Plessings Wagen? Aber Brigitte war doch weit fort...

Er ging ein paar Schritte näher heran, um die Nummer erkennen zu können. Dabei lief ihm Dr. Wolfhardt über den Weg, der Nachtdienst gehabt hatte.

»Guten Morgen, Kollege Grothaus!« grüßte dieser. Er verhielt den Schritt. »Ja, da staunen Sie, was? Die Chefin ist wieder da!«

Ungläubig blickte Dieter auf die ihm bekannte Autonummer und dann auf Wolfhardt. »Wann ist sie denn gekommen?« fragte er perplex.

»Heute morgen um sieben war sie da. Sie tat, als wäre sie überhaupt nicht fortgewesen. Sie hat sich die wichtigsten Krankenblätter aushändigen lassen und ist damit in ihrem Zimmer verschwunden.« Dr. Wolfhardt grinste. »Na, dann viel Spaß heute, Herr Kollege. Ich leg' mich jetzt noch ein paar Stunden aufs Ohr.«

Was hat das zu bedeuten? fragte sich Dieter, als er in seinem Zimmer die Jacke auszog und in den Schrank hängte. Er war eher beunruhigt als erfreut.

»Frau Dr. Plessing ist wieder da«, sagte die Sekretärin, die kurz darauf hereinkam, um ihm einige Briefe zur Unterschrift vorzulegen, welche er am gestrigen Nachmittag im Sekretariat diktiert hatte.

»Ich hab's schon gehört...« Rasch überflog er die Zeilen und setzte seinen Namen darunter.

Zehn Minuten später klopfte er an die Tür des Chefzimmers im ersten Stock. Sein Herz schlug in einem harten, unregelmäßigen Rhythmus. Und dann stand er Brigitte Plessing gegenüber. Sie trug den weißen Arztkittel und sah ihm mit einem kleinen, gefaßten Lächeln entgegen.

»Guten Morgen, Dieter«, sagte sie und streckte ihre Hand aus. »Da bin ich wieder...«

»Ja.« Er fühlte sich einen Moment hilflos. Während er ihre Hand noch festhielt, sahen sie sich sekundenlang stumm in die Augen. Dann blickte er auf den Schreibtisch. Vor ihr lag ein Durchschlag des Dienstplans, auf dem sie mit ihrer klaren Handschrift einige Anmerkungen gemacht hatte. »Sind Sie gekommen, um nach dem Rechten zu sehen?« fragte er, und seine Stimme klang etwas heiser dabei.

»Ich bin gekommen, um zu bleiben«, entgegnete Brigitte mit Betonung. »Ab sofort werde ich mich wieder voll in den Dienstbetrieb einschalten. Sie sollen entlastet werden. Denn so viele Arbeitsstunden, wie Sie sich zugeteilt haben, hält auf die Dauer niemand durch.« Sie deutete auf den Dienstplan. »Aber setzen Sie sich doch, Dieter.«

Er kam ihrer Aufforderung nach.

Brigitte griff nach einem Schreibstift und drehte ihn zwischen den Fingern. »Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig«, begann sie nach einer kurzen Pause stockend, aber mit sehr beherrschtem Gesicht. »Meine Verlobung mit dem Grafen Cypriani habe ich gelöst. Wir werden uns nicht wiedersehen. Dieses Kapitel meines Lebens ist abgeschlossen.« Sie schwieg einen Augenblick, dann fügte sie leise hinzu: »Es tut mir leid, daß ich auf Ihre Warnung so schroff reagiert habe. Es mußte erst jemand anderes kommen, um mir die Augen zu öffnen...«

Erschüttert sah Dieter sie an. Er hätte jetzt froh und erleichtert sein

müssen, weil sie noch rechtzeitig zu der Erkenntnis gelangt war, daß dieser Mann ihre Liebe nicht verdiente. Aber sein Mitgefühl war stärker. Er mußte daran denken, wie strahlend glücklich sie gewesen war, wie überzeugt davon, daß ihr Leben die schönste Erfüllung gefunden hatte, und er ahnte, daß sie entsetzlich gelitten haben mußte, bevor sie den Entschluß faßte, ein Ende zu machen und heimzukehren.

»Ich kann mir vorstellen, wie es in Ihnen aussieht«, brachte er hervor, »und ich versichere Ihnen, daß ich weit davon entfernt bin, etwas wie Triumph zu empfinden, weil ich recht behalten habe.«

Sie senkte die Lider. »Das weiß ich, Dieter, dafür kenne ich Sie gut genug. Ich habe jetzt nur eine Bitte«, sie blickte ihn mit verschleierten Augen an, »wir wollen nicht mehr davon reden. Ich will kein Mitleid und keine Schonung. Wir wollen so tun, als wäre ich nur in einem langen Urlaub gewesen und nichts weiter wäre geschehen.«

Ihre Stimme schwankte ein wenig, aber sie faßte sich schnell wieder. »Tragen Sie mir nichts nach, und lassen Sie uns zusammenarbeiten wie vorher. Das ist es, was ich mir jetzt wünsche.«

Fest erwiderte er ihren Blick. »Ja, Brigitte, so soll es sein!« Er holte Atem. »Ich habe auch noch keine Schritte in die Wege geleitet, um hier irgend etwas zu verändern. Es war wie eine innere Stimme in mir –« Er brach ab und räusperte sich. »Aber was ist mit Ihrem Haus? Sie wollten es verkaufen. Hoffentlich erwachsen Ihnen jetzt keine Schwierigkeiten daraus!«

»Nein, ich habe den Verkaufsauftrag sofort zurückgezogen. Der Makler verlangt eine Gebühr für das entgangene Geschäft, aber ich habe mehr auf die Verlustliste zu setzen als dies...« Um ihren Mund zuckte es in trübem Spott. Sie legte ihre Hände vor sich auf den Schreibtisch zusammen. »Nun zu etwas anderem, was mir sehr am Herzen liegt«, fuhr sie mit sachlicher Stimme fort. »Ich habe ein junges Mädchen aus Italien mitgebracht. Sie heißt Luisa Acuto und ist zwanzig Jahre alt. Sie hatte einen Oberschenkelhalsbruch.«

»Unfall?« warf Dieter Grothaus knapp dazwischen.

»Selbstmordversuch. Sie stürzte aus einem Fenster im dritten Stock in die Tiefe.« Einen Augenblick sah Brigitte finster vor sich hin, dann sprach sie weiter: »Man hat ihr den Bruch in Genua zusammengenagelt. Aber es sieht nicht gut aus. Sie hinkt und hat manchmal bei jedem Schritt Schmerzen. Ich möchte, daß diesem Mädchen geholfen wird. Es liegt mir sehr viel daran.«

Dietern nickte. »Haben Sie schon die Unterlagen, Röntgenbilder und Krankengeschichte?«

»Nein, nichts. Wir werden sie von hier aus anfordern, mit einem entsprechenden Schreiben. Sie wurde in Genua in der Klinik Santa Margherita behandelt...«

*

Seit acht Tagen wohnte Luisa Acuto im Gästezimmer der Villa Plessing. Obwohl es ihr in ihrem Leben noch nie so gutgegangen war und sie sich bei schönem Wetter den ganzen Tag im Garten in die Sonne legen konnte,

fühlte sie sich doch oft recht einsam und verloren. Alles war ihr so fremd, und die Stille erschien ihr manchmal beklemmend. Es gab in diesem gepflegten Haus auch nichts für sie zu tun. Eine Unterhaltung mit Frau Horn, der freundlichen Haushälterin, scheiterte an Verständigungsschwierigkeiten. Ihre Beschützerin aber kam abends oft erst spät nach Hause. Luisa ahnte, weshalb die Signora Dottore sich hier in die Arbeit gestürzt hatte.

An diesem Tag aber erschien sie pünktlich zum Abendessen. Erfreut ging Luisa ihr entgegen.

»Ich habe einen italienischen Salat gemacht, Signora!« verkündete sie strahlend. »Frau Horn hatte nichts dagegen, daß ich ein wenig in der Küche herumwirtschaftete. Hoffentlich schmeckt es Ihnen auch!«

Lächelnd ergriff Brigitte den Arm des jungen Mädchens. »Er wird mir bestimmt schmecken!« versicherte sie herzlich. »Ich habe nämlich großen Hunger, weil ich heute mittag kaum dazu gekommen bin, etwas zu mir zu nehmen.«

Nach dem Abendessen wollte Luisa sich taktvoll zurückziehen, aber Brigitte hielt sie zurück. »Kommen Sie, wir setzen uns noch eine Stunde auf die Terrasse. Es ist so ein milder Abend heute.«

»Ja, fast so wie in Italien!« Es klang sehnsüchtig. Prüfend sah Brigitte ihren Schützling an. »Haben Sie Heimweh, Luisa?«

Das Mädchen errötete. »Ein wenig schon«, gestand sie, »obwohl ich es so gut bei Ihnen habe, daß ich nicht weiß, womit ich das verdiene.«

»Ich verstehe Sie schon.« Brigitte rückte die Gartenstühle um den runden Tisch zurecht. »Das Warten muß ziemlich zermürbend für Sie sein. Aber damit ist es nun vorbei.« Sie setzte sich und forderte Luisa mit einer Handbewegung auf, es ihr nachzutun. Dann sah sie das Mädchen mit einem ruhigen Blick an. »Morgen fahren Sie mit mir in die Klinik, dort werden Sie untersucht und auf die Operation vorbereitet, die für übermorgen vormittag um zehn Uhr angesetzt ist.«

Luisa erblaßte jäh. Sie hatte auf diese Ankündigung gewartet, aber jetzt, da das entscheidende Ergebnis kurz bevorstand, erschrak sie doch. Mit flackernden Augen gab sie Brigittes Blick zurück, kein Laut kam über ihre Lippen.

»Sie brauchen keine Angst zu haben, Luise«, sagte Brigitte. »Wir haben Ihre Krankengeschichte, die heute mit der Post kam, genau studiert, und meine Vermutungen haben sich bestätigt. Mein bester Chirurg, Dr. Grothaus, wird Ihnen ein künstliches Hüftgelenk einsetzen. Damit werden Sie beschwerdefrei sein.«

»Werden Sie bei der Operation dabeisein?« fragte Luisa unruhig.

»Ja, ich werde Dr. Grothaus assistieren. Und wenn Sie aus Ihrer Narkose erwachen, werde ich auch bei Ihnen sein. Sie sollen sich nicht allein und verlassen fühlen.«

Am übernächsten Tag lag Luisa Acuto auf dem Operationstisch. Vier Ärzte und drei Operationsschwestern waren um sie versammelt.

Wie ein genialer Handwerker ging Dr. Grothaus mit Säge und Fräse um. Dr. Hermes und Dr. Brigitte Plessing assistierten ihm.

Mein Vater könnte es auch nicht besser machen, mußte Brigitte den-

ken, als der Oberarzt, um die künstliche Knochenpfanne genau einpassen zu können, mit dem gezackten Kugelkopf des Instrumentes den Knorpel in der Gelenkpfanne ausfräste. In die halbrunde Höhle des Beckenknochens goß er Palakos, einen schnell härtenden Kunststoff. Dann paßte er die künstliche Gelenkpfanne ein. Sie saß haargenau.

Seit Beginn der Operation waren 35 Minuten vergangen. Dr. Witt, der Anästhesist, hängte den zweiten Tropf mit Kochsalz- und Traubenzuckerlösung an den Narkoseapparat. Er zog das Lid der Patientin hoch. Die Pupille war klein und nach oben gekippt. Sie lag im Tiefschlaf. »Herz und Blutdruck normal«, meldete er.

Dr. Grothaus nickte und nahm aus der Hand der Schwester einen elektrischen Bohrer, bohrte damit die Markhöhle des Oberschenkelknochens konisch auf. Wieder wurde die entstandene Höhlung mit Palakos ausgegossen.

Jetzt war alles vorbereitet, um den künstlichen Schenkelhals und -kopf einzusetzen. Das etwa zehn Zentimeter lange menschliche Ersatzteil bestand aus eigens für diesen Zweck entwickeltem Edelstahl. Noch einige Sekunden höchster Anspannung, dann schmiegte sich die Gelenkkugel aus Stahl in die künstliche Gelenkpfanne. Sie wurde von den Muskeln, die vom Oberschenkel zum Beckenknochen gehen, festgehalten, nachdem der Chirurg den Haken aus der Operationswunde genommen hatte.

»Erstklassige Arbeit mal wieder«, murmelte Dr. Hermes jetzt anerkennend.

Dieter Grothaus sah auf, ein kleines, belustigtes Funkeln lag in seinen Augen. »Loben Sie sich selbst?«

»Klar, wen denn sonst«, brummte Dr. Hermes.

Brigitte Plessing und Dieter Grothaus tauschten einen raschen, lächelnden Blick des Einverständnisses. Selbst in diesem Augenblick empfanden sie das starke Gefühl der Zusammengehörigkeit, das in den Tagen seit Brigittes Heimkehr gewachsen war.

Die zierliche koreanische Operationsschwester reichte Dr. Grothaus die eingefädelten Nadeln. Mit festem Kunststoffzwirn nähte er die Muskelplatten, die sich rund um den künstlichen Schenkelhals schlossen, wieder zusammen. Für jeden Stich nahm er eine neue Nadel, verknotete die Fäden und ließ sie hängen.

Brigitte hielt die Enden, die schließlich wie ein Strahlenbündel in ihrer Hand zusammenliefen. Dr. Hermes schnitt sie ab, so daß bei jedem Stich zwei nur etwa drei Millimeter lange Fadenenden stehenblieben. Anschließend wurde eine Dränage eingelegt und die Fettschicht und die Haut auf gleiche Weise zusammengenäht.

Als Dr. Hermes die sterilen Tücher entfernte, waren seit Beginn der Operation genau 85 Minuten vergangen. Dr. Grothaus richtete den gekrümmten Rücken auf, jetzt erst spürte er, wie die Bleischürze auf seinem Nacken gelastet hatte.

»Kontrolldurchleuchtung!« befahl er kurz.

Auf der Mattscheibe des Schirms erschien mit scharfen Konturen das Röntgenbild des künstlichen Schenkelhalses.

»Was für eine schöne Gelenk!«

sagte die kleine Koreanerin und warf dem Oberarzt einen verehrungsvollen Blick zu.

Irgend jemand lachte, die Anspannung dieser Stunde löste sich. Die Patientin wurde hinausgefahren.

»In vier Wochen wird die Kleine wieder tanzen gehen können«, meinte Dr Grothaus, als er mit Brigitte in den Waschraum ging.

»Ja«, gab diese zurück, »das mußte einfach sein, ich wäre sonst den Gedanken an dieses hinkende Mädchen nicht mehr losgeworden.«

Dieter gab ihr einen nachdenklichen Blick. Er hatte sich schon manchmal überlegt, in welcher Beziehung Brigitte zu Luisa Acuto stand.

»Sie haben sicher Ihre Gründe dafür, daß Sie so innigen Anteil an dem Schicksal dieses Mädchens nehmen«, bemerkte er vorsichtig.

Ein Schatten fiel über ihr Gesicht. »Allerdings...« Mit einer langsamen Bewegung streifte sie die grüne Schürze ab, die sie im Operationssaal getragen hatte, und warf sie in den dafür bestimmten Behälter. »Vielleicht werde ich es Ihnen später einmal erzählen. Wenn es mir nichts mehr ausmacht, über gewisse Dinge zu sprechen.«

Dieter begriff, daß es über die italienische Patientin eine Verbindung zu Carlo Cypriani geben mußte. Litt sie noch um ihn, war ihre äußere Gelassenheit nur ein Täuschungsmanöver und verbarg sich dahinter die Qual schmerzvoll durchwachter Nächte? Er preßte die Lippen zusammen, während er sich mit verbissener Gründlichkeit die Hände wusch. Zorn und Eifersucht mußte er niederkämpfen, die heiß in ihm aufwallen wollten. Zorn auf den Mann, der sie enttäuscht hatte, und Eifersucht auf die Gefühle, die sie jenem entgegengebracht hätte, der es nicht wert war.

*

Es war vierzehn Tage später. Die Visite war gerade beendet. Brigitte wollte in ihr Zimmer gehen, als sich ihr ein junger Mann näherte. In italienischer Sprache erkundigte er sich, ob sie »la Signora Dottore Plessing« sei. Als Brigitte überrascht bejahte, sagte er: »Mein Name ist Antonio Versini, ich möchte Fräulein Acuto besuchen. Aber, wenn Sie erlauben, möchte ich vorher gern ein paar Worte mit Ihnen sprechen. Man hat mir unten gesagt, daß sie die behandelnde Ärztin sind.«

»Ja, das stimmt.« Brigitte öffnete die Tür zu ihrem Zimmer. »Bitte, Herr Versini!« Sie nahm hinter ihrem Schreibtisch Platz und bot dem Besucher einen Stuhl an. Dabei musterte sie ihn auffällig. Er sah nett aus.

»Wie geht es Luisa?« war seine erste Frage.

»Den Umständen entsprechend recht gut«, antwortete Brigitte. »Sie braucht natürlich noch Schonung, aber in spätestens einer Woche wird sie wieder richtig gehen können.«

In seinen Augen leuchtete es warm und froh auf. »Wirklich? Das ist ja wie ein Wunder!«

Brigitte lächelte. »Ein Wunder ist es nicht. Wir haben ihr ein künstliches Hüftgelenk eingesetzt. Damit ist schon vielen Menschen geholfen worden.«

Bewundernd sah der junge Mann sie an, dann holte er Luft und lehnte

sich entspannt zurück. Er sah aus wie jemand, dem eine große Last von der Seele genommen war.

»Luisa wird sich sicher freuen«, fuhr Brigitte tastend fort, »wenn sie Besuch aus der Heimat bekommt. Sie fühlt sich ein bißchen einsam hier, das ist ja auch verständlich.«

»Ich hoffe, daß sie sich freuen wird«, äußerte Antonio Versini. Er zögerte, weiterzusprechen.

Brigitte wollte ihm helfen. »Darf ich wissen, wie sie zu Luisa Acuto stehen? Sie können ganz offen zu mir sein, denn ich betrachte Luisa als meinen Schützling.«

»Ich mag Luisa sehr«, gestand der junge Mann freimütig. »Wir haben bei der Firma Caldero zusammen gearbeitet, sie war dort Verkäuferin, ich bin im Büro tätig. Wir sind mal ausgegangen, aber mehr war nicht zwischen uns. Sie war immer nett zu mir, aber mehr freundschaftlich, doch ich hatte die große Hoffnung, daß wir eines Tages ein Liebespaar werden würden.« Er blickte auf seine Hände, sein Gesicht verfinsterte sich. »Plötzlich war alles vorbei. Sie wollte nichts mehr von mir wissen. Sie sah durch mich hindurch, als wäre ich Luft. Das hing mit diesem geschniegelten Schönling zusammen, der ihr den Kopf verdreht hatte. Natürlich, wenn einer mit einem Lamborghini daherkommt... Aber ich hab' nicht gedacht, daß Luisa auch so wäre!« Er sprang auf, als hielte es ihn nicht länger auf seinem Stuhl. Mit temperamentvollen Gesten fuhr er fort: »Er hat sie ins Unglück gebracht, dieser Mensch! Sie wollte sich umbringen! Wenn sie gestorben wäre, dann hätte er sie auf dem Gewissen gehabt!«

»Bitte beruhigen Sie sich, Herr Versini«, sagte Brigitte mit spröder Stimme. »Luisa hat eine bittere Erfahrung gemacht, aber sie ist darüber hinweggekommen. Sie ist nicht daran zerbrochen, sondern hat wieder neuen Lebensmut.« Brigitte rückte an einem Umschlag mit Röntgenbildern, der vor ihr auf dem Schreibtisch lag. Was ich da sage, das klingt, als spräche ich von mir selber, dachte sie.

Antoni Versini setzte sich nach seinem Ausbruch wieder hin und strich sich mit einer fahrigen Geste über das braune Haar. »Entschuldigen Sie«, murmelte er, »wenn ich nur daran denke, steigt mir die Galle hoch. So ein liebes, anständiges Geschöpf, und völlig verstört war sie.«

Er schwieg ein paar Sekunden, dann richtete er sich auf. »Ich wollte ihr helfen, ihr gut zusprechen, als sie in Genua im Krankenhaus lag, und auch später, als sie wieder zu Hause war, aber sie wies mich stets ab. Dabei hatte ich immer das Gefühl, daß sie einen Menschen brauchte...« Grübelnd starrte er vor sich hin.

»Sie hat sich wohl geschämt, deshalb zog sie sich von allen zurück«, meinte Brigitte leise. »Aber einen Menschen, der es gut mit ihr meint, braucht sie ganz gewiß, heute ebensosehr wie damals. Einen Menschen ihrer Sprache, ihrer Lebensart. O doch, Herr Versini ich bin überzeugt, daß sie sich sehr freuen wird, Sie zu sehen!«

Sein Gesicht, in dem man lesen konnte wie in einem offenen Buch, verzog sich zu einem hoffnungsvollen Lächeln. »Glauben Sie? Dann wäre die weite Fahrt ja nicht umsonst gewesen. Es ist ein ganz schönes Ende von Genua hierher!«

Brigitte nickte verständnisvoll. »Wie haben Sie denn überhaupt erfahren, daß sie hier ist?«

»Ich komme oft an Luisas Haus vorbei, und da sah ich, daß die Jalousien vor ihrem Fenster immer herabgelassen waren. Da hab' ich mir wieder Sorgen um sie gemacht und eine Nachbarin gefragt, eine jüngere Frau, mit der Luisa sich immer gut verstanden hat. Ihr hatte Luisa erzählt, daß sie in Deutschland operiert werden sollte, und sie hatte ihr auch die Adresse dagelassen.«

Antonio Versini rieb sich die Hände, und mit einem verschmitzten, jungenhaften Ausdruck fuhr er fort: »Da hab' ich am nächsten Tag meinen Urlaub genommen, mich in meinen Fiat gesetzt und bin losgefahren. Und jetzt warte ich auf sie, bis sie gesund ist, und dann nehme ich sie mit nach Genua!« Triumphierend sah er sein Gegenüber an.

Brigitte mußte lächeln über sein Temperament. »Wo wohnen Sie denn jetzt?« erkundigte sie sich.

»Ich habe einen Bruder in Frankfurt, bei dem kann ich unterkommen. Er arbeitet bei der Alitalia, der italienischen Luftfahrtgesellschaft. So weit ist es ja nicht bis nach Frankfurt.«

»Dann ist wohl alles bestens geregelt. Und nun wollen Sie sicher zu Luisa?« Sie erhob sich.

»Ja!« Antonio Versini stand auf, eine Blutwelle lief über sein Gesicht. Er schien plötzlich sehr aufgeregt zu sein. Er folgte Brigitte, doch an der Tür blieb er stehen. »Jetzt habe ich doch ganz vergessen, ihr was mitzubringen«, murmelte er betreten.

»Das ist nicht so wichtig«, lachte Brigitte, »Sie können es ja nachholen. Daß Sie von Genua zu ihr kommen, wird für Luisa das schönste Geschenk sein.«

Sie betrat als erste Luisas Zimmer. Das Mädchen saß in einem leichten, buntgemusterten Morgenrock auf einem Stuhl am Fenster und blätterte in einer der italienischen Zeitungen, die ihr Brigitte regelmäßig kaufte. »Es ist Besuch für Sie da, Luisa«, sagte die Ärztin mit einem verheißungsvollen Lächeln.

»Besuch – für mich?« fragte Luisa verwundert.

»Ja, ein Landsmann von Ihnen...« Sie wandte sich um und gab durch die offenstehende Tür dem draußen wartenden Antonio Versini einen Wink. Mit gerötetem Gesicht kam dieser näher. Luisa ließ die Zeitung zu Boden flattern.

»Tonio!« rief sie jubelnd aus. Sie stand auf und hielt sich an der Stuhllehne fest. »Tonio –«, stammelte sie noch einmal voller Freude.

Bewegt ging er auf sie zu. Man sah es ihm an, wie glücklich ihn ihre Reaktion machte. In einem zärtlichen, neckenden Ton sagte er, während er den Arm um sie legte: »Siehst du, Luisa, mich wirst du einfach nicht los, wohin du auch gehst...«

Sie hob das Gesicht zu ihm auf, und innig sprach sie: »Lieber Tonio, ich habe das nicht verdient.«

Was Antonio Versini darauf antwortete, hörte Brigitte nicht mehr; unbemerkt hatte sie das Zimmer verlassen. Ein Ausdruck von Rührung und Freude stand in ihrem Gesicht. Unbewußt lächelte sie vor sich hin. Ein paar Sekunden lang stand sie versonnen da.

Schwester Beate, die auf dem Flur die Blumen in den Töpfen begoß und

sie so sah, dachte: Richtig lieb sieht sie aus, unsere Chefin. Sehr ernst ist sie ja oft noch, aber gegen früher ist sie viel wärmer und menschlicher geworden. Woran das wohl liegen mag?

*

Luisa war ganz aufgelöst. Wie ein Irrwisch lief sie im Zimmer herum. Der Koffer wollte nicht zugehen. Ihre Pantoffeln hatte sie vergessen, sie standen noch unter dem Bett. Und wo hatte sie bloß ihre Lockenwickler? »Ich werde nicht fertig sein, wenn Tonio kommt«, jammerte sie.

»Er kommt ja erst um elf«, beruhigte Brigitte sie mit einem amüsierten Lächeln. Sie legte ein Päckchen mit Proviant auf den Tisch. »Damit ihr nicht verhungert unterwegs!«

»Danke, oh, vielen Dank!« Luisa stürzte ins Gästebad, wo sie endlich ihre Lockenwickler fand. Sie stopfte sie in die Tasche.

Unten fuhr ein Wagen vor. Rasch trat Brigitte ans Fenster. Ob das Dieter Grothaus schon war? Sie hatte ihn für diesen Sonntagmittag zum Essen eingeladen. Aber es war Tonio, der mit behenden Bewegungen aus seinem Fiat stieg. Er kam, um seine Luisa, die gestern aus dem Krankenhaus entlassen worden war, zur frohen Heimfahrt nach Genua abzuholen.

Als es ans Abschiednehmen ging, traten Luisa Tränen der Ergriffenheit in die Augen. »Wie kann ich es Ihnen nur jemals danken, was Sie für mich getan haben«, stammelte sie. Aber Brigitte wollte keinen Dank. Mit einer herzlichen Geste legte sie Luisa die Hand auf den Arm. »Es ist schon gut, ich bin froh, daß Ihnen geholfen werden konnte. Alles Gute für die Zukunft, Luisa – und Ihnen auch, Herr Versini. Viel Glück!«

»Wir haben unser Glück durch Sie gefunden, Signora!« Verehrungsvoll verneigte sich der junge Mann vor Brigitte Plessing.

»Ach, ich glaube, Sie hätten auch ohne diesen Umweg zueinandergefunden«, meine Brigitte. »Aber mit einer gesunden, springlebendigen Luisa werden Sie's leichter haben.« Sie geleitete die beiden hinaus.

Plötzlich sah sie von der anderen Seite Dieter Grothaus mit seinem Wagen kommen. Er stoppte hinter dem Fiat und stieg schnell aus. »Da bin ich ja gerade zurechtgekommen, um Ihnen eine gute Heimfahrt zu wünschen!« sagte er aufgeräumt und drückte Luisa Acuto und Antonio Versini die Hand. Brigitte, die vor der Tür stand, rief: »Schreibt mir eine Karte, wenn ihr Hochzeit macht, damit ich euch gratulieren kann.«

»Das wird bald sein, sehr bald, Signora Dottore!« rief Tonio fröhlich, bevor er sich neben Luisa ans Steuer setzte. Sie winkte zurück.

Brigitte und Dieter sahen dem Fiat nach, bis er um die Ecke verschwand.

»Wie glücklich sie sind, diese beiden«, sagte Brigitte.

Sie wandten sich um und gingen zusammen ins Haus. Eine seltsame Befangenheit war plötzlich zwischen ihnen. Da faßte der Mann Brigitte um die Schultern und suchte ihren Blick.

»Könnten wir es denn nicht auch endlich sein?« fragte er eindringlich.

Ein leichtes Rot stieg in Brigittes Wangen. »Ja, Dieter«, antwortete sie. »Wir sollten auch bald heiraten – vorausgesetzt, daß du es noch wünschst.«

»Wie kannst du fragen! Ich liebe

dich schon so lange, ich habe um dich gelitten und um dich gebangt... jetzt möchte ich dich nicht ein zweites Mal verlieren.« Forschend sah er sie an. »Aber es sollte nicht mehr der Schatten eines anderen Mannes zwischen uns stehen«, fügte er sehr ernst hinzu.

»Nicht der leiseste Schatten steht zwischen uns«, beteuerte Brigitte. »Es gibt keinen Carlo Cypriani mehr für mich. Du siehst, ich kann den Namen ganz ruhig aussprechen, er findet kein Echo mehr in meinem Herzen. Unsere Abschiedsstunde war so häßlich, wir sprachen zuletzt nur noch von Geld – und da soll ich nicht froh sein, daß es vorbei ist?«

Sie legte ihre Arme um seinen Hals. Es war eine spontane Geste, und Dieter zog Brigitte zärtlich an sich.

»Als ich heimfuhr«, sprach er leise weiter, »da war mir, als käme ich heim zu dir. Alles wurde klar und einfach, da war nichts Verworrenes, Überhitztes mehr. Ich war in meine Welt zurückgekehrt, und meine Welt bist du!«

Dann küßten sie sich, und sie erkannten beide in diesem Augenblick, daß die gemeinsame Zukunft für sie soeben begonnen hatte.

–ENDE–

Bewahren Sie sich eine heile Welt. Lesen Sie die beliebten KELTER-ROMANE!

Diese Serie können Sie auch bei ROMANTRUHE-BUCHVERSAND, Hermann-Seger Str. 33-35, 50226 Frechen abonnieren.

Wir verwenden Papier, das bis zu 70 % aus Altpapier besteht. Das ist unser Beitrag zum Umweltschutz.

Martin Kelter Verlag (GmbH & Co.) · Mühlenstieg 16-22 · 22041 Hamburg · Postfach 70 10 09 · 22010 Hamburg
Telefon Sa.-Nr. 040 / 68 28 95-0, Telefax: 040 / 68 28 95 50 · Auslieferung in Österreich: Pressegroßvertrieb Salzburg, 5081 Salzburg-Anif, Niederalm 300, Telefon 0 62 46 / 37 21 · Telex: 632 759 pgs a · Auslieferung in der Schweiz: Kiosk AG., Basel; Naville & Cie. SA., Genf · Export ins übrige Ausland: Deutscher Pressevertrieb Buch-Hansa Hamburg. **Anzeigenverwaltung: Büttner Medien GmbH,** 60325 Frankfurt, Westendstraße 73, Telefon 069 / 75 61 90-0, Telefax: 069 / 75 61 90 40, z. Z. gültige Anzeigenpreisliste Nr. 23 · Printed in Germany by Mero-Druck Otto Melchert GmbH & Co. KG, Geesthacht. Romane und Rätsel dürfen nicht verliehen oder zu gewerbsmäßigem Umtausch verwendet werden. Führung in Lesemappen nur mit Genehmigung des Verlages. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Bildvorlagen übernimmt der Verlag keine Gewähr. Dieser Roman ist unter Berücksichtigung des Gesetzes über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften gewissenhaft geprüft worden. Im Verkaufspreis ist die gesetzliche MWSt. enthalten. Dargestellte Personen auf den Titelbildern stehen mit dem Roman in keinem Zusammenhang.









Das bunte Programm beliebter Romane. Überall im Zeitschriftenhandel!







kelter